Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

489ter bis 491ter Band.

Enthält:

Pariser Liebschaften.

Erstes bis drittes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

G. n. 3180

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei J. E. Seitz in Ulm.

Pariser Liebschaften.

Von

Paul Feval,

Verfasser der „Londoner Mysterien.“

Deutsch

von

Dr. Scherr.

BIBLIO
REGIA
MONACE

Erstes bis drittes Bändchen.

[4]

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Einleitung.

Der Karneval.

1.

Die Masken.

Unsere Geschichte beginnt mit dem letzten Tage des berühmten Karnevals vom Jahre 1826, welcher der ganzen lebenslustigen Pariser Jugend ewig unvergeßlich bleibt.

Es war fünf Uhr Abends. Die Nacht brach herein. Der Garten des Palais=Royal bot einen feenhaften Anblick dar. Der betäubende Lärm, das fieberhafte Gewoge, das ungeheure Lichtmeer, dieß Alles zusammen machte einen Eindruck, der sich nicht beschreiben läßt.

Alle Gewölbe der Galerien, fast lauter Spielsäle, Kaffee's, Restaurationen oder jene Tempel der Lust, deren rechten Namen kein Mund nennt und keine Feder schreibt, waren glänzend erleuchtet. Trotz der schneidenden Kälte blieben die meisten Fenster geöffnet und gestatteten Tausenden von neugierigen Zuschauern den Einblick in dieß flammende Parallelogramm, wo jedes Plätzchen besetzt war, so daß es einem riesenmäßigen Ballsale glich.

Der Anfang dieser Nacht toller Freude versprach das Beste. Schon die bloße Luft wirkte berauschend. Ueberall lachende Gesichter. Kein trüber Schatten fiel in die Halle des Festes; auch das kleinste Fenster gab seinen Beitrag an Licht und Lärm zu diesem Feuer- und Jubelmeer.

Ein einziger dunkler Fleck ließ sich in dem Lichtstreifen auf der ganzen Façade des Flügels Valois bemerken. Dieß war ein kleines Fenster im vierten Stock,

durch dessen dicht verschlossene Jalousien ein matter Schimmer fiel.

Dieß Fenster gehörte einer schmalen, langen, ärmlich möblirten Kammer an, wo ein Mann, durch Krankheit abgezehrt und gebleicht, auf dürftigem Lager röchelnd schlummerte.

Vor dem Bette knieten drei schöne Mädchen, deren ältestes sechszehn Jahre zählen mochte, auf den kalten Fliesen und beteten mit gefalteten Händen.

Am Kopfende saß eine noch junge Frau mit verweinten Augen. Ihre Blicke, worin Zärtlichkeit und Verzweiflung sich mischten, hafteten auf dem blassen Antlitz des Kranken.

Hinter ihr stand ein schöner fünfzehnjähriger Jüngling mit gramumwölkter Stirne und tiefsinnig-stolzem Auge.

Hinter ihm ein Bauer in den Vierzigern, eine muskulöse, herkulische Gestalt. Sein offenes, ehrliches Gesicht barg er in den Händen.

Mitten im Zimmer, vor dem fast erloschenen Heerdfeuer, saß auf hartem Strohsessel eine hochbejahrte Greisin und las mit schwacher, bebender Stimme die Schlußverse eines lateinischen Gebetes.

Außer dieser Dame, die stolz-aufrecht, kalt und vornehm im Stuhle saß und die Gefühllosigkeit selbst schien, trug Alles im ärmlichen Gemache die Spuren des tiefsten Elends und der bittersten Bekümmerniß. Von Zeit zu Zeit drang ein lautes Jubelgeschrei aus dem Garten herauf und erstickte das eintönige Gebet der alten Dame. Dieser Gegensatz zwischen der trunkenen Lust draußen und der finstern, bis in ihre Thränen stummen Verzweiflung drinnen, schnitt tief in's Herz. Als der Kranke in Fieberträumen vom Bett auffuhr, stockte das Gebet auf den bleichen Lippen der jungen Mädchen und der Jüngling warf einen wüthenden Blick auf das Fenster, als wollte er diesem Chaos von Geschrei, Gesang und Gelächter zu seinen Füßen, das dem grausamen Schmerze Hohn sprach, Stillschweigen gebieten.

Aber wenn der Lärm für einen Augenblick erstarb, geschah es nur, um im nächsten noch toller und wilder zu erstehen und den Seelenleiden dieser Familie grausamen Trotz zu bieten....

Und doch war die Stunde günstig. Die Roulettetische feierten, denn die Reihe kam jetzt an die Restaurationen. Eine Flut von Weibern, mit oder ohne Masken, verkleidet und unverkleidet, alle zauberisch geschmückt, ergoß sich in die Galerien und in den Garten. Draußen schmetterten auf allen Seiten die hellen Trompeten. Durch jeden Eingang wälzten sich, Kopf an Kopf gedrängt, die Scharen neuer Ankömmlinge ein, deren sechsspännige Kaleschen, von Vorreitern, Stallknechten und Herolden begleitet, vor der Terrasse der Straße Vivienne, auf dem Platze des Palais-Royal, unter dem Theater-Français, in der Straße Montesquieu, kurz, überall, wo es auf diesem Tummelplatze ausgelassener Lust noch ein Plätzchen gab, anhielten.

In dieser Stunde, wo das Rollfeuer der tausend Wortscharmützel von allen Seiten her sich kreuzt, sehen wir drei Personen, die wenig Antheil an dem Feste zu nehmen scheinen, und sich auf einen Augenblick aus dem stets wachsenden Gewühle absondern.

Die erste war ein Mann von mittlerer Größe und offenbar fremder Tournüre. Sein Gesicht verrieth einen Fünfziger. Biederkeit, Offenheit und Klugheit sprachen aus seinen Zügen. Aber in dieser Feenwelt mußte jeder andere Ausdruck auf seinem Antlitz dem einer kindlich-naiven Bewunderung Platz machen, wogegen sein natürlich-ernstes Phlegma und seine finstere Miene vergeblich ankämpften. Er trug Stulpstiefeln über eng anliegenden Beinkleidern; sein schwarzer Ueberrock mit hochaufstehendem, gewölbtem Kragen bedeckte einen halb zugeknöpften blauen Frack mit goldenen Knöpfen, während ein Mantel zusammengelegt über seinen linken Arm hing.

Wir brauchen nicht zu erinnern, daß im Palais-Royal, jenem ungeheuern Hotel, wo die Reisenden aller

Länder und Zonen zusammentreffen, jeder Gast auf größte Schonung und Verschwiegenheit rechnen darf. Die Fremden gehen und kommen unbemerkt und unbelästigt durch neugierige Blicke müssiger Zuschauer. Die Ankunft eines Russen oder Persers erregt hier eben so wenig Staunen, als in Boulogne-sur-mer die Landung eines vierhundertpfündigen Engländers.

Unser Fremder ging in den steinernen Galerien auf und ab. All die Wunder der Schönheit, welche jene weltberühmten Kurtisanen, deren Gedächtniß Engländer und Amerikaner gewissenhaft fromm bewahren, vor ihm zur Schau trugen, hatten keinen Reiz für ihn. Er war augenscheinlich ein Mann von reinen, strengen Sitten, der in diesem Meer üppiger Lustbarkeiten nicht in seinem Elemente war. Zugleich ein Neuling, dem die abstoßende Seite dieser Verführungskünste entgehen mußte, und der keinen andern Schild hatte, als seine Schamhaftigkeit.

Unsere zweite Person schien um fünf oder sechs Jahre jünger als die erste. Sein Wuchs war hoch und breit. Man sah von seiner Toilette Nichts als den untern Theil der Stiefel, die hie und da leicht mit Schmutz befleckt waren, eine seltene Erscheinung in Palais-Royal von 1826, wo zu beiden Seiten aller Eingänge glänzende Schuhputzerbuden prangten.

Der ganze übrige Theil seiner Kleidung verschwand unter den Falten eines weiten Mantels ohne Kragen und Pelzwerk, dessen rechter Schooß über die linke Schulter geworfen war und das untere Gesicht bedeckte.

Was man von diesem Gesichte sah, überraschte und imponirte trotz der zu stark gebogenen Nase und den buschigen, spitzgewölbten Brauen. Aus den dunkeln, tiefliegenden Augen schoß ein kalter, aber lebhafter und gebieterischer Blick hervor, der Abglanz einer stolzen, ehrgeizigen, kraftvollen, unbeugsamen Seele. Ein breiter, niedriger Filzhut mit gekrümmten Rändern ging tief in's Gesicht und verdeckte die Form der Stirne.

Ungeachtet seines Anscheines von stolzem Ernste,

benahm sich dieser Mann auf eine räthselhafte Weise. So oft ihm längs der Galerien oder im Garten eine unverkleidete Person auffiel, gab er ihr ein geheimes Zeichen, ging rasch vorüber, kehrte dann plötzlich um, sah ihr unter den Hut und flüsterte ihr ein Wort in's Ohr.

Die, welche er so anredete, lachten oder ärgerten sich, je nachdem sie mehr oder minder gut gelaunt waren. Aber Allen kehrte er gleicherweise den Rücken zu, unbekümmert um ihr Gelächter oder ihren Verdruß. Er ließ einige zornige Worte hören und verschwand hinter der nächsten Gruppe.

Wer ihn so herumstöbern sah, mußte ihn entweder für einen Wahnsinnigen halten oder für einen jener Maronenverkäufer, die unter ihrem Mantel verbotene Waaren feilbieten. Aber wer dem kalten, durchbohrenden Blicke seines Auges begegnete, der mußte auf andere Gedanken kommen.

Von Zeit zu Zeit schien er muthlos zu werden Angesichts dieses Menschenmeeres, das immer höher und lauter um ihn anschwoll. Seine Augen irrten unruhig, unentschlossen, geblendet in der Menge umher. Er lehnte sich gegen eine Säule und schien, des Krieges müde, seiner räthselhaften Arbeit entsagen zu wollen. Während er so ausruhte, ließ er den Schooß des Mantels fallen und legte einen Brief auseinander, den er zusammengedrückt in der Hand hielt.

„Eine Stunde früher,“ murmelte er, unter eine Laterne tretend, „ließ ich auf alle ankommenden Postwagen Acht geben .... Aber jetzt! ....“

Unwillig zuckte er die Achseln und fuhr zähneknirschend fort:

„Eine Nadel in einem Bund Stroh! Ein Tropfen in einem Meer!“

Und gewiß, wenn er in diesem tollen, ab- und zuströmenden Gewühle Jemand suchte, so waren diese sprüchwörtlichen Redensarten lange nicht bezeichnend genug für die Größe seiner Mühe.

Er hielt den offenen Brief vor's Auge und las ihn nochmals durch.

„Ja, es ist so!“ murrte er. „Sie hätten's mir bei Zeiten melden sollen, Herr Josepin! .... Ich weiß so gut, wie Sie, welchen Schlag die Ankunft dieses Mannes mir versetzen kann .... Und diese ledernen, trivialen Rathschläge! Bezahle ich Sie deßhalb? .... Hölle und Teufel!“ rief er, aus seiner Stellung auffahrend und den Brief zerreißend, „nochmals an's Werk! .... Der dumme Kerl von Doktor preist sie mir als schön! .... Aber wo ihn finden? ....“

Er warf sich auf's Neue in die Galerien, drängte sich unsanft durch die Gruppen und musterte nach wie vor die Gesichter, unbekümmert um's Gelächter und die Flüche, die er zu hören bekam. Es galt ja eine letzte, verzweifelte Anstrengung.

Während er suchte, folgte ihm eine dritte Person, Schritt für Schritt, wie sein Schatten. Dieß war ein blutjunger Mensch, fast noch ein Kind, auf dessen reizendem Gesichte sich in diesem Augenblicke eine Art von boshafter Neugier spiegelte. Jede Bewegung des schönen Jünglings war leicht, graziös, kühn. Eine eng anliegende, reich mit Schnüren besetzte Polonaise schmiegte sich um einen Wuchs von mittlerer Größe, aber elegant und so schlank, daß die Schürzen der meisten Gartengottheiten ihm gepaßt hätten. Weite Beinkleider mit Stegen bedeckten den größten Theil der glanzledernen Stiefel und eine Sammetkappe beschattete halb die glänzenden Locken seiner schwarzen Haare.

In dieser Zeit, wo das männliche Kostüm bei den Weibern fast aller Klassen der Gesellschaft so sehr in der Mode war, daß der Polizeipräfekt von Paris im Jahre 1824 angeblich mehr als zehntausend Erlaubnißscheine ausstellte, würde unser Jüngling ganz natürlich für eine verkleidete Schöne gegolten haben, wenn nicht die Oberlippe einen leisen Anflug weichen Bartflaums gezeigt hätte. Wie durchsichtig diese bräunliche Linie sein mochte,

sie gab dennoch dem ganzen Gesichte einen Anstrich männlicher Kühnheit, welche die weibliche Sanftmuth seiner schönen Augen aufwog.

Inzwischen setzte der Mann im Mantel seinen Weg fort, ohne zu bemerken, wie sehr er die Aufmerksamkeit Aller erregte. Sich in diesem ungeheuern Wirrwarr vollkommen sicher glaubend, musterte er jede Person von fremder Haltung, jedes Gesicht, das einen Ausländer verrieth, und flüsterte im Verbeigehen ihr jenes mystische Wort zu, von dem er sich Wunder zu versprechen schien.

Aber das Wunder blieb aus. Der Mann ermüdete sichtbar, während das Kind keinen der von Klugheit und Neugier stralenden Blicke von ihm abwandte, begierig auf die Lösung dieses Räthsels....

Der Mann im Mantel hatte die steinernen Galerien verlassen und befand sich gerade vor dem Kaffee der Rotunda, als der Zufall ihm den Fremden, dessen Porträt wir flüchtig zeichneten, in den Weg führte. Dieser bog höflich aus, aber der Mann im Mantel blieb stehen, sah ihn eine Sekunde an und flüsterte ihm das Wort in's Ohr:

„Western...."

Plötzlich wandte sich der Fremde um.

Hocherfreut ob seines Fundes, sprang der Mann im Mantel auf die Seite und versteckte sich hinter einer Gruppe von Masken, um von dort aus unbemerkt dem Fremden nachzusehen. Dieser stand wie festgenagelt auf dem Platze und blickte erstaunt um sich.

„Das muß er sein," lispelte der Mann im Mantel.

„Ich wette darauf!" antwortete eine sanfte, schalkhafte Stimme neben ihm.

Der Mann fuhr zusammen, hüllte das Gesicht tief in den Mantel und sah die Person, die ihn anredete, verstohlen von der Seite an.

Es war der Jüngling in der Sammetkappe.

„Meiner Seel', Herr Herzog," sagte er, die Mütze

abnehmend und sich tief verneigend, „dieser Bauer hat uns Beide tüchtig herumgejagt!“

Der Mann im Mantel warf sich in die Brust, maß das Kind von Kopf bis Fuß mit finsterm Blicke und wandte sich verächtlich von ihm ab.

Trotz dieser mit Athletenanstand ausgeführten, wegwerfenden Geberde, die den zudringlichen Jüngling mit Einem Schlag vernichten sollte, wich das Kind nicht von der Stelle und sah ihn lächelnd an.

Der Herzog musterte das gebrechliche Geschöpf von so runden, biegsamen Formen nochmals, als frage er sich, was diese männliche Kraft mit dieser kindlichen Grazie zu thun haben könne.

„Ich habe Eile,“ sagte er endlich. „Was wollen Sie?“

„Ihre Bekanntschaft machen, Herr Herzog, Ihnen behülflich sein .... Aber seien wir ohne Sorge hinsichtlich des Ehrenmannes, Herr Herzog .... Er gehört uns.“

„Uns?“

„Ja, Herr Herzog, uns! .... Ihnen und mir .... Aber auf Ehre, Herr Herzog, Sie haben mich fast zur Verzweiflung gebracht .... Seit einer halben Stunde folgte ich Ihnen.“

„Und warum folgten Sie mir?“ fragte der Herzog, die Stirn runzelnd.

„Ich folgte Ihnen,“ antwortete der Jüngling kalt, „je nun, weil ich Ihr Vorhaben wissen wollte .... Meiner Seel', Herr Herzog, Ihr Mittel ist naiv, aber göttlich! .... Und ich werde mir's zur Ehre rechnen, einem Liebhaber von Ihrem Gewichte beistehen zu dürfen ....“

Der Mann im Mantel, der erst Ungeduld, dann drohenden Zorn bezeigt hatte, schien sich plötzlich eines Bessern zu besinnen.

Er klimperte mit dem Gelde in seiner Tasche und warf sich stolz in die Brust.

„Es könnte sein,“ sagte er, „daß ich einen Schelmen nöthig habe .... Zu was bist Du gut?“

„Zu Allem .... Aber ich hab' es nicht gerne, daß man mich dutzt, ohne meine Erlaubniß .... Mein Vater, müssen Sie wissen, war ein schottischer Zigeuner und meine Mutter eine spanische Zigeunerin .... von väterlicher und mütterlicher Seite adelig .... Also ein wenig Rücksicht, wenn ich bitten darf, Herr Herzog .... Jetzt möcht' ich fragen, was mit dem armen Schelm in Stulpstiefeln anzufangen ist."

Statt zu antworten besann sich der Herzog. Er schwankte einen Augenblick.

„Nein!" flüsterte er endlich kopfschüttelnd.

„Nein!" wiederholte das Kind, das mit wunderbarem Scharfsinn die geheimsten Gedanken des Mannes im Mantel zu errathen schien .... „Warum nein? Weil Sie Mißtrauen hegen? .... Bah, Herr Herzog, wir haben schon mit einander zu thun gehabt."

„Worin?"

„In zarten Dingen, Herr Herzog .... Sie sind ein Feinschmecker und etwas leichtfertig, wie ein Grenadier .... aber auch eifersüchtig wie ein Muselmann, Herr Herzog .... und die Frau Herzogin ist die schönste Blondine im Faubourg Saint Honore ...."

„Was sagst Du? ...." fragte der Mann im Mantel ganz leise. Er wurde leichenblaß und seine Augen funkelten.

„Nichts," antwortete das Kind mit größtem Gleichmuth .... „Nichts, als daß Ihr Sekretär, Herr Burot, sich meiner bediente, um seine ehrenwerthen Berufspflichten in aller Pomadigkeit erfüllen zu können .... So gab ich auf die Frau Herzogin Acht und ... "

„Und was hast Du gesehen?" fiel der Herzog hastig ein.

„Ich weiß es nicht mehr," antwortete das schöne Kind, während ein unbeschreiblich feines Lächeln über die rosigen Lippen schwebte.

Der Mann im Mantel ergriff den Jüngling an beiden Händen. Dieser ließ es geschehen und fuhr ruhig fort:

„Sie sehen, Herr Herzog, wir sind ganz geeignet, uns zu verständigen... Noch einmal: was haben Sie mit dem armen Schelm vor?"

Der Herzog bückte sich an's Ohr des Knaben und sagte mit bebender Stimme:

„Mein Weib! .... Was weißt Du von meinem Weibe?...."

„Nichts von Bedeutung...."

„Sprich!" unterbrach ihn der Herzog gewaltsam, während seine beiden Fäuste sich wie zwei eiserne Reife um die zarten Handgelenke des Kindes legten und sie schüttelten, daß sie knackten.

Weit entfernt, ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben, lachte der Jüngling laut auf.

„Ha, ha, ha!" flüsterte er. „Ueber die Frau Herzogin vergessen wir ganz den Mann in den Stulpstiefeln!...."

„Antworte! Sprich!" wiederholte der Herzog, dessen Wangen glühten.

Das Kind runzelte leicht die Stirne.

„Jetzt thun Sie mir weh!" murmelte es.

In demselben Augenblick zog es die Armmuskeln straff an und bog die Handgelenke so schnell und kräftig um, daß sie wie zwei glatte Stangen den Fingern seines erstaunten Gegners entschlüpften.

Dieser dachte nicht daran den Kampf zu erneuern. Er betrachtete einige Sekunden das Kind, das ihm ruhig in's Auge sah, von Kopf bis zu Fuß, schüttelte das Haupt, als wolle er einen lästigen Gedanken bannen, und blickte unruhig um sich.

„Ich weiß, wo er ist," antwortete der Jüngling dieser Geberde des Mannes... „Da geht er!"

Er wies mit der Hand auf den Fremden, der in geringer Entfernung von ihm spazierte.

Der Mann im Mantel schien einen raschen Entschluß gefaßt zu haben.

„Folgen wir ihm!" rief er... „Geh Du voraus!"

Das Kind gehorchte auf der Stelle, ohne das geringste Mißtrauen zu bezeigen, als habe es die Gewaltthat des Herzogs längst vergessen.

Der Fremde ging an der Rotunde vorüber.

Im nämlichen Augenblick schmetterten Trompeten von der Terrasse herüber und röthete sich die Halle im rauchigen Schein von zehn Fackeln, die draußen hin und her geschwungen wurden. Es war eine Kalesche mit Masken, die am Ende der Straße Vivienne hielt. Der Wagen, mit künstlichen Blumen, Bändern und manchen andern Gegenständen faschingsmäßig herausgeputzt, war mit sechs Schimmeln bespannt, über deren Kopfgeschirr ungeheure Federbüschel wehten. Berittene Trompeter tummelten ihre Rosse zu beiden Seiten der Kutschenschläge. Ueberall wimmelte es von Masken, auf der vordern und hintern Bank, in der Mitte zwischen beiden, auf dem Bock, auf dem Bedientensitz, sogar auf den beiden Fußtritten.

Mehrere Sekunden lang dauerte das Trompetengeschmetter und das Hin- und Herschwingen der Fackeln, daß die Funken weit über die Menge hinsprühten.

Ein Strom von Neugierigen hatte sich diesem Theile des Gartens zugewälzt; mit ihm auch der Fremde, welcher, um besser sehen zu können, der Straße gegenüber Posto faßte.

Es entstand eine kurze Stille; dann aber erbebte die Halle von wahnsinnigem Geheul und ohrzerreißenden Gesängen. Ein wahres Chaos von Flittergold, Blumen, Bändern, gestreifter Leinwand, scharlachrothen Gesichtern, blauunterlaufenen Augen wogte daher. Vor der Gewalt des Gegenstromes öffnete sich das Gedränge und wich links und rechts auseinander.

Unter furchtbarem Hurrahgeschrei stürzte eine Gesellschaft von zehn Masken in den Garten. Es waren fünf Männer und fünf Frauen. Der übrige Theil der Bande hatte die Küchen der Drei Gebrüder Provençalen mit Sturm genommen.

Die fünf Männer waren ganz absonderlich ausstaffirt. Man sah einen welschen Truthahn, einen Bären, eine Melone mit sammt ihren Blättern, eine Eule, deren Gefieder das Trauerkostüme der Leichenträger bedeckte, und einen Matrosen mit der ungeheuren Maske eines Schleihenkopfes.

Letzterer ging voran, ein großer, langer, magerer, aber scheinbar robuster Bursche.

„Platz da, Calicot!" rief er und stieß den Fremden, der ihm den Weg versperrte unsanft bei Seite.

Calicot war damals der ärgste Spottnamen gegen die Engländer.

Der Fremde legte seinen Hut sorgfältig auf die Erde und darüber den gefalteten Mantel. Dann knöpfte er seinen Ueberrock von oben bis unten zu und hielt stumm wie ein Fisch die geballte Faust dem Matrosen mit dem Schleihenkopfe unter's Kinn.

„Der Engländer will boxen! brummte der Bär. Gib Acht Josepin?"

„Zerreiß den treulosen Sohn Albions, Josepin!" krächzte die Eule.

„Massakrir' den Goddamm, Josepin!" gluckte der Truthahn.

Die fünf Damen, Fischerinnen, Hirtinnen, Marquisinnen, unterstützt von der Melone, stimmten im Chor ein langes Kriegsgeschrei an.

Josepin, tapfer wie eine trunkene Maske, setzte sich in Positur, preßt den linken Arm an die Brust und erhob den rechten. Aber ein Schlag der derben Faust des Gegners und der Matrose wälzte sich im Sande.

Ein Hurrahgeschrei ertönte, daß die Scheiben des Palais-Royal zitterten.

Der Bär, die Eule, die Melone und die übrigen nahmen sich an der Hand und tanzten einen lustigen Ringelreihen um den auf der Erde winselnden Josepin.

Der Fremde hob kaltblütig seinen Hut auf, hing

den Mantel über den Arm und setzte schweigend seinen Weg fort.

Der schöne Jüngling und der sogenannte Herr Herzog hatten während des ganzen Auftrittes mit einander geflüstert und schienen sich jetzt trefflich zu verstehen. Nach wenigen Minuten einer eiligen Unterredung gab der Mann im Mantel dem Kinde eine volle Börse. Dieses entfernte sich mit den Worten:

„Ich nehm' es auf mich .... Auf baldiges Widerseh'n!"

Ehe er sich in die Menge verlor, wandte er sich nochmals um, zeigte mit dem Finger auf Western und rief:

„Halt ihn mir fest! ....."

2.

Carmen.

Der Mann im Mantel, der Herr Herzog genannt wurde, sah unruhig lächelnd dem Jüngling nach, welcher anmuthig behende sich durch die Menge den Weg bahnte.

„Was hat er vor?" dachte er..... „Ich hoffe vergebens, ... doch ist morgen noch Zeit, ... den Hauptschlag zu wagen..... Vermögen ..., Ehre ..., Leben ....., Alles steht auf dem Spiel!....."

Die zehn Masken, Herrn Josepin, der von seinem Fall wie zermalmt war und jämmerliche Gesichter schnitt, ließen sich bei den drei Gebrüdern Provençalen die klassischen Fischpasteten trefflich schmecken.

Der Fremde, der seine Heldenthat längst vergessen zu haben schien, widmete sich mit Auge und Ohr den ewig wechselnden Ueberraschungen des bizarren Schauspiels, das die Pariser Lebewelt um ihn aufführte. Er blickte rechts und links, vor und hinter sich, denn überall gab es was Neues zu sehen. Der Lärm und die regel-

lose Bewegung machten ihn taub und schwindlich; das Lichtmeer blendete ihn. Sein puritanisch-amerikanischer Stoizismus verlor sich mehr und mehr bei den elektrischen Schlägen dieser unbekannten Genüsse; seine Phantasie erhitzte sich, sein Blut rollte wärmer und schneller durch die Adern.

Seitdem sind mehr als achtzehn Jahre verflossen. Hüte dich, Leser, die Treue unseres Gemäldes nach der gegenwärtigen Beschaffenheit jener eisigen Nekropole *), die heute Palais-Royal heißt, bemessen zu wollen. Alles ist jetzt todt.

Alles war lebendig damals; nur zu lebendig! Eine Ueberfülle an Jugend, ein Uebermaß im Leben trieb von Ausschweifung zu Ausschweifung, von Orgie zu Orgie.

Denn das Palais-Royal war damals noch immer der furchtbare Turnierplatz, wo aus allen fünf Welttheilen die irrenden Ritter des Vergnügens zusammenstoßen, ihre Lanzen zu brechen. Hier war unter freiem Himmel die Hauptakademie der Venus Vulvivaga, wo ihre gelehrten Jüngerinnen im Laster unterrichteten und über die Schande Vorlesungen hielten. Ihr hättet diese reizenden Sirenen sehen sollen, wie sie den Garten, der recht eigentlich ihnen gehörte, nach allen Richtungen durchstreiften und in der Tageshelle der Reverberen ihre üppigen Busen mit Gepränge zur Schau trugen. Ja gewiß, sie waren schön. Allabendlich kamen sie, lächelnd und stolz auf ihren königlichen Schmuck, die Menge zu ihren Mysterien zu laden.

Ueberall aus diesen Alleen und Galerien wehten Einem die Balsamgerüche künstlicher Luft entgegen. Hier war der blumenbestreute Kampfplatz schmutziger Gefechte; der Harem einer ganzen Welt; der schändliche aber prachtvolle Tempel, wo die Priesterinnen der Venus opferten.

---

*) Nekropole, Todenstadt. Nach der Analogie von Metropole gebildet.

Um hier als unumschränkte Herrin gebieten zu können, schloß die Unzucht keine der sechs andern Todtsünden, ihrer Geschwister, aus. Jede von ihnen hatte in irgend einem Winkel ihren privilegirten Altar oder richtiger ihre Altäre; denn das goldene Laster zeigte sich duldsam. Man sah auch das Laster, in Lumpen gewickelt, die Schande, mit Koth bespritzt, und in den finstern Höhlen der benachbarten Straßen diente das Laster oft zum Mantel des Verbrechens.

Aber was reden wir von Koth und Schmutz unter so vielen lachenden Gesichter, Perlen und Blumen? Was reden wir von Blut in mitten des ausgelassenen Jubels des Festes? Unser Fremder hatte sicherlich weder Zeit, noch Lust zu so trüben Gedanken. Alles, was er sah und hörte, nahm ihn in Anspruch: das ewige Ab- und Zuströmen neugieriger Scharen, die buntscheckigen Kostüme, die schönen Weiber, bei deren Anblick sein puritanisches Gewissen schlug und deren verbuhltes Geblinzel er endlich ohne zu erröthen aushalten konnte......

Die Essenszeit hatte längst geschlagen, und da sein Hunger sich zu regen begann, ging er zu Véfour. Der Mann im Mantel folgte ihm daher und wählte seinen Platz so, daß er unbemerkt jede seiner Bewegungen beobachten konnte.

In sehr fremd klingendem Accente bestellte der Fremde einige einfache Gerichte. Gleich darauf winkte der Mann im Mantel demselben Kellner und flüsterte ihm wenige Worte zu.

„Aber der Herr hat Nichts von dem Allen verlangt," entgegnete der Kellner.

„Die Zeche zahle ich!" sagte der Herzog.

Der Kellner verneigte sich und erschien bald darauf mit einer Flasche Champagner, die er vor den Fremden hinsetzte.

Dieser hielte ihn für gewöhnlichen Landwein und ließ ihn sich trefflich munden. Als die Flasche ausgetrunken war, brachte der Kellner auf einen Wink des

Mannes im Mantel eine zweite, die zur Anfeuchtung der vom räthselhaften Amphitryo bestellten Trüffeln dienen sollte. Auch dieß Gerichte schmeckte ihm ausgezeichnet.

Als der Fremde aufstand, war er purpurroth. Die Wohlfeilheit der Zeche bei solcher Schmackhaftigkeit der Speisen und Weine zwang ihm ein heiteres Lächeln ab. Der Herzog erhob sich mit ihm.

Es war der Augenblick, wo die übervolle Restauration sich entleerte, und die gesättigten Gäste ihre alten Vergnügungen wieder aufnahmen. Plötzlich entstand ein furchtbarer Tumult, die Lust stieg bis zu wildem Entzücken. Ein allgemeines tolles Gelächter, das kein Ende nehmen wollte, theilte sich der bacchantischen Masse mit. Hier ertönten aus heisern Kehlen lustige Lieder oder freche Gesänge, dort sah man anrüchige Scherze und Liebkosungen. Der ganze Haufen schwankte trunken hin und her, als stolpere er über seine eigenen zahllosen Beine. Man drängte, stieß und schlug sich. Irgend eine berühmte Schöne, als Fischerin verkleidet und von ihren enthusiastischen Anbetern im Triumph umhergetragen, ragte über das Gewühl empor und kreischte ihre Gassenhauer vom Fischmarkte oder ihre unfläthigen Scherze auf das Gewimmel hernieder.

Diese Maaß und Ziel verhöhnende Lust wirkte elektrisch. Auch der Fremde, ohnehin durch den Champagner erhitzt, konnte ihm nicht widerstehen. Immer weiter drängte das kindlich-naive Entzücken über dieß Zauberspiel sein natürliches Phlegma in den Hintergrund, als sich plötzlich seine Stirne umwölkte.

Er sah hastig nach der Uhr, und von dem Moment an war das Lächeln dahin. Sein Blick wurde kalt und ernst.

„Sie warten auf mich! ....“ murmelte er.

Der Mann im Mantel hatte Alles mit angesehen. Erst jetzt gerieth er in Unruhe. War er nicht vielleicht vom schönen Jünglinge betrogen worden?

Sollte er mit seiner Börse ein vergebliches Opfer gebracht haben? Je mehr der Fremde, in gerader Linie die Gärten durchscheidend, sich der Halle näherte, die auf die Straße Vivienne zuführte, um so unruhiger wurde der Herzog.

Denn sobald der Fremde fortging, schlug das Rendez-vous fehl, und es blieb ihm Nichts übrig, als dem Fremden zu folgen, um seine Wohnung zu erfahren.

Der Herzog sah rechts, sah links, vor und hinter sich, — aber nirgends ließ der Jüngling sich blicken.

Darüber mochten einige Minuten vergehen, denn der Fremde stieß auf viele Hindernisse, die seinen Marsch verzögerten. Aber schon hatte er das Kaffee der Rotunda hinter sich und warf der trunkenen Menge einen Abschiedsblick zu, um dann die Terrasse hinabzusteigen.

„Hab ich doch unter der Ulme gewartet!" rief der Herzog, verdrießlich auf den Boden stampfend.

Eben wollte er die Galerie betreten, als er sich leise an der Schulter berührt fühlte.

Er sah sich um, und fuhr erstaunt zusammen.

Ein Weib, schön wie ein Engel und aufs Geschmackvollste gekleidet, stand vor ihm.

Aber ehe er sie anreden konnte, war sie verschwunden, ihm lächelnd nachblickend.

Wenige Schritte jenseits des Keller's zum Wilden Mann holte sie den Fremden ein, und legte sanft ihren Arm in den seinigen....

Der Herzog blieb verdutzt stehen und sah ihr verwirrt nach.

Es war eine herrliche Gestalt von hohem, schlankem Wuchse. Bei aller graziöser Keckheit bewahrte sie eine Art von keuschem Stolze. Gewiß, es gab im Garten, unter den Galerien, überall reizende Weiber, ballmäßig geputzt und fast so bloßen Halses, wie eine Blumenjungfrau aus der Provinz, die einem reisenden Königssohn mit offiziellen Reimen beglückwünscht. Unter den Reverberen und im Schatten zuckten die Blitze der

Feueraugen, lächelten die Schelmenmienen, funkelten die Juwelen, rauschten die Atlasgewänder, flatterten die Locken und quollen die schneeweißen, üppigen Schultern unter dem Sammet hervor.

Aber der neue Ankömmling überragte alle diese Schönheiten, wie die Göttin ihre Nymphen, die Königin ihre Vasallinnen. Sie war der Demant in mitten eines reichen Geschmeides, der alle andere Edelsteine durch seinen Glanz verdunkelt.

Doch war auch sie vielleicht eine Kurtisane; denn unter dem erleuchteten Portale des ungeheuren Tempels durfte die Priesterin allein ungestraft ihre Reize entfalten. Aber wenn sie eine Kurtisane war, so war sie es in der Art der Leontium oder der Läis, der Ninon oder der Delorme, jener schönen Buhlerinnen, die mit ihrer Schande den Ruhm erkauften und ihr unkeusches Lager unter dem Blumenschleier der Poesie versteckten.

Sie trug ein hellseidenes Kleid und darüber ein schwarzsammtenes Mieder. Gegen die Sitte des Ortes sah man die klassischen Formen ihres Busens nur durch ein Spitzentuch. Ihre pechschwarzen, in der Mitte des Hauptes gescheitelten Haare floßen in vollen, beweglichen Locken bis auf die Schultern herab, statt nach damaliger Mode in dichten Büscheln gekreppter Haarkrausen um die Schläfen zu liegen. Mitten auf der Stirne hielt ein Diamantschloß zwei Doppelreihen weißer Perlen, die unter den reichen glänzenden Haaren umherirrten.

Dieser schöne Rahmen umgab das kühngezeichnete Oval eines jungfräulichen Gesichtes, dessen ernstes und doch jugendliches Lächeln eine Welt geheimer Verheißungen offenbarte.

Dieß Lächeln war zu kostbar, um sich nicht zu schonen. Nur in seltenen Zwischenräumen flog es erhellend über die scharfen Linien eines Mundes von so klassischen Formen, daß er, ohne den zarten, fast hingehauchten Schatten seines schwarzen Flaumes längs des Randes der Oberlippe, für das Werk eines Phidias oder Praxi-

teles gegolten hätte. Dieser Saum und vorzüglich die kühne Krämmung der beiden Brauen, welche hoch in die schneeweiße Stirn hineinragten, liehen dem Antlitz, trotz seiner vollendeten Harmonie und Regelmäßigkeit, den Ausdruck einer fast männlichen Entschiedenheit.

Aber aus dem Blicke sprach das Weib.

Nicht die Jungfrau: das Weib! Ja, in diesem Blicke liebte und lebte die Tochter Evas mit all' ihren siegreichen Buhlerkünsten und unbegreiflichen Schwächen.

Bald war's ein Funke, der aus den tiefblauen Augen unter langen seidenen Wimpern schüchtern hervorsprühte.

Bald ein sengender Blitz, ein spitzer Pfeil, der die Lüfte durchschwirrt, eine Flamme, die unter den von unbeugsamer Willenskraft gerunzelten Brauen stolz emporlodert.

Welche Liebe und welcher Zorn? Welche Hoheit und welche Gemeinheit?

Hinter diesen großen blauen Augen brütete eine Seele, deren furchtbare Mysterien in solchen Momenten kein Mensch ergründen konnte. Wer hätte die dunkle Sprache dieser rollenden Augen verstanden, wo die Zärtlichkeit des Kindes, die schmeichelnde Sanftmuth des liebenden Weibes, aber auch die Kühnheit des Mannes, Verwegenheit in Gedanken und Worten und eine Thatkraft, die vor Nichts zurückschrack, in schnellem Wechsel sich spiegelte?

Diese schönen Augen waren ein Buch mit sieben Siegeln, dessen Hieroglyphen kein Sterblicher entzifferte. Sie zogen an, sie bezauberten, und doch wußte Niemand sich Rechenschaft zu geben von der wundersamen, aus Zweifel und Schrecken gemischten Empfindung, welche ihr liebliches Gefunkel im Herzen zurückließ.......

Als der Fremde sich am Arm berührt fühlte, fuhr er instinktmäßig zusammen. Beim Anblick eines solchen Weibes, das sich zur Gesellschaft aufdrang, wurde ihm

noch beklommener zu Muth und er that einen Schritt, sich zu entfernen. Sie zog ihn leise an sich.

„Ich kenne Sie," redete das junge Weib, ihn sanft, fast flehend an. „Wir sind Landsleute und ich bedarf der Unterstützung."

Der Fremde verzog keine Miene.

Das junge Weib wiederholte ihre Anrede auf Englisch, worauf jener niederblickte. Es schien, als mißtraue er ihren Worten.

„Wissen Sie meinen Namen?" fragte er nach kurzer Pause, gleichfalls auf Englisch.

„Ob ich ihn weiß!" antwortete das junge Weib, mit der Miene und dem Tone größter Offenheit. „Ist Einer in Boston, der den Namen des Herrn James Western nicht kennte!"

Der Fremde sah wieder auf und erröthete. Es schien, als freue er sich unwillkührlich, aus so schönem Munde seinen Namen zu hören.

„Und Sie?" fragte er weiter. „Wie heißen Sie?"

„Ach," seufzte sie, „die Armen wissen die Namen der Reichen. Aber wozu brauchen die Reichen die Namen der Armen zu wissen? .... Meine Mutter hieß mich Carmen, mein Vater Flamy .... Nennen Sie mich, wie die Mutter mich nannte."

Sie sprach diese einfachen Worte mit unendlichem Reize in der Stimme und mit einem Blicke auf ihn, dessen Zauber ihm durch Mark und Bein ging.

Die Klugheit der Amerikaner ist sprüchwörtlich, und doch gibt es in Amerika, mehr als irgendwo sonst, Leute, die bei gründlichster Geschäftskenntniß nicht mehr von der Welt wissen, als die Buben, wenn sie die Schule verlassen.

Western betrachtete prüfend die reiche Kleidung des jungen Weibes.

„Arm?" fragte er ungläubig. „Und doch so prachtvolle Kleider?"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn lange schmachtend an.

„Kommen Sie!“ lispelte sie. „Sie sollen Alles erfahren!“

„—Nein ... ich kann nicht ... ich darf nicht ... lassen Sie mich!“ sagte Western halb gezwungen ihr folgend. „Mich ruft die Pflicht... eine heilige Pflicht!“

„— Später! ...“ entgegnete sie mit einem flehentlichen Blick.

Western taumelte.

Carmen zog ihn bis an den Rand der Treppe des Kellers zum Wilden Mann. Noch einmal strengte er sich an, die Versuchung niederzukämpfen und seinem bessern Ich den Sieg zu erringen. Schon glaubte er zu triumphiren, als die anströmende Menge ihn mit sich fortriß. Er stieg eine Staffel hinab, dann zwei....

. . . .

. . . .

In dem nämlichen Augenblicke richtete sich der Kranke des Flügels Valois von seinem kümmerlichen Lager auf. Der Jubel der Masken im Garten und unter den Galerien, der mit Donnerstimmen heraufscholl, hatte ihn aus seinen fieberhaften Träumen geweckt.

Die alte Dame legte ihr lateinisches Gebetbuch bei Seite; die drei jungen Mädchen trockneten ihre Thränen und versuchten ein Lächeln.

Mit mattem, fast erloschenem Blicke sah der Kranke die jüngere Dame an, die sich über seine Kissen bückte.

„Ist er da?“ fragte er mit hohler, dumpfer Stimme.

Es entstand eine tiefe Stille. Keines wagte zu antworten.

„Muth, lieber Vater!“ sagte endlich der Jüngling. „er kann noch kommen...“

„— Wir haben so viel gebetet, daß er komme!“ fügte das Kleinste der drei Mädchen hinzu, ein schönes Kind mit blonden Haaren, die in reichen Locken über ein engelsüßes Antlitz fielen.

Der Kranke schloß die Augen wieder. Todtenblässe deckte die abgezehrten Wangen.

„Doch nicht gekommen!“ stöhnte er mit äußerster Anstrengung. „Gott gibt mir ein Ende in Schmerzen!“

„— Lieber Vater!“ schluchzte die Kleine, deren große blaue Augen in Thränen schwammen... „Wir wollen noch einmal beten ... Vielleicht kommt er dann und rettet Dich für uns...“

3.

Der Keller zum Wilden Mann.

Der Herzog hatte von einer Ecke der Galerie aus dem ganzen Auftritte zwischen dem Amerikaner und Carmen zugesehen.

Kaum war Western auf der Kellertreppe unsichtbar geworden, so trat er aus seinem Versteck hervor, richtete sich zu seiner ganzen Höhe empor und athmete tief auf.

„Das ist ein Prachtstück“ sagte er zu sich selbst ... „Wir werden noch mehr Geschäfte mit einander machen...“

Bekanntlich lag der Keller zum Wilden Mann unter dem jetzigen Eingange zu den neuen Drei Gebrüder Provençalen, dem Pastetenbäcker Felix gegenüber, dessen Pastetchen eines welthistorischen Rufes genossen, und nicht weit von jenem versifizirenden Schuhputzer, über dessen Bude die vier denkwürdigen Zeilen prangten:

„Ihr Herrn und Damen, schuhbeschmutzt,
Doch Freund von Reinheit, Reim und Kunst,
Kommt her, daß Meister K*** Euch putzt,
Und schließt ihn ein in Eure Gunst.“

Gewöhnlich ließ sich die schneidende, schmetternde Musik des Kaffee zum Wilden Mann von den Galerien,

selbst vom Garten aus hören. Aber an diesem Abende hatten das Gerassel der maskenbeladenen Kaleschen, das Schmettern der Trompeten und das Hurrahgeschrei der zahllosen Volksmassen sogar das Orchester der großen Oper betäubt. Kaum daß man am Rande der Kellertreppe einige flüchtige Akkorde und die taktgemäßen Wirbel der Trommeln des Wilden Mannes hörte.

Carmen stieg zuerst hinab. Western fragte nicht, wohin sie ihn führe; denn er war ganz versunken in Bewunderung der reichen, üppigen Locken, die kunstlos über ihren Schwanenhals sich ergoßen. Es war ihm zu Sinn, als erwache er aus schweren Träumen. Seine Stirne glühte, seine Schläfen brannten unter den struppigen, ins Gräuliche spielenden Haaren.

Je weiter er hinabstieg, um so heißer und schwüler wehte ihm die Luft aus dem Keller entgegen und trieb ihm noch ungestümer das Blut in den Kopf. Seine Ohren summten, sein Athem war kurz und schwer.

Als Carmen ihn hinter sich keuchen hörte, lächelte sie auf eine Weise, daß die reinen Linien ihres Mundes sich häßlich verzogen.

„Geschwind, geschwind!" rief sie, ohne sich umzusehen.

Anmuthig und leicht hüpfte sie über die letzten Staffeln der Treppe und durchschritt den Keller in seiner ganzen Länge, nach einem leeren Tische sich umsehend.

Western folgte ihr wankend.

Alles um ihn erschien seinen geblendeten Augen wie ein Trugwerk der Sinne. Zwar noch immer dieselbe oder nahezu dieselbe bacchantische Lust, wie im Garten, aber der Schauplatz selbst war ein durchaus anderer, wodurch Alles einen grellern, barokern Anstrich bekam. Es fehlte an reiner Luft. Der ölige Dunst der Lampen, das beständige Athemholen so vieler Menschen in kleinem Raume, der Staub und all die andern Ausdünstungen einer eng gedrängten Masse verdichteten sich zu einer schweren, erstickenden, trüben Atmosphäre, welche die Lichter mit einem gelben Nebelkreise umzog

und sich wie ein Flor zwischen das Auge und die Gegenstände legte. Ueberall Heiterkeit, Lärm und Thorheit; aber die Heiterkeit klang hier traurig, der Lärm prallte an den harten vier Wänden der unterirdischen Mauern unerbittlich zurück und die Thorheit schnürte Einem das Herz zusammen. Es war wie ein Gelage in einer Gruft.

Alle Tische, bis auf einen oder zwei, die in dunkeln, unbequemen Winkeln standen, waren von Gästen besetzt; die Einen verkleidet, die Andern in bürgerlichen Kostümen. Alle ließen sich's vortrefflich schmecken und sprachen dem Weine fleißig zu. Rings um die Tische marschirte, je zwei zu zwei, eine ganze Armee derselben schönen Weiber, die wir schon im Garten des Palais-Royal bewunderten. Denn in den Abendstunden gab das Palais-Royal seine zahllosen Sirenen aus allen Poren von sich. Es war dann wie ein ungeheurer Schwarm von Armiden, die, auf ihr Handwerk erpicht, wie Pilze aus dem Boden hervorschießen, überall herumhuschen und, gleich der ägyptischen Heuschreckenplage, hinstürzen, wo ihnen ein Plätzchen erübrigt, welche die Steinplatten der langen Galerien, den Sand des Gartens, das Pflaster der benachbarten Straßen bedecken und das Uebermaß ihrer heißhungrigen Menge in die Tausende von Kämmerchen ablassen, welche mit all ihrer goldenen Pracht und Herrlichkeit, aber auch mit all ihrem namenlosen Jammer und Elend der Leviathan der Pariser Prostitution unter seinen steinernen Weichen verbirgt. Es gab hier welche für alle Arten des Geschmackes, wie für alle Börsen, und in so reicher Auswahl, daß selbst die Herrn von der Polizei, die schmutzigen Hirten dieser schmutzigen Heerde, ihre Zahl nicht anzugeben wußten.

Hier zogen sie vorbei, Schar auf Schar, wie die Truppen bei einer Musterung, einen Jeden auf gleiche Weise anlächelnd und aus allen Gläsern trinkend. Nur selten ließen sie sich nieder, denn Niemand schätzt den Werth der Zeit höher als diese Mädchen. Geduldig,

nimmer verzweifelnd, spazirten sie auf und ab, bis sie eine hungrige Beute mit dem verbrauchten Köder ihres Angels gefischt hatten.

In einem offenen Raume zwischen den Tischen befand sich ein aus fünf oder sechs Musikern bestehendes Orchester, speziell angewiesen, wie ihrer vierzig Lärm zu machen. Etwas rechts vor ihnen saß ein Mensch von hohem Wuchse, bis an den Gürtel nackt. Um die Lenden trug er einen Schurz aus bunten Federn. In gehöriger Entfernung von ihm standen mehrere Trommeln von verschiedener Größe. Dieser Mensch stellte im Fasching des Jahres 1826 den Wilden Mann dar.

Trotz seiner aufrechten Haltung und der bewunderns-werthen Fertigkeit, womit er die Trommelstöcke von einer Trommel zur andern führte und wie ein vollendeter Künstler die Wirbel schlug, war er hochbejahrt. Mitten auf seiner Brust hatte er mit großer Geschicklichkeit einen Fuchs in kauernder Stellung eintätowirt. Ungefähr auf der Stelle des Herzens sah man eine andere kleinere Zeichnung, deren Form sich in der Entfernung nicht genau erkennen ließ, aber einem Wappenschilde mit seiner Devise glich. Mochte es Kunst oder Natur sein, gleichviel. Sein Gesicht war von kupferrother Farbe; auf Stirn und Wangen machten sich viele und tiefe Narben bemerkbar. Ein Halsband von groben Glasperlen schlang sich dreimal um den sehnigen Hals und klapperte, so oft er mit riesiger Schnelle von einer Trommel auf die andere langte. Ein hohes Diadem fächerartig arrangirter Federn schmückte sein Haupt und an den Füßen trug er eine Art Halbstiefel von rohem, ungegerbtem Fell, worauf noch die Haare festsaßen.

Gewöhnlich blickte er stier und starr auf den Boden nieder, trotz der unglaublichen Fertigkeit, die er im Rühren der Trommeln an den Tag legte. Aber wenn er zufällig aufblickte, sahen unter den weißgrauen Wimpern ein Paar große gläserne Pupillen hervor, aus denen ein wahrhafter Leichenblick in's Leere hinausstarrte.

Der Eigenthümer des Kellers wechselte sehr oft seinen Wilden Mann. Der gegenwärtige war von Sachkennern besonders geschätzt und hieß der Großhäuptling, weil er zu zwei verschiedenen Malen die Stimme erhoben hatte, um die Größe und Herrlichkeit seines Stammes zu besingen, wobei er nicht vergaß, allerhand seltsame und räthselhafte, in Europa erlebte Abenteuer einzuflechten . . . . .

Western, der Carmen auf dem Fuß nachfolgte, sah dieß Chaos, ohne das Geringste darin zu unterscheiden; denn noch immer schwebte die Schöne ausschließlich vor seinen leiblichen und geistigen Augen. Vergebens bemühte er sich, den räthselhaften Einfluß dieses Mädchens auf ihn zu erklären. Aber ohne den Zustand der geistigen Spannung, in welchen ihn die Neuheit des gewaltigen Schauspiels versetzt und dadurch gewissermaßen für die Einwirkung dieser Scenen vorbereitet hatte, wäre es ihr nicht so leicht gefallen, Herz und Sinne dieses Purritaners zu bethören.

Carmen hatte an einem leeren Tische Platz genommen. Western ließ sich neben ihr nieder und trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirne.

„Mir ist nicht wohl . . .“, flüsterte er. „Aber ich will bleiben, wo ich bin . . . . bei Ihnen.“

„Und ich bei Ihnen,“ sagte sie mit einem langen, erkünstelt verbuhlten Blick auf ihn.

Der Amerikaner sah verwirrt nieder. Seine Wangen entfärbten sich plötzlich und ein fieberhaftes Zittern schüttelte alle seine Glieder.

„Wie schön Sie sind! . . .“ stammelte er nach einer Pause.

Seine Augen blieben an den Boden geheftet, als habe er schon zu viel gesagt. Er fürchtete und schämte sich. Was thut der Mensch nicht, wenn die Wuth der Leidenschaft ihn packt? Hoch und heilig, wie sie ihm erschien, machte er sie zu seinem Idol und stürzte ihr zu Füßen. Ort, Zeit, Umstände, Alles war vergessen.

Der diabolische Blick dieses Weibes hatte ihn ganz bezaubert. Dasselbe Wesen, das er in jedem andern Momente gleichgültig, argwöhnisch oder verächtlich angesehen hätte, flößte ihm in dieser Stunde Unruhe, Scheu, Ehrerbietung, Bewunderung ein!

Carmen winkte einem Kellner, der gleich darauf zwei Weingläser und ein Karaffe mit Kirschengeist brachte.

Während Western unter der Last seiner Gefühle zu erliegen drohte, schenkte Carmen in größter Seelenruhe den kräftigen Liqueur in die beiden Gläser.

„Auf unsre Gesundheit!“ sagte sie.

Western nahm das Glas und leerte es auf Einen Schluck. Carmen berührte das ihrige kaum. Durch diese enorme Dosis Branntwein wie galvanisirt, richtete sich der Amerikaner auf und blickte um sich, wie Einer, der plötzlich aus dem Schlafe erwacht. Sein Auge flammte, als es dem stralenden Lächeln Carmen's begegnete.

„Ja, gewiß . . ., ja!“ rief er, die Hände faltend, „Sie sind schön! . . .“

Die junge Frau schenkte ihm das zweite Glas ein. Western trank nochmals.

„Wo sind wir?“ fragte er . . . „Was seh' ich? Ein Irokose? . . . Und halbnackte Weiber, die in Wolken auf- und absteigen? . . . Wer sind die Weiber? Warum hat der Indianer nicht seinen gewöhnlichen Kopfputz beibehalten? . . . .“

Beim Worte Irokose war der Wilde Mann leicht zusammengefahren.

„Diese Weiber,“ antwortete Carmen, „gehören Allen, die sie bezahlen.“

„Und Sie auch?“ fragte Western leise.

Eine hohe Röthe überflog Carmen's edle Stirn. Langsam und traurig schüttelte sie das Haupt.

„Ja; auch ich bin, wie diese Weiber! . . . .“ flüsterte sie.

Die Augen des Amerikaners schoßen Flammen.

„Um so besser!“ rief er, seiner Gefühle nicht länger mächtig. „Ich bin reich. Mein ganzes Vermögen....“

„Ihr Vermögen ist weit von hier! . . .“ unterbrach ihn Carmen.

„Da, da ist's . . . . in der Rocktasche hier!“ rief Western lebhaft, auf die linke Brust klopfend.

Langsam hob sie den Blick unter den langen Wimpern hervor; aber welch ein Blick?

Nach einer kurzen Pause winkte sie dem Kellner, der eiligst herankam.

„Das Kabinet!“ flüsterte sie ihm zu.

„Besetzt!“ antwortete der Kellner.

Carmen sah ihn ärgerlich an und fragte dann in demselben flüsternden Tone:

„Kein anderes Zimmer? . . . .“

„Der Keller ist kein Hotel!“ entgegnete der Bursche.

Carmen stampfte mit dem Fuße auf den Boden. Auf diese Zeichen des Unwillens von Seite seiner Schönen gerieth der Amerikaner, der von dem Inhalt des kurzen Gespräches Nichts gehört und verstanden hatte, in äußerste Wuth.

Er drohte dem Kellner mit geballter Faust und wandte sich an das junge Weib mit der Frage:

„Ist, was man Ihnen abschlägt, um Gold feil?“

„Nicht hier!“ antwortete Carmen, die inzwischen ihre lächelnde Miene wiedergefunden. „Was ich suchte, ist nicht da.“

„Wo finden wir es?“ fragte Western, aufspringend.

Auch Carmen stand auf und legte ihren Arm in den seinigen.

„Wir wollen es suchen . . . zusammen,“ erwiederte sie mild.

Western warf die Zeche auf den Tisch und ging mit Carmen auf die Thüre zu.

Kaum hatten sie einige Schritte in dieser Richtung gethan, als ein wahrer Höllenlärm oben an der Treppe

losbrach und in die Säle hinabdrang, daß Einem Hören und Sehen verging.

Die Gespräche hörten auf, das Orchester verstummte und der Wilde sah verblüfft um sich.

„Ho, ho! Wirthschaft heraus! Ho, ho!“ brüllte eine Stimme draußen.

„Hier, Heda!“ antwortete ein Spaßvogel.

„Wirthschaft, heraus! Kellner, heraus! Ho, ho!“

Der Mann am Schenktische warf die Serviette über den Arm und stürzte hinaus.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte er.

„Ist Platz da für einen Melone?“ donnerte die Stimme.

„Für einen Melon? Einen Melon?“

„Ja, Wilder! Für eine Melone und für eine Eule!“

Der Eigenthümer sah erstaunt die Umstehenden an, als sollten sie ihm das Räthsel lösen. Diese aber brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Antwort, wenn's beliebt! Antwort!“ brüllte die Stimme. „Auch ein Truthahn wartet.“

„Geht Eurer Wege, oder macht bessere Witze!“ rief der erzürnte Schenkwirth.

„Ein Truthahn, ein Bär und eine Schleihe bitten um Einlaß!“

„Unverschämter! . . . .“

„Nebst ihren Weibern, Wilder!“

Der ganze Keller applaudirte und schrie Bravo.

Man hörte, wie eine ziemlich zahlreiche Truppe die Staffeln der Kellertreppe herabtrappte, aber methodisch, nach dem Takte, und den damals sehr beliebten Dudelkastenhauer: „Paris um fünf Uhr Abends“, aus Leibeskräften intonirend.

Dieser ungewöhnliche Lärm schien auf den Wilden einen gewaltigen Eindruck zu machen. Er rührte Anfangs seine Trommeln mit noch größerer Geschwindigkeit, daß es schien, als müßten die Felle der Trommeln, die

alle zugleich unter seinen Schlägen wirbelten, mit lautem Gekrach zerreißen. Als aber auch dieß wahrhaft übermenschliche Getöse, vor dem die Fensterscheiben erklirrten, Nichts helfen wollte, wurde es immer schwächer, bis es ganz erstarb.

Der Greis bückte das Haupt und ließ ermattet die Arme an beiden Seiten niederhängen.

Nach einigen Sekunden vollkommener Bewegungslosigkeit, stand er langsam auf und nahm eine erkünstelt gebieterische Stellung an.

„Ich hörte die Stimme eines Yankee," sagte er in harten Gutturallauten und gebot mit ausgestrecktem Arme Stillschweigen. „.... Wo ist der Yankee? ... Ich will ihm erzählen, was ich für sein Volk gethan habe..."

„Still, still!" riefen einige Stammgäste .... „Der Großhäuptling will uns die irokesische Geschichte von Lafayette und seinem Schimmel erzählen..."

Inzwischen trippelte die singende Truppe nach dem Takte der obgenannten Arie die Kellerstiege herab. Western hatte sich dem Indianer zugewandt und betrachtete ihn neugierig.

„Wir reisten aus dem großen Lande der Blaßgesichter," fuhr er in seinem seltsamen Rezitativ, seltsam accentuirend, fort .... „auf Böten, die Städte schienen .... wir waren viele Tausende von jungen Leuten .... und ich war ein Häuptling unter ihnen .... Das geschah vor vielen Wintern! ... Mein Blut war damals weiß .... Sagt das nicht wieder, ja nicht; denn die Rothhäute nennen mich sonst nicht mehr ihren Vater .... Aber sie lügen! ... Der große Geist selbst kann es nicht machen, daß ein Irokese anderswo geboren wird, als am Ufer der Seen ....."

In dem nämlichen Augenblick erbebte der Keller von donnerndem Applaus und Gelächter, worunter die Stimme des Greises verhallte. Dieser sank müde und erschlafft auf seinen Sitz nieder.

Es waren unsre fünf Sänger mit ihren Weibern, die schreiend, heulend, winselnd in den Vorkeller eintaumelten.

Voran schritt der Matrose mit riesigem Sprachrohr, das er in sein Schleihenmaul steckte, so oft er die Hörorgane auf eine barbarische Weise martern wollte.

Kaum eingetreten, oder richtiger, eingeschwankt, bildeten sie sich zu einer Runde und stimmten ein ohr- und herzzerreißendes Potpourri an. Die Melone trillerte mit unglaublicher Kehlfertigkeit die famose Arie:

Stets im Trott,
Lustig und flott, u. s. w.,

der Bär brummte in unisonem Baß einen Chor aus der Vestalin, der Truthahn deklamirte mit tragischem Pathos eine Stelle aus dem Therameues, die Eule krächzte ihre schauerlichen Huhus in das diabolische Concert und die Schleihe brüllte in ihr Sprachrohr den genialen Gassenhauer: Ach, wüßtet Ihr, Mama!

In diese entsetzlichen Bierbaßstimmen quickten die fistelnden Diskante der fünf Weiber, deren jede eine andere Melodie ableierte. Es war, um aus der Haut zu fahren! So mörderisch klang dieß Gejohl, daß sogar der Wilde sich in Verzweiflung die Ohren zuhielt.

Die zehn Musikanten standen vor der Treppe. Als Carmen und der Amerikaner, durch das bei der Ankunft unsrer Masken verursachte Gedränge einen Augenblick aufgehalten, sich den Weg zur Thüre bahnen wollten, bemerkte die Schleihe Western. Gleich wurde sie still.

„Allgemeines Silentium!“ gebot sie durch's Sprachrohr.

Alle schwiegen, bis auf den Truthahn, der sein Deklamationsstück mit dem geistreichen, wohlklingenden Alexandriner beschloß:

„Josepin beut uns Stille; so hört Josepin!“

Josepin kletterte auf den Tisch.

„In Reihe und Glied!“ schrie er. „Ich bemerkte den Insulaner, mit dem ich im Garten die Lanze brach.“

„Seht mir den Calicot an!" gluckte der Truthahn.

„Und seine Eroberung, die schöne Donna!" girrte die Melone. „Meiner Seel', 's ist Carmen, die schmucke Andalusierin, die im Koth auf dem Boulevard du Temple den Fandango tanzt."

„Macht ihm den Garaus!" krächzte schaurig die Eule.

„Raubt ihm seine Helena ....."

Carmen gerieth in sichtliche Unruhe. Sie biß ihre Lippen krampfhaft zusammen, runzelte die Stirn und blickte kühn und verwegen um sich.

„Man will Sie angreifen," flüsterte Sie Western in's Ohr .... „Brechen wir durch; ich folge Ihnen.... Sie sind ja stark und die da betrunken ...."

Western hatte keine Sylbe von dem Gebrüll der Masken verstanden. Doch merkte er ihr kriegerisches Vorhaben an ihrer drohenden Stirne und Geberde. Ueberdieß war auch ihm der Branntwein zu Kopfe gestiegen. So stürzte er sich mit geballten Fäusten todesmuthig auf seine Widersacher los.

Ein Puff und die Melone wälzte sich auf der Erde. Ein anderer und der Truthahn purzelte über die Melone. Ein dritter und die Eule rollte über Melone und Truthahn weg. Die Bresche war geschossen.

„Josepin, zur Hülfe!" donnerte die Schleihe in's Sprachrohr. „Teller, Gläser, Flaschen her! Schlagt ihn todt, den Goddam!"

Western ging eben am letzten Tische vorbei, als eine Karaffe an seinem Ohr vorübersauste und an der Mauer in tausend Scherben zersplitterte. Ein Bierglas traf ihn gleichzeitig in's Genick.

Er wendete sich um: eine Bouteille flog ihm an die Stirn.

„Legt an! .... Gebt Feuer!!" brüllte Josepin.

Außer sich vor Wuth griff Western nach dem nächsten besten Kruge und stürzte sich nochmals auf seine Gegner los.

Ein furchtbares Scharmützel entstand. Die eine der zur maskirten Gruppe gehörigen Damen war als Austernhändlerin verkleidet und trug statt des üblichen schartigen Messers einen reizenden Dolch mit künstlich gearbeitetem Handgriffe.

Es war die Gefährtin des Bären, die Bärin.

Während des wilden Gefechtes traf die Brust des Bären einer jener derben, gewichtigen Faustschläge, die man in Boston fast eben so gut und geschickt beizubringen weiß, wie an den Ufern der Themse. Außer sich vor Wuth, riß der Bär der Austernhändlerin den Dolch aus der Hand und stieß damit nach Western. Dieser taumelte zurück.

Eine eiserne Hand, welche die Richtung des Stoßes abgelenkt hatte, packte die Tatze des Bären und entwandte ihm das Messer. Es war keine andere, als die Carmen's.

„Kommt!“ flüsterte sie dem Amerikaner in's Ohr. .... „Ich will es!“

Er sah sie an, und sein Zorn war verflogen.

Carmen zog ihn eiligst mit sich fort. Sie verschwanden an der Krümmung der Treppe.

Ein langes Siegesgeschrei folgte ihnen nach.

„Mein Krug, von sich'rer Hand geschwungen,
Ist irgendwo ihm in das Fleisch gedrungen...“

deklamirte der Truthahn in komischem Pathos ... „Denn da ist Blut!“

„Blut! Blut!...“ krächzte die Eule... „So sind wir gerächt!“

„Te Deum laudamus!“ schloß Josepin .... „Jetzt laßt uns Kaffee schlürfen!“

Der Bär stand noch immer mit erhobener Rechte da und stierte auf die Blutspuren am Boden hin. Er schien sich jetzt dunkel des ganzen Vorfalles zu erinnern.

Carmen stützte den blutenden, betäubten Amerikaner und führte ihn durch die Straße Beaujolais in die Straße Valois. Hier angekommen, zog sie eine Maske

aus der Tasche und legte sie vor's Gesicht. Bald darauf traten sie in einen jener raumlosen, feuchten, finstern, schmutzigen, krummen Gänge ein, die in die neue Straße Des-Bons-Enfants münden.

Ueber der Thüre dieses Einganges war ein kleines Transparent angebracht mit den Worten:

Hotel zum Wilden Mann, meublirt.
Nachtquartiere zu vermiethen.

4.

Die sieben Todsünden.

Die Geschichte des Wachsthums, der Größe und des Verfalles des Palais-Royal gibt uns eine traurige Lehre, nämlich die, daß Laster und Schande ein Boden sind, worin der Handel besonders gut gedeiht.

Es mag parador klingen und Niemand ließe sich freudiger vom Gegentheil überzeugen, als wir. Aber die Thatsachen sprechen für uns. Man muß entweder absichtlich die Augen verschließen, oder sich in ihre unbeugsame Logik ergeben, wohin sie auch führe.

Höchstens könnte man sagen, das Palais-Royal mache eine Ausnahme von der Regel; es sei ein verfluchter Ort, welcher der Ehrlosigkeit eine gastfreie Aufnahme gewährt; ein Nest, welches das Laster wärmt und hält; ein Bazar, der nicht gedeihen kann, ohne daß Tausende durch Ausschweifungen aller Art zu Grunde gehen.

Vor und während dem Kaiserreich, auch noch unter der Restauration, war die eigentliche Blüthezeit des Palais-Royal. In unbegreiflich kurzer Zeit konnte man hier gewaltige Schätze ansammeln. Es war ein merkantiles Paradies, wo aus dem Himmel Merkur's Tag

und Nacht das Geld in Strömen von Louisd'ors, Rubeln, Guineen, Rupien, Pagoden, Gulden, Dukaten, Dublonen, Dollars, Zechinen, Piaster, Crusados u. s. w. herabregnete. Denn unter seinen glänzenden Galerien sah man die Repräsentanten aller Länder und Völker, eine wahre Mustercharte aller Raçen des Erdballs unaufhörlich auf und abspazieren. Hier erklangen alle Sprachen des Universums. Hier schlug es die Mittagsstunde für beide Welten, die alte und die neue. Hier gaben sich alle Punkte der Charte ein Rendez-vous. Der Holländer, welcher dem Amerikaner auf dem Kap, in Kalcutta, in Kochinchina begegnete, lud ihn zum Diner bei Véfour ein.

Das Palais-Royal, kann man sagen, war der Weltmarktplatz. Es gehörte ebenso gut Frankreich, wie Paris an; ebenso gut dem ganzen Erdkreis, wie Frankreich.

London zog es seinen herrlichen Parken vor; St. Petersburg den Kais seiner weißen Newa; Madrid, seinem Prado; Neapel seinem azurnen Meere; Wien, Amsterdam, Berlin, Stockholm ließen sich hier kleiden und beschuhen. New-York behandschuhte hier seine Comptoir-Dandys; St. Domingo kaufte hier Berlocken von Similor für seine farbigen Marquis.

Denn das Palais-Royal jener Zeit war eine Art von Festung, vor welcher das Laster, in seinem weitesten und umfassendsten Sinne genommen, die ganze Artillerie seiner Verführungskünste aufgefahren hatte. Nichts fehlte. Es war der einige, allgemein anerkannte Mittelpunkt der goldenen Prostitution. Von einem Ende seiner doppelten Galerie von Holz bis zum andern thronten hier bei Tage die als Modepuppen verkleideten Kurtisanen hinter Schenktischen, Theebänken, Büffets u. s. w. Den Blicken Aller zugänglich, warfen sie sich in die üppigsten Stellungen und kokettirten mit Käufern und Spaziergängern auf das Frechste und Unverschämteste. Von zwanzig zu zwanzig Schritt unter den steinernen Galerin öffneten

sich die anrüchigen Thüren zu diesen weiblichen Behausungen. Wer diese unkeuschen Dormitorien beherrschte, der hatte im Umsehen seine Million zusammengescharrt. Wir kennen den Namen einer Kastellanin, die vermittelst des rechtmäßigen Gewinnstes aus einem Serail mittleren Schlages, das sie höchst anständig gerirte, ihr Landgut, ihre Waldung, ihren Park, ihren Fischteich u. s. w., nebst dem Ehrensitze in der gutsherrlichen Loge ihrer Dorfkirche sich erkaufen konnte. Hotel in Paris, Schloß in der Picardie; das ist die Belohnung eines langen mühsamen Lebens, in welchem Madame *****, wie es ehemals auf ihren Empfehlungskarten hieß, sich stets das aufgeklärte Vertrauen der Liebhaber zu erwerben und zu bewahren gewußt hatte.

Und diese Lokale, wie der Leser sich aus den vorhergehenden Kapiteln erinnert, waren stets auf das Beste versorgt. Vermöge eines Systems reisender Handlungsdiener beiderlei Geschlechts wurden die schönsten Jungfrauen der Provinz an Ort und Stelle aufgesucht, gemustert, verführt, zugestutzt und in das Verwaltungsbureau abgesandt. Dieß Mittel war gut. Im Uebrigen mußte das Pariser Elend aushelfen. So kam es denn, daß im Palais-Royal und seinem Weichbilde mehr hübsche Wesen zu treffen waren, als im gesammten Reich zusammen.

Hand in Hand mit diesen Versuchungen der Liebe gingen die des Spieles. Die Göttin Avaritia hatte hier fast ebenso viele Altäre, als Venus Pandämos. Tausend Lokale, wo dem Bauche auf die raffinirteste Weise gefröhnt wurde, öffneten die Umgebung ihre Thüren und boten den Pristern und Priesterinnen der Wollust eine gastliche Zufluchtstätte dar. Was konnte auch geeigneter sein, die Schmerzen der am Roulettetische geschlagenen Wunden in Vergessenheit zu bringen oder die von Gold strotzenden Taschen der Sieger im Trente-et-quarante zu erleichtern?

Welch ein meisterhafter, auf dem System wechsel-

seitiger Hülfeleistung wunderbar schön begründeter Organismus! Die Liebe diente dem Spiele, das Spiel bezahlte die Liebe. Liebe und Spiel trieben zur Orgie, welche Beiden Gleiches mit Gleichem vergalt. Wo in aller Welt trefft ihr unter den thierischen Instincten des Menschen eine so rührende Wechselseitigkeit verbindlicher Dienstleistungen wieder?

Nicht selten begriff ein und dasselbe Haus alle drei verschiedenen Spezialitäten des Palais-Royal in sich. Man aß und trank im Parterre, spielte im ersten Stocke, tanzte im zweiten, dann in den dritten hinaufgestiegen, wo die impotente Trunkenheit aufs Sopha taumelte und....

War das nicht unwiderstehlich? Was Wunder, daß in jenem goldenen Zeitalter der englische Lord in Paris leibte und lebte; daß der russische Fürst keine Dichtung war, sondern sich mit Händen greifen ließ?...

Sie hatten Nummero 154 inne. Dort verloren sie ihre Bankscheine wenigstens in erträglicher Gesellschaft. Nummero 154 war der fashionable Sal, der nur halb kompromittirte, weil seine Schurken betitelt waren und seine Croupier's sich das Ansehen von Adeligen zu geben wußten.

Aber nicht Jeder ist Mitglied des Parlaments von England oder ukränischer Grundeigenthümer und Frohnherr. Die Leute aus der Provinz und die Bürger von Schrot und Korn gingen etwas weiter, in Nummero 129, anständige Kammer, schickliche Hölle, trotz der größern Gemischtheit der Gesellschaft.

Die Calicots begaben sich in Nummero 113, wo die Gauner anfingen Schnurbärte zu tragen, wo die Banquiers nach der Cigarre und die Schneider nach der Pfeife rochen. Diese Nummero 113 hatte einen kolossalen Ruf in Pontoise und selbst in Beziers. Es war dieselbe, welche die Choleriker aus der romantischen Schule sich zum Typus eines Spielhauses erwählten. Noch jetzt denken wir mit Schaudern an eine mehr

als fünfzig Seiten füllende, das Hirn verbrennende Schilderung zurück, die wir Gott weiß wo? gelesen haben.

Endlich, als letzte Staffel der großen Leiter, war Nummero 9 da, dicht neben dem weltberühmten Kaffee des Mille-Colonnes, wo die Weiber Zutritt hatten und was für Weiber?

Nummero 9, dieß Frascati der Schmierstiefler, roch ganz nach der klassischen Bevölkerung jenes Balllokals, das in dem Kauderwälsch seiner Stammgäste die Zwicke hieß. Dort wurde getrunken und legten die Damen, um in der akademischen Sprache zu reden, ihre arglistigen Fallen und stritten sich um die Börsen der glücklichen Spieler. Unter dem geldbedeckten Tischchen barg sich manch ausgetretener Schuh; unter dem bis an's Kinn zugeknüpften Ueberrock manch Hemd, das der Wäsche Feindschaft geschworen. Die Dandys an diesem Orte trugen glänzende Gilets, grausam-farbige Kravatten und Hände in Halbtrauer.

Judith, die große Jüdin, die sogenannte Sabbathkönigin, war lange Zeit die Löwin von Nummero 9. Sie deponirte bei Rothschild, ihrem Bruder in Moses, das Gold und Silber, das die Christen für sie gewannen. Ferner sah man hier Olga, die Moskowiterin, stets jung, stets ausgelassen, obgleich sie schon vor zehn Jahren die Maitresse des Kosakenhettmanns Platoff gewesen.

Diese beiden schönen Personen machten Furore unter den Studenten der Rechtsschule und den Sicherheitskettenverkäufern.

Sind wir noch nicht am letzten Gliede dieser fluchwürdigen Progression? Nein. Wir können noch tiefer hinabsteigen, noch tiefer als die Zwicke, als der Keller zum Wilden Mann oder die der Blinden!

Nur Ein Schritt außerhalb des Umkreises und wir finden auf der Einen Seite des Hotels d'Angleterre, den scheußlichen Schlupfwinkel, wo die Misère und der Diebstahl sich verkriechen; auf der andern die unterirdi-

schen Wohnungen und Keller der Straßen Valois und Beaujolais, elende Nester, darin schmutzige Verworfenheit auch die kühnste Feder nicht zu beschreiben wagt; dunkle Höhlen, wo halbnackte Banditen mit ihren schmierigen Karten in der Hand sich um eine gestohlene Kupfermünze schlugen, während schwindsüchtige Sirenen oder krebszerfressene, aussätzige Töchter der Lust ihre eklen Liebkosungen dem Meistbietenden von ihnen verkaufen...

Ein Schritt weiter und die Wallstraße zeigt uns den untersten Bodensatz, den die ewig gährende Gesellschaft niederschlägt. Ihre bürgerlichen Küchen öffnen sich und lassen uns einen Blick thun in die Mysterien einer Liebe, bei deren Namen die eherne Stirne auch der gemeinsten Buhldirne sich purpurroth färbt.

Nochmals, es gab hier Mädchen für alle Arten von Geschmack und für alle Börsen.

Das war die gute Zeit.

Die Tabakskrämerinnen heirateten Boyarden, die Kafféetiers trieben die Rente in die Höhe, die Schuhputzer wurden wahlfähig und die Händler mit künstlichen Juwelen setzten sich die Grille in den Kopf, ihre Töchter an Pairs zu verehelichen.

Ach, wer erkennt an diesem lebenswarmen Bilde die tristen Galerien wieder, wo Falliment auf Falliment sich häufte; wo zur Nachtzeit kaum noch ein seltener Gast aus der Provinz hereinschleicht und der schönen Vergangenheit wehmüthig gedenkt! Die guten Leute irren längs der Gitter hin und suchen leider! vergeblich die lärmende Menge von ehmals, suchen die Freude, suchen im Palais-Royal das Palais-Royal. Was finden sie? Einsamkeit, Stille, Tod!

Hie und da erhellt noch die Gasflamme die Goldleisten eines prächtigen Kaufladens, dessen Verkaufsliste allmonatlich kaum um eine Blattseite wächst.

Das Kaffée Lemblin, dieß lärmende Asyl der Liberalen aus der Zeit der Restauration, ist ruhig, mäuschenstill geworden. Das Kaffée Valois, das Haupt-

quartier der unruhigen Köpfe von der äußersten Linken, ist ausgestorben, ausgestorben vor Chodruc-Duclos! Die Zauberinnen des Gartens hat die Peitsche der Polizei verjagt. Roulette, Craps, Trente-et-quarante u. s. w. sind vor einem Kammervotum gefallen. Nichts gibt es mehr; nichts, als etwas Tristes, Eisiges, Todtes; ein Greis; der sich auf einer Steinbank sonnt, ein elendes Fontainchen, einige disponible Loretten, eine Schaar von Bonnen mit rothbäckigen Kindern und vier Baracken, um welche die Lyceisten schwärmen, wenn sie Donnerstags in die Journale gucken.

Nur die Galerie Orleans, die damals noch nicht existirte, hat einen Anflug von Leben bewahrt. Hier werden Tabatieren, Zahnbürsten und allerhand obscure Traktätlein verkauft.

Wer hat diese klägliche Verwüstung angerichtet? Die Polizei und das Gesetz, Beide im Namen der Moral.

Dieser Ort lebte vom Laster. Das Laster düngte seinen Boden und machte ihn schön. Die Schande war seine Lust, seine Wohlfahrt; die Ausschweifung, die Orgie waren Lebensbedingung für ihn. Nichts an und in ihm, was nicht böse, verderbt, befleckt war. Ihr hättet ihn von Grund aus umwühlen können, ohne ein Atom, ein Sonnenstäubchen des Guten oder Edlen zu finden. Sogar der Patriotismus, diese Tugend so zäh, daß sie im Herzen des gemeinsten Verbrechers fortlebt, war ihm unbekannt. Denkt nur daran, daß sein Culminationspunkt die Zeit der Fremdherrschaft in Paris war. Denkt nur daran, daß die Invasion ihm wohl bekam, und daß er den Einzug der Kosaken mit lautem Jubel begrüßte. Denkt daran, daß er seine tausend Kurtisanen entsandte, trunken von Wein und Lust, sich dem friedlichen Sieger zu Füßen zu werfen!

Und diese Kloake, ganz einzig in ihrer Art, wolltet ihr mit gewöhnlichen, alltäglichen Mitteln behandeln? Ihr gabt vor, sie unschädlich, sie gesunder und besser zu machen,

und zu dem Ende wurden ihr an einem schönen Morgen ihre Spiele, ihre Bordelle, ihre freie Prostitution, ihre babylonischen Mysterien, ihre Schande, ihr Alles geraubt!....

Aber dieß Alles war ihre Seele. Daher ist sie gestorben und ihr seid ihre Mörder.

Warum dieser Mord?

Gesetz und Polizei haben sich mit einander verschworen. Was haben sie erreicht? Ohne Scheu antworten wir: Nichts, vielleicht noch Schlimmeres als Nichts. Dieß Herumstöhren in der großen Mistlache hat mehr geschadet als genützt. Erheischten die Umstände die Aufführung eines tugendhaften Possenspiels, warum hat man das Sujet so unglücklich gewählt?....

Besser, ungleich besser diese kühne, freche Anhäufung aller möglichen Laster an Einem Punkte, als ihre Zersplitterung über einen weiten Raum, und die Nöthigung für sie, mit dem Schleier der Heuchelei sich zu bedecken.

Das Palais-Royal war nothwendig zum Gleichgewichte der großen Metropole. So gab es doch wenigstens Einen Ort in Paris, von dem die besorgten Mütter ihr Kinder ferne hielten; einen allbekannten Pfuhl der Sünde, einen Abgrund, an dessen Rande gewissermaßen ein Warnzeichen aufgesteckt war. Jetzt fehlt ein solcher Sammelplatz. Heißt dieß nicht fast: er ist überall? Das Haus der Schande gleicht dem ehrlichen Hause auf ein Haar. Die Spielhöllen geben sich das Ansehen eines häuslichen Familienzirkels; die Kurtisane wirft ein seidenes Brusttuch um und nennt sich Lorette.

Konntet ihr den Graben nicht ausfüllen, warum nehmt ihr die schützenden Geländer weg?

Die Moral ist gewiß ein volltönendes Wort, das in einer politischen Rede viel Effekt macht. Aber hier suchen wir vergeblich unter den Namen die Sache. Der fragliche Gegenstand hat eine doppelte Seite. Er umfaßt die Spiele, die man scheinbar aufhob, und die Prosti-

tution, die, aus der einen Stelle vertrieben, an der andern wieder aufgenommen wurde.

Aber wie? Soll der Moral, deren Gesetzen Alles gehorcht, bloß außerhalb jenes Vierecks aus Bruchsteinen, Palais-Royal genannt, ihr Recht wiederfahren? Puritaner, die ihr das Palais-Royal rein fegt, warum laßt ihr den Koth auf den Boulevards sich ansammeln? Wißt ihr nicht, ihr Logiker, daß ein Feuer, welches mit Riesenkraft um sich frißt, in sich erstickt und isolirt werden muß? Warum jagt ihr, um einige Häuser zu retten, das Feuer über die ganze Stadt?

Die Moral! Aber die Moral hat Nichts zu schaffen mit diesen Umquartirungen des Lasters, das sich hier verabschiedet, um dort, im Beisein des Notars, den Miethkontrakt aufzusetzen! Die Moral geht entschieden zu Werke und haßt alle Halbheiten. Warum von Moral sprechen, wenn es sich nur um ein mißlungenes Possenspiel handelt?

Was ist das Ende vom Lied? Was habt ihr mit all diesem Spektakel erreicht und gewonnen? Ihr habt das Palais-Royal gesäubert, damit die Mütter ihre Töchter spazieren führen können, ohne daß sie mit der Schande caramboliren. Und die undankbaren Mütter führen ihre Töchter anderswo hin, gerade dahin, auf den lichtüberschwemmten Asphalt, wo die Töchter der Lust eine Freistätte gefunden haben!...,.

Bleibt also noch das Spiel. Ueber diese Frage hat sich die öffentliche Stimme längst ausgesprochen, sagt man. Das Gesetz, durch welches die Regierung sich selbst eines ungeheuren Einkommens beraubte, wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Wirklich schien es, als müsse dieß Gesetz sehr vortheilhaft auf die öffentliche Sittlichkeit einwirken.

Aber was hat es in Wahrheit gefruchtet? Nichts, als daß der Herr Generalpächter der Spielbanken nach Baden-Baden flüchtete und die Roulette uns zurückließ.

Ja, die Roulette ist bei uns, die Roulette und das

Craps, auch das Trente-et-quarante. Wir richten uns unter einander zu Grunde. Herr Benazet allein und die Engländer sind in Deutschland.

Jedermann weiß, daß es in Paris eine ungeheure Anzahl heimlicher Spielhäuser gibt. Fast Jeder kennt deren zwei oder drei; ja Viele behaupten, daß manche in Folge einflußreicher Verwendungen tolerirt werden.

Doch das ist ein Geheimniß, das uns Nichts angeht. Aber das ist Thatsache, daß seit der Aufhebung der alten Spielhäuser die Zahl der Privathöllen, die unter dem Namen von Zirkeln, Klubs, Gesellschaften, Kränzchen u. s. w., oder auch ohne allen Namen, jeden Abend sich armen Beamten, Studierenden, Kindern öffnen, um mehr als das Zehnfache gestiegen ist.

Man sage, was man will, die privilegirte Roulette war doch nur gemachten Männern gefährlich,

Auch konnte in den öffentlichen Häusern nicht leicht Etwas verborgen bleiben, während in diesen finstern, dunkeln Schlupfwinkeln, deren Eigenthümer notorisch im Kriege mit dem Gesetze leben, durchaus keine Kontrolle möglich ist.

Im Palais-Royal, bei Frascati, fragte man nach den Pässen. Freilich war dieß eine sehr prekäre Garantie, aber selbst eine solche Garantie, wie unwirksam sie auch sein mag, wird in den vorgeblichen Gasthäusern, deren Zahl Legion in Paris ist, wo reizende Weiber bei einem schwelgerischen Diner, die gewöhnliche Einleitung zu den Gaunereien des Abends, die Honneurs machen, zu einer Unmöglichkeit. Es gibt da keine besoldete Aufseher mehr. Nichts als arglose Tröpfe oder anerkannte, geübte, habgierige, verwegene Gauner und Spitzbuben.

Polizeisache das, hört man oft sagen. Allerdings. Aber je weniger Polizeisachen, um so besser für's Publikum. Die Escarpen gehören auch dahin, und eben deßhalb revidirt jeder weise Mann sorgfältig sein Testament, ehe er zur Nachtzeit ausgeht.

Daher scheint uns, als habe die gerühmte Purificirung des Palais-Royal nicht bloß nicht erreicht, was sie erreichen sollte, sondern gar geschadet. Dagegen wäre es ungerecht, den Einfluß dieser allmäligen Entcentralisirung auf das Weichbild der alten Stadt des Lasters abzuläugnen. Vor zwanzig Jahren war das Weichbild entsetzlich, jetzt ist es unedel.

Es sandte seine Radien bis ziemlich tief in Paris aus, so daß der Palast inmitten eines dunkeln Kreises zu liegen schien, welcher durch den Contrast dem etwas verwitterten Glanz der alten Fürstenwohnung aufhalf. Die westliche Grenze dieses Weichbildes bestand aus der Wallstraße, die Straßen Jeannison, Traversiere und jenen krummen Gängen, die zum Carrefour des Moineaux führen. Im Süden ging die Grenze längs der Straßen Valois, Batave und Saint-Thomas-du-Louvre und jener vier schmutzigen Gäßchen, die parallel mit der Straße Saint-Honore auf den unvollendeten Flügel des Louvre zulaufen. Von einem Ende dieser vier Gäßchen zum andern sah man eine ununterbrochene Reihe erleuchteter Transparente, welche die Uneingeweihten benachrichtigten, daß hier Nachtquartiere zu haben seien.

Im Osten kam man aus dem Hofe des-Fontaines in den berüchtigten Hof Montesquieu, wo sich ein Keller befand, ähnlich dem zum Wilden Mann. Der Hof Montesquieu hat sein altes Aussehen theilweise bewahrt. Wer sich einen Begriff davon machen will, der besuche die Passage de la Pompe und das Hotel d'Athenes. Dagegen hat der Hof des-Fontaines durchaus das Schicksal des Palais-Royal, dessen Anhängsel er ist, getheilt. Verschwunden ist diese Masse von Verkäufern, die Nadeln, Sicherheitsketten, Ringe, Gürtel u. s. w. vor der Façade des Kaffee's Boudignot feil hatten. In diesem Hofe war recht eigentlich der Sammelplatz all der tausend Varietäten des großen Genus der Gauner und Spitzbuben, die sich brüderlich in die Nutznießung und Ausbeutung des Gartens und der Galerien theilten.

Im Nordosten bildeten die Grenze die Straße des Bons-Enfants, zehnmal dunkler und menschenleerer als heutiges Tages; die Hintergebäude der Bank, fast lauter übel berüchtigte Wirthshäuser; endlich die feuchten Gäßchen, die aus der Straße Neuve-des-Bons-Enfants in die Weinkeller der Straße Valois hinabführten.

In allen diesen Straßen, so eng, daß Einem die Luft ausging, hockte eine blutarme, dem Müssiggang und allen Ausschweifungen ergebene Bevölkerung. Kein Laden, keine Werkstätte. Eine lange Reihe von Kneipen, dann und wann durch den Vorhof eines Hotels garni oder eines verdächtigen Hauses unterbrochen.

Hier war die eigentliche Pflanzschule aller Laster, aus der das Heer der Spitzbuben, die das Palais-Royal und seine Zugänge Tag und Nacht in Schach hielten, sich unerschöpflich rekrutirte. Jede dieser Schmutzkneipen, deren dicht verhängte Fenster auf die Straße hinaus sahen, war das Hauptquartier irgend einer Bande von Industrierittern beiderlei Geschlechtes, die im Gedränge auf Portefeuilles und Uhren Jagd machten und von dem gemeinschaftlichen Ertrage des Diebstahls und der Unzucht lebten.

Wie man sieht, glich das Aeußere dem Innern auf ein Haar, um so mehr, als sie sich gegenseitig Gastfreundschaft erwiesen. Die Unglücklichen abgerechnet, die im Koth dieser Räuberhöhlen das Licht der Welt erblickt hatten, traf man hier Nichts, als heruntergekommene, verwitterte Lebemänner, ruinirte Spieler oder entlarvte, unter ihre lumpenbedeckten Brüder verstoßene, ehemals glänzende Glücksritter. Dieser Fall vom Garten in die Straße war an der Tagesordnung. Die an die Galerien des Palais-Royal sich knüpfende Sage berichtet, daß jener Schmeerbauch im langen Ueberrock, der unter einem Thorwege der Straße Beaujolais den Vorübergehenden mit flüsternder Stimme die namenlosen Gegenstände seines mysteriösen Handels anträgt, einst ein

millionenschwerer Banquier gewesen, der über den Roulettetisch gestolpert.

So die Männer. Mit den Angelegenheiten der Weiber befaßte sich das Schicksal nicht. Ihre Zukunft war ihnen gewiß. Schon das Alter genügte, sie bei Seite zu werfen. Wenn kein spleeniger Engländer sie zu Lady's machte, stiegen sie an einem schönen Morgen aus der Sphäre, wo die Schande sich wenigstens mit Blumen schmückt, in eine tiefere Region hinab, schlichen gesenkten Blickes durch die Straße Saint-Honore und verloren sich dann in irgend ein obskures Loch, um bei lebendigem Leibe zu verfaulen.

Unter allen diesen Straßen, die fast ausschließlich von dem Abschaum der Pariser Bevölkerung bewohnt sind und das finstere Labyrinth bilden, das wir das Weichbild des Palais-Royal nannten, zeichnete sich die Straße Neuve-des-Bons-Enfants durch ein halb anständiges Ansehen aus. Es konnte scheinen, als würden ihre Insaßen bis auf einen gewissen Punkt durch die Schildwachen der Bank von Frankreich in Furcht gehalten. Doch durfte man nicht blindlings darauf bauen, denn die Häuser dieser Straße sind doppelgesichtig, und zwei Stockwerke unter dem Straßenpflaster, d. h. in den Kellern der Straße Valois hätt' ich, Gott weiß, keiner Schildwache der Bank von Frankreich rathen mögen, sich blicken zu lassen!

In dieser Gasse lagen zwei oder drei Hotels garnis von üblem Rufe, aber unter den Rittern dieser Damen äußerst beliebt, denn sie konnten ihre Orgien ungestört hier feiern. Die Trunkenheit genoß hier eine Art von Asylrecht und wurde so zuvorkommend behandelt, wie es diesem Erwerbszweige angemessen war.

Die Zimmer dieses Hotels machten keinerlei Anspruch auf Luxus, aber sie waren auch weit entfernt von jenem unsäglichen Elend der Nachtquartiere in der Straße Froidmanteau, der Bibliothekstraße und anderer halsbrechenden Pennen hinter dem Louvre. Sie glichen

so ziemlich den Stuben in einem guten Provinzialwirthshause. Um ihren Wirth richtig zu tariren, mußte man eine Nacht bei ihm verlebt haben, d. h. eine von der lieben Trilogie des Herrn Scribe: eine von Wein, Weiber und Spiel verschönte Nacht....

Vor der Thüre eines solchen Hauses haben wir Carmen und den Amerikaner Western stehen lassen. Der Eigenthümer desselben, welcher den wahren oder vermeinten Indianer für einen hohen Preis an den Schenkwirth des Kellers zum Wilden Mann vermiethete, hatte sein Hotel unter die Auspizien seines alten Zöglings gestellt und es Hotel zum Wilden Mann getauft.

In diesem, nach ihm benamsten Hotel war dem Wilden Mann ein dunkles Loch, nebst Stroh, eingeräumt.

Von der Straße Valois aus gelangte man zur Hauptthüre des Hotels über eine feuchte, schlüpferige Steintreppe, die zugleich in die Straße Neuve-des-Bons-Enfants hinüberführt.

Obgleich Western stark im Gesichte blutete und außerdem viele Spuren des letzten Gefechtes an sich trug, hatte Carmen, die hinter ihrer Maske versteckt war, kein Bedenken, ihn mit in's Haus zu nehmen. Die Eigenthümerin, in die Kunst Nichts zu sehen, meisterhaft eingeschult, empfing sie lächelnd.

„Ein Zimmer für Herrn und Madame!“ rief sie, die Glocke ziehend.

Der Kellner kam, in der einen Hand einen Schlüssel, in der andern einen Leuchter haltend.

5.

Das Sterbebett eines Marquis.

Es war gegen neun Uhr Abends. Im Garten des Palais-Royal wogte es nicht mehr, wie früher. Es schien, als habe die Freude etwas nachgelassen und finde auf den Ueberreiz die Abspannung sich ein.

Die Masken, nachdem sie den Vorrath ihrer gereimten und ungereimten Witze verschossen, flüchteten sich gegen die Kälte in die Kaffeehäuser, wo der Punsch ihre heisern Stimmen klärte; die Leute aus der Provinz, die keinen Abend im Theater fehlen können, eilten dem Schauspiel zu; die Spitzbuben leerten beim nächsten Hehler ihre beutestrotzenden Taschen und die bleichen Glücksjäger, die sich auf wenige Minuten an dem Gewühle des Karnevals zerstreut hatten, kletterten vier zu vier die Treppen der Spielhöllen hinauf.

Die natürliche Folge davon war, daß es im Garten stiller und stiller wurde. Auch hörte und sah man nur noch Unverschämtheiten und Späße von grobem Kaliber, ohne allen Witz und alles Salz. Das Publikum schenkte diesen Komikern der gemeinsten Art, welche das Lustspiel über Gebühr verlängerten, keinen Beifall mehr. Man ging kalt und gleichgültig an ihnen vorüber, so daß der Karneval im Freien für heute aus war, um morgen toller wieder anzufangen.

Dieß allmälige Ersterben des Tumultes war ein großer Trost für die arme Familie, welche das Bett des Kranken im Flügel Valois umstand. Drei Stunden lang hatte das Getöse, das aus dem Garten und den Straßen donnernd heraufscholl, ihm keine ruhige Minute gelassen und die Gewalt des Fiebers erhöht. Er schloß jetzt sanft die Augen.

Es war ein Mann in den Vierzigern. Sein furchtbar abgemagertes Gesicht zeigte noch schwache Spuren

eines männlich-kräftigen Stolzes, welcher auf der hohen, edeln Stirn des Jünglings, der aufrecht hinter seinem Bette dastand, sich energisch aussprach. Er lag auf einem schlechten, durch das Gewicht des Kranken ausgehöhlten Strohsacke; seine Decke war ein grobes Tuch von grauer Wolle. Kein Vorhang, weder um das Bett, noch vor den Fenstern. Zwischen der Bettstelle und der Wand hing an der feuchten Mauer ein altmodischer Weihkessel von Emaille. Dieß kleine Geräth bildete einen seltsamen Gegensatz wider die Leere und Nacktheit des Zimmers. Es mußte ein altes Familien-Erbstück sein.

Wirklich sah man inmitten der auf dem Emaille befindlichen Blätter und Blumen und in einer zierlich ausgeschnittenen Einfassung ein großes Wappenschild, von einer eichenblattumlaubten Herzogskrone überragt, um welches in Festons die ritterliche Devise lief: Gott schütz' Haus Maillepré....

Alle Uebrigen, mit Ausnahme des Jünglings und des Bauers, standen, während der Kranke schlummerte, um einen kleinen Tisch, worauf Brod und etwas Käse lag.

Die jungen Mädchen sprachen mit großem Appetite diesem groben, spärlich gemessenen Mahle zu. Sie mußten stehen, weil die beiden einzigen Stühle des Gemaches von den beiden Damen besetzt waren.

Die jüngste dieser beiden mochte etwa fünf und dreißig Jahre alt sein. Ihre sanften, würdevollen Züge trugen das Gepräge tiefer Seelenleiden. Der Kummer hatte ihre großen Augen gehöhlt, ohne ihrem Blick den Ausdruck ruhiger und frommer Ergebung zu benehmen.

Die andere Dame zählte wenigstens siebenzig Jahre. In ihrem ärmlichen Strohstuhle saß sie mit kaltem, gezwungenem Anstande da und führte ihren Bissen Brod mit der Miene einer Königin zum Munde. Stolz und gebieterisch nahm sie dem Bauer, der ehrerbietig hinter ihr stand, das Glas Wasser aus der Hand.

Ein Tisch, zwei Stühle und das Bett war das ganze Mobiliar dieser Kammer. Eine kleine Lampe erhellte das Gemach nur halb und ließ den Bauer, den Jüngling, den Kranken und die mit zerfetzten Tapeten behängten Mauern im Dunkeln, während sie ihr mattes Licht auf die fünf Damen in der Nähe des Tisches sammelte.

Die ausgehungerte Miene der drei jungen Mädchen, deren anmuthige Gesichter die Spuren der Thränen bewahrten, die Trostlosigkeit ihrer Mutter, die stolze Würde der alten Dame, die inmitten dieses tiefen Elendes wie eine Königin thronte, dieß Alles vereinte sich zu einem Bilde, düster, rührend, aber wahrhaft erschreckend, wenn der Blick auf dieß kümmerliche Sterbelager fiel....

Und sollte man's glauben, dieß ging vor — im Palais-Royal, am Fastnacht Abend, in geringer Entfernung von den schimmernden, dichtgedrängten Sälen Very's und der Gebrüder-Provençalen, wenige Fuß über den feenhaft erleuchteten Galerien.

Wie anders, als in den Melodramen, wo die gnädigen Herren prassen und schwelgen, während ihre unschuldigen Vasallen vor der Pforte des Schlosses Hungers sterben. Das Blatt hatte sich gewendet. Draußen jubelte und zechte das trunkene Volk; drinnen theilten sich die Trümmer einer hochadeligen, erlauchten Familie in ihren letzten Bissen Brod ....

Die alte Dame war keine andere als die Herzogin-Wittwe von Maillepré ....

Die Andern waren der Marquis von Maillepré, ihr Sohn, der nie den Erbtitel angenommen hatte, weil der Tod des letzten Herzogs sich nicht diplomatisch genau ermitteln ließ; die Marquise, ihre Schwiegertochter; Gaston von Maillepré, ihr Enkel, und endlich die drei Fräulein von Maillepré, ihre Enkelinnen.

Der Bauer hieß Johann Marie Biot, aus der Bretagne gebürtig, wo einst die Maillepré große Güter besessen hatten.

Gaston war der einzige männliche Erbe des ältern Zweiges der Maillepré-Maillepré. Ein fünfzehnjähriger Jüngling. Sein hoher, schlanker, bereits männlicher Wuchs hatte sich vor der Zeit entwickelt. Aus den schönen Zügen sprach eine ernste, nachdenkliche Schwermuth, die ihm allzufrüh das Ansehen eines Mannes gab. So geht oft das Unglück mit den edeln Naturen um; es macht sie alt, wenn es sie nicht brechen kann. Nichts im Blicke Gastons verrieth die unstete, etwas schüchterne Wärme des Jünglings; er war träumerisch und schien kalt. Auf der hohen Stirne, von der die schwarzen Haare nach hinten gestrichen waren, thronte der ganze Stolz des Edelmannes. Keine Spur von dem heitern, fröhlichen Lächeln des Lebensfrühlings. Frühzeitiger Kummer hatte sie alle verwischt. Diese fünfzehnjährige Stirn hatte viel gedacht, viel gelitten, wie man an ihren Furchen und den häufigen Runzeln der schwarzen Brauen sah. Muth und Kraft, edle, männliche, fast herbe Kraft, waren der charakteristische Ausdruck seines Antlitzes.

Trotz seines schnellen Wuchses, waren die Gliedmaßen proportionirt und kräftig. Aber die eingedrückte Brust sank, wenn er sich gehen ließ, in die spitzen Schulterwinkel zurück. Dieß und ein Paar hochrothe, scharf begrenzte Flecken, dicht unter den Backenknochen, auf den mattweißen Wangen zeigte, daß seine Gesundheit bei dieser frühzeitigen Entwickelung gelitten habe.

Das älteste von den drei jungen Mädchen war um ein Jahr älter, als Gaston, dem sie durchaus nicht glich. Ihre vollkommen regelmäßigen Züge schienen dem runzeligen Gesichte der Herzogin Wittwe, ihrer Großmutter, Etwas von ihrer hoffärtigen Trockenheit entlehnt zu haben. Auch war sie der Liebling der alten Dame, von der sie vorzugsweise Fräulein von Maillepré genannt wurde.

Sie hieß Bertha.

Die zweite hieß Charlotte. Weniger schön als Bertha, die jedem Maler als Modell hätte dienen können,

war sie doch lieblicher und anmuthiger. Im Ganzen machte sie den Eindruck lebhafter Entschlossenheit und eines fröhlichen, heitern Muthes.

Das dritte Mädchen war noch ein Kind. Weder Greuze, noch Lawrence hätten einen verklärtern Engelskopf zeichnen können. Wer sie ansah, der vergaß das unsägliche Elend der ärmlichen Wohnung. Der Zauberschein ihres kindlich-naiven Lächelns erhellte die Finsterniß, verdeckte und schmückte die Nacktheit der vier Wände.......

Sie hieß Sancta.

Das Brod war aufgezehrt. Die Herzogin-Wittwe wusch ihre weißen, knöcherigen Hände in einer Fayenceschüssel, die ihr der Bauer vorhielt. Die Blicke der Marquise irrten zwischen dem leeren Tische und ihren drei Töchtern, die in ihren leichten Indiennekleidern vor Kälte zitterten, hin und her. Eine heiße Thräne rann über ihre Wange. Sancta verließ ihren Platz und barg ihr blondes Köpfchen im Schooße der Mutter.

„Er kömmt noch," tröstete sie... „er kömmt noch!"

Die Marquisin drückte sie an ihr Mutterherz und sah sie, unter Thränen lächelnd, an........

In dem Augenblicke hörte man Fußtritte auf der Treppe.

Gaston horchte auf. Eine qualvolle Bangigkeit machte die Wolke auf seiner Stirn noch finsterer.

„Gott erbarmet sich unsrer!" schluchzte die Marquisin.

Die drei jungen Mädchen starrten auf die Thüre hin. Hoffnung erglänzte auf allen Gesichtern.

„Wie Gott uns gut ist!" rief Sancta mit gefalteten Händen. „Ja, er ist's, er ist's!...."

Nur die Herzogin-Wittwe blieb kalt und unbeweglich, wie immer.

Gaston, weit entfernt, an der Freude Theil zu nehmen, hob die Augen gen Himmel und faltete die Arme über der Brust, als wollte er einen schmerzlichen Stoß abwehren.

Es wurde dreimal schnell und laut an die Thüre geklopft.

Die Marquisin fuhr zusammen und erblaßte.

„Gott! . . .“ rief sie mit zitternder Stimme halblaut . . . „ich vergaß . . .“

„Mach' auf, Johann-Maria!“ gebot Gaston.

„Noch immer nicht!“ seufzte Sancta und flüchtete sich hinter den Sitz ihrer Mutter.

Johann-Maria trat auf die Thüre zu.

Eine tiefe Stille erfolgte im Gemache. In demselben Augenblicke, wo der Bauer den Thürdrücker umdrehte, erhob sich die Stimme der Herzogin-Wittwe, gebieterisch und feierlich,

„Fräulein von Maillepré,“ sagte sie, „warum vergessen Sie das Dankgebet?“

Ehe Bertha antworten konnte, öffnete sich die Thüre. Ein ungeheurer Fleischerhund stürzte ins Zimmer, laut schnaubend, mit dem Maule überall herum schnuppernd und an den Kleidern der jungen Damen, die vor Schrecken verstummten, sein zottiges, schmieriges Fell reibend.

„Kusch dich, Bijou, kusch!“ quickte eine Stimme draußen.

Der Hund kauerte mitten im Zimmer nieder und wedelte mit dem Schwanze, als wollte er seinen Herrn begrüßen, der eben ins Zimmer eintrat.

Dieß war ein untersetzter Mensch von höchstens vierzig Jahren, mager, eckig. Ein langer Hals guckte aus spitzen, breiten Schultern hervor. Von welcher Seite man ihn betrachten mochte, überall brach das Profil seines Gesichtes urplötzlich ab und ging unvermerkt in eine hellleuchtende, allseitig zugespitzte Nasenpyramide über. Das Kinn fehlte gänzlich und die Unterlippe zog sich bescheiden hinter ihre obere Schwester zurück, die ihrerseits eben so bescheiden weit hinter die Wurzel obbeschriebener glorreicher Nase ausbog. Links und rechts verschwanden die Wangen mit gleicher Gefäl-

ligkeit. Endlich bildete die mit spärlichen graugelben Haaren besproßte Stirn ein würdiges Gegenstück zu dem fehlenden Kinne.

Summa Summarum: das ganze Gesicht war eigentlich Nichts als Nase, bestrichen von zwei runden Augen, ebenso schläfrig als tückisch, ähnlich denen eines Raubvogels, der auf der Stange im Bauer sich langweilt.

Nur halte ihn der geneigte Leser deßhalb nicht für eine gemeine Person. Er hieß Herr Polype und war nichts Geringeres als der Hauptmiethsmann der drei obern Stöcke des Hauses, die er dem Verwaltungsbureau der Orleans'schen Familiengüter abnahm, um sie unter der Hand wieder zu vermiethen.

Außerdem war er Viertelseigenthümer des berühmten Kellers in der Straße Valois, wo die Innung der Garköche zusammenkam.

Ferner, der Commanditar einer Unzahl von Zwischenhändlern, die Berlocken, Sicherheitsketten, schlüpfrige Gassenhauer und andern Giftschund zu Spottpreisen in der Umgegend des Palais-Royal feil boten.

Endlich war er mit der Polizei bekannt, aber nur ganz wenig und in allen Ehren. Deßgleichen lebte er in achtbarer Freundschaft mit den Hauptdieben im Bereiche des Gartens und der Galerien.

Böse Zungen nannten ihn Hehler; aber seine Freunde schwuren, daß er Nichts als Pfandleiher sei. Der einträglichste Erwerbszweig, die schönste Feder seines Gefieders, die ihm Niemand rauben konnte, war der eigenthümliche Besitz des großen Hotels zum Wilden Mann, eines sechsstöckigen Hauses, mit je fünf Fenstern nach Vorn hinaus; ein Besitz, der sich mit schwerem Golde nicht aufwägen ließ.

„Recht guten Abend," sagte er den Hut auf dem Kopfe, mit einer Stimme, um deren Tiefe ihn Lablache beneidet hätte .... "Der Kranke ist besser? Sollte mich freuen .... Kusch, Bijou!"

Der Hund ließ sich auf die Hinterpfoten nieder und fixirte die kühne Spitze der Nasenpyramide seines Herrn.

„Der Kranke ist leider nicht besser! mein Herr," entgegnete die Marquise freundlich, aber im Tone tiefer Bekümmerniß.

„— Nicht?" brummte Herr Polype.... „Sehen Sie's ihm an der Nase an?... Je nun, um so schlimmer! Ich komme wegen unsrer kleinen Angelegenheit."

„— Fräulein von Maillepré," sagte die alte Dame mit gewohnter Vornehmheit in Ton und Haltung.... „Hab ich Sie nicht um das Dankgebet ersucht?"

„— Madame..." stammelte Bertha... „die Gegenwart dieses Herrn..."

Die Herzogin blickte sich langsam im Zimmer um. „Welchen Herrn meinen Sie, Fräulein von Maillepré?"

Herr Polype nahm den Stuhl, den ihm die Marquise abgetreten, und ließ sich ohne Umstände darauf nieder.

„Die gute Frau schwatzt in Einem fort," sagte er, „Sie ist nicht gewohnt mit Leuten, wie wir sind, umzugehen.... Ich merke, ich bin ihr nicht recht.... Aber thut Nichts...."

„— Fräulein von Maillepré," fiel die alte Dame trocken und gebieterisch ein, „muß ich befehlen?"

„— Verzeihung, Madame, Verzeihung!" rief Bertha und küßte ehrerbietig die Hand ihrer Großmutter.

Dann richtete sie sich auf und betete auf lateinisch das Gratias mit zitternder Stimme.

„— Amen!" quickte Herr Polype, laut auflachend.

Der Kranke seufzte und drehte sich im Bette um.

Das Antlitz Gaston's bückte sich aus dem Schatten, in dem es gelegen, hervor, und sah den lächelnden Herrn halb wehmüthig, halb zornig an....

Bis jetzt hatte er schweigend, mit gesenktem Blicke, gegen die Versuchung zum Zorne ankämpfend, in der Ecke gestanden.

Aber auf die unruhige Bewegung des Kranken,

veranlaßt durch das laute Gelächter des Herrn Polype, näherte er sich dem Tische.

„Mein Herr," flüsterte er ihm leise zu, „mein Vater schläft...."

Polype sah ihn selbstgefällig an.

„Auch da, mein Bursche!" rief er. „Am Fastnacht Abend zu Hause? Ha, ha, ha!... In Eurem Alter da macht' ich's anders!...."

„Um's Himmels willen, still, mein Herr, still!" unterbrach ihn Gaston.

„Nach Belieben, junger Mann.... Aber kommen wir zur Sache.... Mein Geld will ich, mein Geld!..."

Bei diesen Worten entstand eine furchtbare Stille, durch welche man das Röcheln des Kranken hörte. Die Marquise senkte das Haupt. Gaston, dessen Stirn jetzt gespenstisch durch das Dunkel der Ecke leuchtete, ließ entmuthigt beide Arme hängen.

„Mein Geld," wiederholte Polype.

„Sie sollen es haben, mein Herr...." schluchzte die Marquise.

In dem nämlichen Augenblick zog die alte Dame eine kostbare Dose, mit dem herzoglichen Familienwappen geschmückt, aus der Tasche. Sie strich mit der Hand über den Deckel, als wolle sie die getriebene Arbeit auf demselben putzen, und tupfte dann mit dem Finger in den Spaniol.

Die runden Augen Polype's funkelten, seine Nüstern schnupperten hin und her, seine Finger spitzten sich unwillkürlich.

„Glaub's wohl, daß ich bezahlt werde," sagte er... „Das da ist unter Brüdern wenigstens fünfundzwanzig Louis werth und Ihre Schuld an mich beträgt bloß vierhundert und fünfundsiebenzig Franken...., die Centimes nicht mit gerechnet."

Er wandte keinen Blick von der Dose ab, die wenigstens tausend bis zwölfhundert Franken werth war. Die Herzogin stellte sie neben sich auf den Tisch.

„Erlauben Sie gütigst, liebe Madame, ...“ sagte Polype, der plötzlich mildere Saiten aufzog, mit süßem Lächeln die Dose vom Tische nehmend.

„Wer ist der Mann?“ fragte die Herzogin.

„Drollige Frage! ....“

„Redet er mit mir?“ sagte die Herzogin, erwachend. .... „Sitzend, den Hut auf dem Kopfe?“

„Augenscheinlich ...“ brummte Polype, dem kalten, verächtlichen Blicke der alten Dame ausweichend.

„Reizen Sie ihn nicht, liebe Mutter!“ flehte die Marquise.

„Schweigen Sie, Frau Tochter! .... Weiß der Mann, wer ich bin?“

„Eine Närrin! ....“ lachte Polype.

Die alte Dame richtete sich zu ihrer ganzen Höhe empor. Ihre matten Augen funkelten jetzt.

„Den Hut ab!“ rief sie gebieterisch.

Mechanisch nahm er den Hut ab.

„Madame! Madame!“ bat die Marquise, die Hand ihrer Stiefmutter ergreifend. „Ihr Sohn schläft ....“

Die Herzogin stieß sie unsanft von sich.

„Lassen Sie mich, Madame!“ gebot sie.

Dann wandte sie sich zum Miethsmanne, der kein Glied rührte, und sprach, Wort für Wort betonend:

„Ich bin Bertha von Dreux, Gattin Johannes des Dritten, von Maillepré, Herzogs von Maillepré, Marquis von Avalon, Grafen von Pontroy und Blessac, Vicomte's von Naye, Herrn von Saint-Thomas-des-Dunes, von Kergaz und von Vesvre, Pairs von Frankreich, Ritter der Orden Sr. Majestät, Fürsten des h. römischen Reiches und Brigadier's in der Armee Sr. allerchristlichsten Majestät! ...“

Sie kehrte ihm den Rücken und ließ sich mit königlichem Anstand auf ihren Strohsessel nieder.

Polype war einen Augenblick wie angedonnert. Dann besann er sich, setzte ruhig wieder den Hut auf rückte ihn mit einem kurzen Schlage zurecht und sagte

„Und weiter?"

Keine Antwort. Die alte Dame war ganz die vorige Schweigsamkeit und Unbeweglichkeit.

„Also das ist Alles?" rief Polype..... „So will ich denn mein Geld!"

„Sie sollen es haben, mein Herr!" beruhigte ihn die Marquise.... „Nur noch ein oder zwei Tage Geduld!....."

„Nur noch ein oder zwei Tage Geduld!..." wiederholte der Miethsmann spöttisch..... „Auf Ehre, das ist göttlich!... Klingt das nicht, als wäre der Zins erst gestern verfallen?... Meiner Seel', schon lange wußt' ich, daß Titel keinen Pfifferling mehr werth sind! ... Aber wenn man Fürstin, Herzogin, Gräfin ... und weiß der Teufel, was sonst noch!... ist, sollte man wenigstens seine Schulden bezahlen!... Sind bereits viertehalb Monate, daß Sie mich ewig vertrösten!... Viertehalb Monate und zwei Tage!.. Glauben Sie, daß die Domäne Sr. Gnaden mir Credit eröffnet!.. Mir, der ich kein Herzog bin!... auch kein Fürst!... auch kein Prinz, kein Graf, kein Marquis, kein Baron! ... auch kein Bettler, meiner Seel'!... ha, ha!... auch kein Besitzer einer Tabatiere, die hundert Pistolen werth ist!......."

Der kleine Mann gerieth immer mehr in Eifer und Hitze, je länger er sein furchtbares Organ anstrengte. Seine Augen rollten; die allzu kühn hingeworfene, jeder Basis ermangelnde Nase schwankte hin und her im Winde seiner eigenen Worte.

Der Marquis seufzte tief auf.

„Mein Herr, mein Herr!" rief Gaston ... „Hüten Sie sich!..."

„Mich hüten?" schrie Herr Polype und schlug aus aller Gewalt auf den Tisch ... „Seht, so hüte ich mich! ... Mein Geld will ich! Mein Geld!"

Der Hund richtete sich auf allen Vieren auf, streckte den Hals und heulte.

Der Kranke, durch die Gewalt des Schlages erweckt, hob sich mühsam empor und blickte sehnsüchtig nach der Seite des Lichtes.

„Ist er da?...“ fragte er mit hohler Stimme, die vor Hoffnung und Schwäche zitterte.

Gaston, der schon im Begriff stand, auf das Ungeheuer loszufahren, hielt plötzlich ein und ging auf das Bett zu. Er ergriff die Hand des sterbenden Vaters und küßte sie. Die kleine Sancta stahl sich hinter ihn zwischen Bett und Wand und legte sanft ihre rosige Lippe auf die andere Hand des Kranken.

„Still, Bijou, still!“ gebot der Miethsmann..... „Sind also doch aufgewacht, mein armer Freund!...“ sagte er, zum Marquis gewandt.... „Gott weiß, wie Viele sich krank stellen, um nicht ihre Schulden zu zahlen. .... Will damit Nichts gesagt haben, ha, ha!.... Sehen wirklich aus, wie Einer, der im Grabe modert!... Gott befohlen für heut' Abend, denn der arme Schelm, der abfährt, dauert mich... Aber morgen früh, Punkt acht Uhr, oder Sie wandern mit Sack und Pack zum Hause hinaus.... Dieß Zimmer ist schon vermiethet.....“

„Das thun Sie nicht, mein Herr, das können Sie nicht thun!“ rief die Marquise laut schluchzend.

„Das kann ich nicht thun? Wer hindert mich daran, gute Frau?“ fragte der kleine Mann, erstaunt sie anblickend.

„Ihr Mitleid!“

„Mitleid?... Ja Bah! Das kenn' ich nicht.“

„Sie wissen, mein Herr, daß wir in jedem Augenblicke die Aktenstücke erwarten...,“ sagte Gaston mit dem langsamen Nachdruck eines Mannes, der alle Gewalt braucht, seinen Zorn zu bekämpfen...., „die unserer Noth ein Ende machen werden, und daß die Stunde nahet, wo der, welcher sich Herzog von Maillepré-Compans....“

„Ein würdiger Herr!“... fiel Polype ein... „Fünf-

hunderttausend Renten werth . . .! Das nenn' ich mir 'nen Herzog!"

„Ein Feigling!" schrie der Kranke, so laut er konnte, im Bett' sich aufrichtend.... „Ein Verräther! .... Ja, die Stunde naht, wo das alte Blut derer von Maillepré, das nie vor Gott sich vergangen, auch vor Menschen Recht bekommen wird! .... Ach, die Stunde läßt lange auf sich warten!"....fuhr er leiser fort.... „Ich fürchte, ich bin nicht mehr da, wenn sie schlägt."

„Vater! .... bester Vater! ..." schluchzte Sancta, die einzige, welche die letzten Worte gehört hatte. Laut weinend, barg sie das blondgelockte Köpfchen an der stürmisch klopfenden Brust des Vaters.

„Nur noch Einen Tag Geduld!" flehte die Marquise. „Einen einzigen Tag!"

„Keine Stunde!"

„Der längst Erwartete kann nicht länger ausbleiben!"

„Um so besser für Sie! .... Auch hab' ich meine guten Gründe, mich nicht länger zu gedulden. ... Wenn ich Sie morgen aussetze, bekomm' ich meine Auslagen zurück von ... von Einem, der Antheil nimmt an Ihnen..."

„Vom Herzoge!" rief Gaston, leichenblaß.

„Ja, vom Herzoge!" wiederholte der Kranke mit dumpfer Stimme. „Schändlich! Schändlich!"

Gaston trat noch einen Schritt näher auf Polype zu. Eine Gewitterwolke sammelte sich auf seiner Stirn.

„So wollt Ihr meinen Vater morden?" flüsterte er ihm ergrimmt ins Ohr.

„Ich will mein Geld!" antwortete der kleine Mann, gegen die Thür retirirend. „Und kommt mir nicht zu nah, das rath ich Euch! Bijou versteht sein Handwerk."

Bijou spitzte die Ohren bei Nennung seines Namens.

„Um Gott, nur Einen Tag!" flehte die Marquisin.

„Nur Einen Tag!" flehten die drei jungen Mädchen mit thränenden Augen und gefalteten Händen.

„Hört Ihr!" knirschte Gaston mit funkelnden Augen,

beide Hände krampfhaft gegen die keichende Brust pressend .... Sie bitten, ... flehen, ... weinen ... Einen Tag! ... Nur Einen Tag!"

Der Mann zuckte die Achseln.

Wuthentbrannt stürzte Gaston auf ihn zu, aber die Mutter umschlang ihn mit ihren Armen.

„Attention, Bijou!" grinste Polype und näherte sich der Thüre ... „Man will uns auf den Leib ...."

„Laß mich, Mutter, laß mich!" schrie Gaston außer sich. „Ich will ihn strafen, den Elenden! ...."

„Der Elende weiß, wo er morgen schläft ....," rief Polype. „Könnt Ihr das auch sagen, mein tapferes Bürschchen?"

Ach, die arme Mutter hatte keine Mühe, den Sohn zurückzuhalten. Ein hohler, dumpfer Krampfhusten packte ihn, eine zirkelrunde Röthe schoß auf die bleichen Wangen, und als er reden wollte, färbten sich die aschigen Lippen — mit Blut ....

Das war der letzte der Maillepré!

Verzweifelnd sah die Mutter gen Himmel! ....

Inzwischen hatte sich Herr Polype der Thüre genähert, halb ärgerlich, halb erfreut. Aber ungefähr zwei Schritte vor derselben gewahrte er plötzlich eine finstere, fast riesige Gestalt zwischen sich und der Schwelle.

Er hielt ein und ließ den Hund vorausgehen.

„Herr Marquis," fragte im nämlichen Augenblick eine derbe, grobe Stimme im Dialekte des Morbihan, „wollen Sie, daß ich Beide, Mensch und Vieh, zum Fenster hinauswerfe?"

„Keine Gnade mit dem Schurken, Johann-Marie!" schrie der junge Maillepré.

„Pack' an, Bijou!" hetzte der kleine Mann.

Der Hund flog auf den Bauer zu. Dieser bückte sich ruhig. Gleich darauf hörte man ein ersticktes Bellen. Als Johann-Marie sich aufrichtete, trug er mit steifen Armen das ungeheure Thier, das er am Felle zwischen den Ohren gepackt hatte, als wär' er ein Schoßhund.

Biot öffnete die Thüre, hob den Hund mit beiden Händen und warf ihn, heulend, über das Geländer die Treppe hinab.

Während dessen hatte sich der feige Wicht hinter das Bett geflüchtet, wo eben noch Gaston gestanden.

Biot ging geraden Weges auf ihn zu.

Die drei jungen Mädchen waren athemlos vor Schrecken.

„Ja, ja, ich geb' Ihnen den Tag . . . herzlich gerne!" stotterte Polype.

Aus Rücksicht auf den Kranken, befahl die Marquise dem Bauer, einzuhalten.

„Sie mögen jetzt gehen, mein Herr!" sagte sie hastig. „Gott verzeihe Ihnen alles Böse, das Sie uns anthun!"

Der kleine Mann huschte zwischen dem Bett und Biot, der wie festgewurzelt dastand, am ganzen Leibe zitternd, vorbei.

„Dank' Ihnen, meine gute Dame," winselte er demüthigst.

Aber kaum war er in der Thüre, so steckte er den Kopf halb ins Zimmer und blies wieder ins alte Horn.

„Es friert draußen im Bache, Ihr Lieben!" rief er. „Morgen früh, Punkt acht Uhr, sollt Ihr mir sagen, wie Euch die Nacht behagte."

Und damit schlug er die Thüre zu, daß die Fenster klirrten.

„Was soll das bedeuten, Fräulein von Maillepré?" fragte die Herzogin.

„Gott, Madame!" antwortete Bertha weinend.... „Morgen sollen wir unter freiem Himmel wohnen!...."

Lächelnd klopfte die alte Dame auf ihre schöne goldene Tabatiere.

„Unter freiem Himmel!" murmelte sie. . . . „Und Schloß Maillepré? . . . Und das Hotel meines Herrn Schwiegervaters, Straße Francs=Bourgeois au Marais? Und Schloß Avalon in Burgund? Und das Gut Kergaz

in Bretagne?... Und das Herrenhaus Naye?... Tochter, Sie träumen!..."

Die Marquise hatte den halbohnmächtigen Gaston in ihren Stuhl niedergesetzt und hielt ihn in ihren Armen.

Es trat eine tiefe Stille ein, die mehrere Sekunden dauerte.

„Richte mich auf, Biot!" gebot plötzlich die hohle Stimme des Kranken.

Biot that, wie befohlen.

„Es gibt nur noch Einen Maillepré," hub der Marquis langsam und feierlich an. „Gaston, mein lieber Sohn, Du bist das Haupt einer edlen Familie, die Gott dem Untergange geweiht hat.... Sei glücklich, wenn Du kannst. Wo nicht, so trag' die Strafe als Christ und gedenke unseres Wahlspruchs..."

Er hielt ein, um Athem zu schöpfen.

„Wir haben eine gerechte Sache," fuhr er fort.... „Widme Dich ihr ganz, mein Sohn.... Wenn morgen der Erwartete eintrifft, so mach' ihm keine Vorwürfe... Der Wille Gottes geschehe in allen Dingen."

Nochmals hielt er an. Seine Stimme wurde matter und matter.

„Leben Sie wohl, Frau Mutter!" hub er von Neuem an. „Gott befohlen, Frau von Maillepré!.... meine Luise! Lebend und sterbend liebte ich Dich!.... Gott befohlen, Gaston, mein theurer, mein edler Sohn!"

Von der weinenden Mutter geführt, war Gaston an's Bett des sterbenden Vaters gewankt und hatte sich am Kissen niedergeworfen. Auch die drei jungen Mädchen knieten um's Bett. So oft der Kranke schwieg, hörte man das erstickte Schluchzen der Wittwe und Waisen, so wie den dumpfen, unversöhnlichen Husten des letzten Erben der Maillepré....

„Aengstigt Euch nicht um mich," hub der Marquis nochmals an. „Unsere Ahnen haben in den Krankenhäusern von Paris genug Betten gestiftet, daß für den

sterbenden Enkel noch ein Plätzchen erübrigt .... So lebt denn wohl, ihr Alle, mein liebes Weib, und Ihr, meine vielgeliebten Kinder. ... Bertha, Charlotte .... auch Du, Sancta, mein süßer Engel!"

Er schwieg. Biot legte das Haupt des Sterbenden auf's Kissen zurück.

Die alte Herzogin schlief in ihrem Strohsessel.....

Noch einmal und zum letzten Male öffneten sich die Lippen des Sterbenden. Kein Schluchzen wurde laut.

„Gott, mein Gott!" lispelte er. „O, daß ich ihn gesehen hätte, der so weit herkömmt, Mailleprés Gut, Ehre und Leben zu retten. Gott, wenn er wüßte, daß ich sterbe!.... Western!.... Western!" . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Western, wo bist Du? Nicht weit vom Sterbebette des Marquis, in einem Kämmerchen des Hotels zum Wilden Manne tafelte er mit Carmen, die ihm Gedächtniß und Herz geraubt hatte.

6.

Der Fandango.

Gleich nach ihrem Eintritt in den Wilden Mann — vor ungefähr einer Stunde — hatte sich Western das Blut aus dem Gesichte gewaschen. Die einzige Spur jenes Gefechtes im Keller war eine Beule auf der Stirn. Den Messerstich des Bären hatte Carmen so trefflich parirt, daß die Schneide des Dolches kaum die Hand des Amerikaners geritzt hatte.

Das Zimmer, in dem sich die Beiden befanden, war ziemlich groß und mit zwei Fenstern versehen, die außen Jalousien, innen dichte Gardinen von rother

Wolle hatten. Den beiden Fenstern gegenüber, links und rechts von der Thüre, waren zwei fensterartige, mit Glas verschlossene Oeffnungen angebracht, welche zur Erleuchtung des innern Corridors dienten. Rechts von der Thüre war das Kamin, wo ein helles Feuer loderte; links ein großes Bett mit rothen Vorhängen und dicken, wollenen Troddeln. Zwischen der Thüre und dem Kamine stand vor dem mit rothem Tuch bezogenen und mit gelben Borten eingefaßten Sopha ein gedeckter Tisch.

Der Fußboden war grob gedielt und der Plafond weiß gegypst.

Carmen ruhte nachlässig auf dem Kanapee, während Western, ihr am Tische gegenübersitzend, mit Biscuitschnitten den edlen Bordeauxwein austunkte.

Die Verwirrung zu beschreiben, die in diesen Augenblicken auf dem Gesichte des Amerikaners sich malte, wäre keine leichte Aufgabe gewesen. Die Hitze des Gefechtes hatte ihn zwar wieder nüchtern gemacht; dennoch gährte es in seinem Kopfe. Die Trunkenheit des Weines war der Trunkenheit der Liebe, die eben jetzt ihren Höhepunkt erreicht hatte, gewichen.

Bei dem Allem war er die Schüchternheit und Verlegenheit selbst. Wenn Carmen ihn anlächelte, schoß ihm das Blut ins Gesicht und er sah entweder auf den Boden nieder oder ins Glas, um dort Muth zu finden.

Aber der laumarme Wein der Gironde hatte für dieß kräftig organisirte Hirn nicht Feuer genug. Diesen Nectar, welchen der hitzköpfige Gascogner nur zu riechen braucht, um Feuer zu fangen, schlürfte der Amerikaner glasweise ungestraft ein. Die Leidenschaft allein verbrannte ihn, trotz aller Anstrengungen seines puritanischen Geistes, sie zu löschen, und trotz eines peinlichen Gedankens, der ihm nicht aus dem Sinne wollte.

Seit länger denn einer halben Stunde gedachte Western unaufhörlich der geheiligten Pflicht, die ihn aus dem Hause der Sünde abrief.

Doch wie schön war sie! So schön, wie jene Fleisch

gewordenen Versuchungen, welche die Sage den betenden St. Antonius umtanzen läßt. Der Ellbogen stützte sich aufs Sophakissen und mit der in der Fülle schwarzer Locken versteckten weißen Hand hielt sie die sanft geneigte Stirn, über welche mehrere Locken in reizender Unordnung hinirrten. Ihre Rechte spielte in lieblicher Zerstreutheit mit dem goldenen Griffe des Stiletts, das ihm, ohne Carmen, gefährlich hätte werden können. Ihre reichen Schultern drängten gegen das Sopharückenkissen, dessen Gegendruck die üppigen, herrlichen Formen unter dem durchsichtigen Schleier eines halbgelösten Brusttuches um so voller hervortreten ließ.

Dabei sah sie ihn durch die halb geschlossenen Augenlider so glühend sehnsüchtig und doch so schalkhaft an, während der lächelnde Mund weit genug sich öffnete, um eine Reihe schneeweißer, feiner, regelmäßiger Zähne durchblicken zu lassen! Mit Einem Worte, sie war die Anmuth, der Zauber selbst! Es schien, als strale rings um sie eine Lichtglorie von Jugend und Schönheit. Ihrer Grazie war nicht zu widerstehen; ihr Lächeln zwang zur Liebe.

Western schwamm in einem Meere nie gekannter Wollust. Sein ganzer innerer Mensch war in Anbetung aufgelöst. Seine kalt-phlegmatische Natur glühte im Feuer der Leidenschaft. Und doch stand zwischen ihm und seinem Idol — ein Gespenst, seine Schüchternheit. Er wagte nicht einmal, vor ihr auf's Knie zu sinken.

Nie, nie hatte dieß banale Boudouir ein solches Paar beherbergt. Kein Wort, kein Laut tönte durch die tiefe Stille. Bald setzte der Amerikaner verlegen das Glas an den Mund, bald sah er seine schöne Gefährtin verstohlen an. Verlegenheit, Unruhe, Furcht und Verlangen zuckten in seltsamer Mischung aus den natürlich ernsten Zügen hervor. Er hätte alle seine Habe hingegeben, nur um zu wissen, wie sie anreden und ihr seine Liebe gestehen.

Wenn sich zufällig ihre Blicke begegneten, verstand

Carmen ihre Augensprache zur ganzen Höhe buhlerischer Beredtsamkeit zu erheben. Dann tobte die Leidenschaft in seiner Seele, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen. Er senkte die Augen und schwieg.

In solchem Augenblicke schwebte ein seltsames Lächeln über die schönen Züge Carmens. Es war, als verschwinde alle weibliche Anmuth urplötzlich vor der Kühnheit und Entschlossenheit des Mannes. Ihre Grazie wich dem Ausdruck männlicher Kraft. Man glaubte, auf ihrer Stirn drohende Gedanken zu lesen.

Western bemerkte sie ein Mal in diesem ungewöhnlichen Licht. Es war ihm, als träume er.

Eine Sekunde lang sah sie ihn an, so hart, durchdringend, so todesgefährlich, wie die Giftschlange ihre Beute anstarrt. Western erkaltete bis ins Herz. Er fühlte, wie er erzitterte vor diesem vernichtenden Blicke, der ihm durch Mark und Bein ging.

Hatte er recht gesehen? Oder war es ein Blendwerk der berauschten Sinne? Als er wieder aufsah, lächelte Carmen wie zuvor, ebenso zauberisch und verliebt.

Was mochte dieß bedeuten? Die amerikanische Klugheit erwachte instinktmäßig, ließ ihre Stimme aus der Ferne vernehmen und rüttelte ihn allmählig aus der sittlichen Apathie auf, in welche der unvorhergesehene Sturm der Wollust ihn versenkt hatte. Von dem Augenblick an war der unwiderstehliche Zauber des Mädchens über ihn gelöst. Zwar hielt sie ihn noch gefesselt, doch war der Flug der Leidenschaft durch ein dunkles Vorgefühl in ihm niedergehalten und das Feuer des Verlangens durch ein räthselhaftes Etwas erkaltet.

Diese Reaktion erfolgte so plötzlich, daß sie sich auf seinem männlichen, offenen Gesichte spiegeln mußte.

Carmen merkte, daß ihre uneingeschränkte Herrschaft über den Amerikaner ihrem Ende nahe; ohne sich darüber zu bekümmern. Wozu bedurfte sie auch einer langen Herrschaft über ihn? So blieb denn ihr schönes Antlitz heiter, wie zuvor. Nur daß von Zeit zu Zeit ein leich-

ter, kaum wahrnehmbarer Schatten verächtlicher Gleichgültigkeit über ihre Züge hinschwebte.

Western dagegen wurde immer verlegener und man sah ihm an, wie gern er jetzt die Zusammenkunft abgebrochen hätte.

Er füllte sein Glas bis an den Rand mit Bordeauxwein und leerte es auf Einen Zug.

„Sie redeten mich an," sagte er, durch den herzhaften Schluck ermuthigt, „im Namen unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes .... So weit von der Heimat, hat die Stimme einer Tochter Amerikas mein Herz gerührt. Sie haben sich nicht vergebens an mich gewandt."

„Warum sagen Sie mir nicht mehr, daß ich schön bin?" unterbrach ihn Carmen mit dem gewinnendsten ihrer Blicke ihn ansehend.

Western stotterte. Die Leidenschaft kämpfte wider das Gefühl des Abscheu's und Schreckens, das einer ihrer unbewachten Blicke ihm eingeflößt.

Sie erhob sich auf ihren Ellnbogen, um die Glocke zu ziehen, die über dem Sopha hing.

Sie that dieß mit aller üppiger Grazie einer ihrer Schönheit sich bewußten Frau, die ihren schüchternen Buhler in die höchste Extase versetzen will.

Alles umsonst. Western sah sie nicht; seine Blicke hafteten fest am Boden.

Gleich darauf erschien der Kellner.

„Eine Flasche Kirschengeist!" gebot Carmen auf Französisch.

Western sah nach der Uhr.

„Hören Sie mich," hub er festen Tones an. Ich bin fast ein Greis, doch ist mein Herz jung, weil ihm die stete Arbeit keine Zeit zum Lieben gönnte ..... Der Teufel will mich durch Sie versuchen .... Er hat mir Sie in den Weg geworfen, wie einen Stein des Anstoßes, über den ich fast gefallen wäre .... Ja, Sie sind reizend, schön, fuhr er mit erhobener Stimme fort... Schön, wie kein anderes Weib.... Die Flammen Ihrer

Augen verzehren und machen wahnsinnig.... Wenn Sie mich so ansehen, mit einem solchen Blicke.... dann zittert und bebt mir die Seele vor Lust.... Es ist mir, als würde ich wieder jung...

Ein stolzes triumphirendes Lächeln schwebte über ihr Antlitz.

Der Amerikaner fuhr nachdenklich mit der Hand über die Stirn.

„Zum ersten Male in meinem Leben versäume ich meine Pflicht!...." murmelte er zwischen den Zähnen.

Der Kellner brachte die Flasche Kirschengeist.

„Pfui!" rief Carmen. „Wer spricht von Pflichten am Fastnachtabend?... Hören Sie nicht den Jubel draußen?... Hören Sie nicht, wie der Boden über uns unter den Füßen der Tänzer erbebt?...

„Ja, antwortete Western, dessen Stirn sich faltete.... Aber die Bekümmerten und Darbenden......"

Carmen hatte wahr gesprochen. Der Boden über ihnen rauschte unter dem Geschnurr einer wilden Galoppade. Dieser Tanz war damals, was die jetzt entthronte Polka noch unlängst war. Es war der allgeliebte, unerläßliche Tanz, ohne welchen man nicht lustig sein konnte. Das Orchester bestand aus drei oder vier falsch singenden Stimmen und einer Festtrompete, die immer zur Unzeit in das Lied einschmetterte.

Dem Ohre nach zu urtheilen bestand die Zahl der Tänzer im obern Stocke aus fünf oder sechs Paaren. Aber sie tobten dergestalt umher, daß das ganze Haus erbebte......

Carmen zitterte vor Lust, ihre Augen funkelten, die Muskeln ihres zarten Körpers schwollen, ihr Busen wogte.

Sie schenkte Western von dem Liqueur ein und hüpfte dann leicht auf ihre Füße. Im Vorbeigehen an der Thüre schob sie unvermerkt den innern Riegel vor, und schritt dann im Rythmus auf den Tisch zu.

Plötzlich hörte man ein dürres, trockenes Geklapper

im Zimmer. Carmen war's, die taktgemäß ihre Castagnetten schlug.

Ihr schöner Leib bog sich wellenförmig, die Füßchen glitten über den Boden hin, die aufgelößten Haare floßen in langen Locken um die herrlichen Schultern, das tiefe Blau ihrer Augen sprühte diamantene Funken....

Sie tanzte einen jener spanischen Tänze, denen die Mode von Zeit zu Zeit neue Namen gibt, die aber im Grunde stets die alten bleiben, die unsterblichen, ewig reizenden Sinnbilder üppiger Lust, ritterlicher Kraft, pralerischer Kühnheit und glühender Weichlichkeit.

In schmachtenden, buhlerischen Stellungen, einen Kuß auf den Lippen und in Händen, schwebte sie vor; dann richtete sie mit stolzer Miene und kalter Verachtung sich zu ihrer ganzen Höhe auf; dann wieder schien sie unter den Qualen der Eifersucht zusammenzusinken.....

Bald war sie die neckische, ausgelassene, kokette Schöne, bald die leidenschaftlich Liebende, die um Liebe fleht; bald das schwärmerische, in zarte Sehnsucht zerfließende Mädchen; bald die triumphirende Buhlerin, die ihre Siege in wildem Gelächter feiert.

Western traute seinen Augen nicht. Diese Pantominen, welche in raschem Wechsel ihm die sinnlichsten, üppigsten Bilder vorzauberte, krümmte ihn auf's Neue unter das Joch der Leidenschaft. Er verschlang das schöne Mädchen mit gierigen Blicken. Der magische Tanz, diese Tochter hispanischer Liebesglut, reizte seine Sinne zu trunkenem Taumel. Seine in trockener Hitze glühenden Schläfen pochten zum Brechen. Es schien ihm, als schwimme die Tänzerin in einem Meer zauberischen Lichtes, als werde sie von der Luft gehoben, in der Schwebe gehalten und wieder auf den Boden niedergesetzt, den ihre Feenfüße nicht einmal streiften.

Je länger sie den Fardango tanzte, um so ausdrucks- und lebensvoller wurden ihre Attituden. Immer biegsamer wogte ihr schöner Leib. Hie und da zeichnete

der schwarze Sammet des Spencers die vollendeten Formen ihres Körpers auf die geweißten Mauern.

Keine Spur von Ermüdung. Immer dieselbe Kraft und Anmuth in allen ihren Bewegungen. Ihr Athmen war kaum hörbar.

Als sie mit dem Tanz innehielt, glitt sie dicht neben Western hin, bog langsam und graziös den Oberleib und neigte lächelnd das Haupt über die rechte Schulter zurück, während die rechte Hand die Castagnetten bis zur Höhe der Stirn erhob und die linke anmuthig auf der Hüfte ruhte.

Dieselbe unvergleichliche Stellung, in der einige fünfzehn Jahre später Fanny Elßler dem Wunder ihrer üppigen Kachucha die Krone auffsetzte und ganz Paris entzückte.

Western sah sie in dieser schwebenden Stellung. Unwillkürlich sprang er auf, sie zu halten. Carmen ließ sich sanft in seine Arme fallen.

Aber bei der Berührung dieser jugendlich elastischen, in den Sammet eingezwängten Formen versagten die Muskeln des Amerikaners den Dienst. Er taumelte unter der süßen Last, und hatte eben Zeit, Carmen aufs Sopha zu legen. Die Kniee bogen sich und er sank vor der Tänzerin nieder, die aufs Neue ihr Haupt gegen die Kissen stützte und ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah; immer halb aus Verachtung, halb aus Mitleid gemischten Blicken, worin überdieß noch Etwas von jener diabolischen Drohung lag, vor welcher der Amerikaner unlängst erschauerte.

„Wer sind Sie denn?...." lispelte er nach wenigen Sekunden stummen Entzückens, ohne zu wissen, was diese Frage sollte.

„Ein Mann," antwortete Carmen.

„Ein Mann!" stotterte Western, erstaunt aufsehend.

Carmen ordnete kokett die Falten ihres Kleides, strich die langen Locken aus dem Gesichte und dehnte sich noch üppiger auf dem Sopha aus.

Western sah sie furchtsam ungläubig an.

„Trinken Sie!" gebot sie in spöttischem Tone, auf das volle Glas hinweisend .... „Sie bedürfen des Muthes ...."

Western setzte sich an seinen erstern Platz zurück.

„Ich bin nicht abergläubisch," lispelte er .... „Aber der Geist der Finsterniß soll sich oft in einen Engel des Lichtes kleiden ...."

Carmen lachte laut auf, während Western erröthete und beschämt niederblickte.

Es entstand eine tiefe Stille, denn auch oben feierte der Tanz. Ab und zu hörte man ein Rücken mit den Stühlen, das Klingen der Gläser oder eine lautes Lachen. Wirklich war die Stunde des Abendessens herangekommen. Dem Carneval zu Liebe leistet der Magen in dieser flotten Zeit Ungewöhnliches; weniger aus Nahrungsbedürfniß, als um die Zeit zwischen Mittagessen und zwischen den Bällen im Odeon und in der Porte-Saint-Martin, den würdigen Vorläufern Musard's, auf anständige Weise zu tödten.

Wie überall bei ähnlichen Gelegenheiten, so wurde auch im obern Stock die Conversation laut genug gepflogen. Ein geübtes Ohr hätte leicht die Koryphäen dieser kleinen Orgie an ihren Stimmen wieder erkannt. So hörte man z. B. ein einfylbiges Gegluck, welches dem emphatischen Organ des uns wohlbekannten Truthahns aus dem Keller zum Wilden Mann auf ein Haar glich; dazwischen ein Gezirp, Gebrumm und Gekrächz, welches auf die Nähe einer Melone, eines Bären und einer Eule schließen ließ. Vor allem aber machte sich die Schleihe, Herr Josepin, bemerkbar, der stets sein Sprachrohr ansetzte, so oft ihm ein Witz über die Lippen wollte.

Doch hatten weder Carmen noch der Amerikaner Zeit und Lust, an die Vorgänge im obern Stock zu denken.

Letzterer, wie betäubt und geblendet, sann über das

räthselhafte Geschöpf nach, in dessen Netzen er sich befand, und über die inhaltschweren Ereignisse dieses Abends. Fünfzig Jahre hatte er das ruhige, friedliche, einförmige Leben eines Geschäftsmannes in einem Geschäftslande geführt, und seit wenigen Stunden war er in eine Welt des Romanhaften, Bizarren gezaubert worden, die ihn umstrickte, blendete, bethörte.

Auch mit Carmen war eine Veränderung vorgegangen. Ihre schönen Züge umwölkten sich, ihre Augen starrten den Amerikaner an, ohne ihn zu sehen, ihre Brauen runzelten sich leicht.

„Trinken Sie!" gebot sie.

Mechanisch setzte er das Glas an die Lippen. Aber mit Eckel stieß er's zurück.

„Trinken Sie, sag ich!" wiederholte Carmen.

Western schüttelte langsam mit dem Kopfe.

„Ja, es kann nicht anders sein!" rief er .... „Ich muß träumen .... Gott weiß, was heut Abend in mir vorgeht! .... Das sind Stunden der Versuchung und des Wahnsinnes, die ich je eher je lieber vergessen will. Wir haben uns zum ersten und letzten Mal gesehen, Weib! .... Wollt Ihr Geld?"

„Ich will, daß Sie trinken!" befahl Carmen gebieterisch.

Western zog eine schwere Börse aus der Tasche und warf sie dem Mädchen hin.

„Sehr gütig, glaubt mir! ...." sagte sie in sanfterem Tone, die Börse zurückstoßend .... „Aber trinkt!!"

„Warum denn immer trinken? ...."

Carmen zögerte mit der Antwort. Sollte sie oder sollte sie nicht?

In diesem Augenblicke wurde ganz leise das eine der beiden innern, auf den Corridor führenden Fenster geöffnet und eine scheußliche Fratze schaute daraus hervor.

Ein breites, kupferrothes Gesicht mit narbenbedeckter Stirne, spiegelglatt geschornem Schädel, auf dessen oberster Spitze ein dürrer Büschel grauer Haare empor-

starrte, und mit hohlen, erloschenen Augen schaute sich rings im Zimmer grinsend um und verschwand dann wieder.

Carmen antwortete dem Wilden mit einem starren, drohenden Blick auf Western.

„Warum immer trinken?" hub sie nach einer Pause an. „Weil Sie trunken werden, wenn Sie immer trinken.... und wenn Sie trunken sind, schlafen Sie ein, und wenn Sie schlafen ...., kann ich Ihnen das Portefouille in Ihrer linken Brusttasche nehmen!...."

„Warum nicht gar, Mädchen!...." lächelte Western.

„Es ist, wie ich sage!" antwortete Carmen mit größter Kälte. „Trinken Sie aber nicht, so werden sie nicht trunken,.... werden Sie nicht trunken, so schlafen Sie nicht ein.... schlafen Sie nicht ein, so kann ich Ihnen das Portefeuille nicht nehmen, das ich haben muß.... und dann, und dann.... müßt' ich Sie .... morden...."

7

Zwischen vier Brettern.

Es fiel Western nicht im Entferntesten ein, das Mädchen könne diese Worte ernstlich meinen. Entweder, dachte er, scherzt sie, oder Gott hat ihr an Vernunft entzogen, was er ihr an Schönheit zu viel gegeben hat.

Sie dehnte sich noch anmuthig üppiger auf dem Sopha aus und ordnete sich wie zum Schlafen, obgleich ihr harter, eisiger Blick auf Western mit dieser nachläßigen Hingebung in seltsamem Widerspruch stand.

„Sie sehen," hub sie nach kurzer Pause an, „das Beste ist, Sie trinken...."

Je länger er sie betrachtete, um so mehr staunte er. Einige Augenblicke verzogen sich die Lippen zum Lächeln, so geringschätzig behandelte er diese Drohung.

Carmen streckte den Arm aus und schob ihm mit der Spitze des Dolches das volle Glas zu.

„Geschwind!" rief sie....

„Aber was willst Du mit meinem Portefeuille machen?"

„Ich hab' es verkauft!...."

„An wen?"

„An den Mann, der Ihnen heute Abend im Garten des Palais-Royal Ihren Namen zuflüsterte."

Die Stirn des Amerikaners faltete sich. Im Gedränge der Ereignisse hatte er den scheinbar geringfügigen Umstand längst vergessen. Aber die kurze Erinnerung Carmens genügte, ihm sein Staunen und seine vergeblichen Nachforschungen nach dieser Person ins Gedächtniß zurückzurufen.

Er konnte sich eines geheimen Schauders nicht erwehren; denn er fühlte sich, in dem unrechtlichen Paris erst vor wenig Stunden eingetroffen, schon von unsichtbaren Netzen wie umgarnt.

Dieß Alles zusammen gab dem Lauf seiner Gedanken plötzlich eine andere Richtung. Von dieser Minute an sah er in Carmen, dieser reizenden Sirene das Werkzeug unbekannter Feinde, die sich zu seinem Untergange verschworen hatten.

Und wie immer, sobald die Sinnenlust schwindet, das Gewissen lautscheltend seine Stimme erhebt, so auch bei Western. Er machte sich bittere Vorwürfe, daß er, der mit Einem Fuße im Greisenalter stand, sich wie ein Kind von der tollen Lust einer Faschingsnacht hatte hinreißen lassen. Vergebens suchte er mit seiner Unkenntniß fremder Sitten, der Neuheit eines solchen Schauspiels, der ansteck nden Kraft einer jubelnden Volksmenge sich vor sich selbst zu entschuldigen....

Gleich als ob er einen Ueberfall bewaffneter Feinde

fürchtete, stieß er den Sessel zurück, blickte links und rechts unruhig um sich und ergriff das lange Vorschneidemesser, das auf dem Tische lag.

„O Sie Thor,“ rief Carmen .... „Besser, Sie trinken! ....“

„Ich trinke nicht,“ erwiederte Western ruhig und würdevoll, die Hand auf die linke Brusttasche legend.... „Wenn ich sterben soll, will ich wenigstens als Mann sterben, der das anvertraute Gut bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt.... Ja, ich bin schuldig, denn dieses Unterpfand sollte längst in Sicherheit sein. Wenn aber ein tapferer Tod einige schwache Stunden abbüßt, so wird mir Gott verzeihen....“

Damit näherte er sich der Thüre.

Plötzlich sprang Carmen auf und war mit Einem Satze zwischen der Thüre und dem Amerikaner.

„Platz!“ gebot sie Western.

„So wollen Sie doch sterben!“ murmelte Carmen.

Western trat einen Schritt zurück. Seine Stirn legte sich in düstre Falten und es schien, als wolle er auf das Mädchen losstürzen, sie unter seiner Last zu erdrücken. Aber er ließ die Arme fallen.

„Spute Dich, Mädchen!“ rief er, seine Stimme mäßigend.... „Rufe geschwind Deinem Helfershelfer oder die Schlinge, die Du mir gelegt, färbt sich mit Deinem eigenen Blute.... Mein Kopf schwindelt und ich könnte vergessen, daß Du ein Weib bist!....“

„Ich bin ein Mann!“ erwiederte Carmen mit wildfunkelndem Stolze.... „Und bin allein!“

Western schüttelte das Haupt. Seine Blicke fielen auf das dicht verhängte Bett. Er ging auf dasselbe zu und schlug die Vorhänge auseinander. Es war leer.

Wunderbar! das Bett leer, kein anderer Versteck im Gemache, er selbst bewaffnet, und doch drohte man ihm mit dem Tode.... Und wer? Ein Weib, deren weiße Hand mit dem Griffe eines Paradedolches spielte; ein Weib, das zweimal betheuert hatte, ein

Mann zu sein, während ihre herrlichen Formen sie Lügen straften.

Was konnte das anders sein, als Wahnsinn oder freche Mystifikation?

Letzterer Gedanke trieb ihm das Blut ins Gesicht. Er zog die Gardienen des Bettes wieder zu und näherte sich nochmals der Thüre.

Die Arme auf die Brust gekreuzt, trat ihm Carmen entgegen.

„Platz!“ rief er.... „Ich bin in einem fremden Lande, wo ich nicht weiß, ob es eine christliche Gastfreundschaft gibt.... Vielleicht hab' ich Deinen Drohungen allzu schnell geglaubt; aber gewiß hast Du mich nicht vor dem Gedanken an dem Tode erblassen sehen.

Und damit warf er das Messer auf den Boden, als schäme er sich vor sich selbst. Zugleich schob er Carmen sanft auf die Seite. Als sie nicht wich, gebrauchte er Gewalt. Auch das half nichts; ihre Arme wurden zu Eisen und fielen mit solchem Nachdruck auf Westerns Brust, daß er schwankte und mehrere Schritte zurücktaumelte.

Wir haben bereits aus seinen Kämpfen im Garten und im Keller gesehen, was er leisten konnte und was seine Faust werth war. Dazu kömmt, daß er im höchsten Grade das Bewußtsein seiner Kraft hatte und Bürger eines Landes war, wo auch der Friedlichste oft genöthigt ist, zu physischer Gewalt seine Zuflucht zu nehmen. Dennoch vermochte er nicht, diesem Stoße, der einen Ringkämpfer von Profession erschüttert hätte, zu widerstehen.

Wie betäubt, sah er einige Sekunden erstaunt ungläubig um sich, als mißtraue er seinen Augen. Sein Besieger war vor ihm — ein Weib, jung und schön, das er wie ein Kind in seine Arme hätte nehmen können. So glaubte er wenigstens noch unlängst. Wie anders erschien ihm Carmen jetzt, als seine wirren Blicke auf sie fielen.

Nur zwei Schritte von ihm ab stand sie da, aufrecht, plötzlich zur Höhe eines Mannes erwachsen, mit stolzer zürnender Stirne und flammenden Augen. War es dasselbe schwächliche Geschöpf von früher oder der aus dem Engel des Lichts in den Engel der Finsterniß verwandelte böse Geist, der göttlichen Allmacht trotz bietend?

Geberde, Stellung, Blick, Alles an ihr war Eine Todesdrohung!....

„Das Portefeuille!" gebot sie mit rauher Stimme, die in Nichts an die melodischen Töne erinnerte, welche bisher über die rosigen Lippen des Mädchens geflossen waren.

Western erblaßte und sah nieder. Vor dem flammenden Blick dieses räthselhaften Wesens versagten ihm die Glieder den Dienst und erlahmte die Kraft seines Willens.

„Das Portefeuille!" wiederholte Carmen gespenstisch und legte ihm die linke Hand auf die Schultern, während die rechte langsam den Dolch zum Stoße erhob.

Es bedurfte dieser äußersten Gefahr, um Western's Gleichmuth zu erschüttern. Der Trieb der Selbsterhaltung erwachte in ihm. Die wunderbare Macht seines weiblichen Gegners aus Erfahrung kennend, bot er alle seine Kräfte auf und umschlang plötzlich mit eisernen Armen den zarten Leib des Mädchens.

„Mann oder Weib," rief er, „Du willst mehr als das Leben mir rauben. Dein eigenes Blut komme über Dich!...."

Keine Antwort. Nichts als ein kurzes, trocknes, hohles Gegrinse. Wie durch ein Wunder hatte sich Carmen auch dießmal vom Amerikaner losgemacht. Sie floh an die Wand, kam auf Western zu, zog sich nochmals zurück und fuhr mit dem Sprunge eines Tiegers auf ihn los.

Western taumelte und stürzte zu Boden. Wie ein

Blitz war sie über ihn her und stemmte ihm das Knie auf die Brust.

„Das Portefeuille!“ rief sie zum dritten Male.

„Nein!“ antwortete Western.

Carmens Hand senkte sich.... Ein dumpfes Röcheln drang aus der Kehle des Besiegten.

Nach einigen Sekunden ließ Carmen von ihm los, kniete neben ihn, öffnete seine Kleider, nahm das Portefeuille aus seiner Tasche und verbarg es in ihrer Brust.

Als sie aufstand, athmete Western nicht mehr....

Blässer als der Leichnam, mit hohlem Blicke, bitterem Lächeln und krampfhaft zusammengepreßten Lippen starrte sie ihr Werk an. Träumerisch ließ sie das Haupt auf die Schulter hängen....

„Bin ich todt, laßt mich begraben
In dem Keller, unter'm Faß....“

scholl es plötzlich von oben herab durch die Todesstille des untern Zimmers. Dazwischen klangen und klapperten Gläser, Teller, Flaschen und Messer. Dann wurde es stiller, die Stimmen waren vom Schreien und vom Wein heiser und belegt geworden. Aber beim letzten Verse des Liedes erwachte der bacchische Chor aufs Neue und schmetterte Herr Josepin in sein Sprachrohr den Refrain:

„Bin ich todt, laßt mich begraben
In dem Keller, unter'm Faß....“

Wie von elektrischem Schlage getroffen, erwachte Carmen aus ihren Träumen, zum Bewußsein ihrer verzweifelten Lage.

Was war zu machen? Wo sollte sie den Todten verbergen, begraben?

Der Alkoven war nicht tief genug und enthielt bloß ein niedriges Bett, das auf Füßen stand und mit seinem Holzwerke fast den Boden berührte, so daß kein Platz darunter war.

Und keine andere Ecke, kein anderer Winkel oder Versteck im Zimmer.

Da fiel ihr ein, daß sie während des Tanzes mehrere Male gegen eines der Bretter des Fußbodens gestoßen, das aus seinen Fugen gewichen war und stets hin und her schwankte, so oft sie es mit ihren Zehen berührte. Sie suchte und fand es.

Wer sie in diesem Momente gesehen hätte! Sie erschrack vor dem Geräusch ihrer eigenen Tritte, ihre Augen fuhren wild umher, vor dem erstickten Athem erhob sich ihre Brust in ungleichen Pausen.

Umsonst versuchte sie das Brett wegzunehmen. Es gab nur bis zu einer gewissen Weite nach. Erst mit Hülfe der eisernen Schürstange des Heerdes, die sie in die Spalte des Holzes einklemmte, gelang es, den Riß zu erweitern. Der Boden krachte, die Nägel fuhren auseinander.

Carmen stand vor einem länglich-viereckigen Loche, das ganz wie ein Sarg gestaltet war, dessen untere Bohle die Größe der obern hatte und ohne Zweifel zum Plafond des darunter befindlichen Stockwerkes diente. Die vier Seitenwände wurden von zwei Lang- und zwei Quer-Balken gebildet.

Zum Wenigsten die Hälfte der gemeinen Schenken der Hauptstadt ist so gebaut. Ja, es ist dieß schon eine Art von Luxus, denn die andere Hälfte läßt ungescheut ihre knorrigen, nachlässig gefugten Lang- und Querbalken sehen, deren Zwischenräume in Folge der Gesetze über dieß ungestörte Verjährungsrecht in rechtmäßigem Besitze unzähliger Spinnen und ihrer Dynastie sind.

Carmen wandte die Augen ab, der Muth entsank ihr. Aber ein schneller Entschluß, ein kurzer Kampf mit sich selbst, und jede Schwäche war bewilligt. Sie schüttelte lebhaft das Haupt und richtete sich zu ihrer ganzen Höhe auf. Ihre langen, von kaltem Schweiße feuchten Haare flatterten in dichten Locken um sie her. Kühnen

Blickes maß sie erst das Loch, dann den Leichnam. Beide waren von gleicher Größe,

In demselben Momente, wo sie festen Schrittes auf den Leichnam zuging, öffnete sich das rechts von der Thüre befindliche Halbfenster zum zweiten Male. Dasselbe dicke, kupferrothe, glattrasirte Gesicht mit grau-struppigem Büschel auf kahlem Schädel zeigte sich nochmals, wie früher.

Die Stammgäste des Kellers hätten Mühe gehabt, den Wilden ohne sein Diadem buntfarbiger Federn wieder zu erkennen. Dennoch bewahrte er den Skalpierbüschel der Irokosen sorgfältig unter seinem Paradekopfputz.

Der Leser weiß, daß Herr Polype ihm ein elendes Loch, nebst ditto Strohsack, in seinem Hotel eingeräumt hatte. Nach abgelaufenem Paradedienst des Großhäuptlings wurde er, gleich einer wilden Bestie, in seinem Käfig eingesperrt. Geschah dieß nicht, so irrte er Nachts mit dem schleichenden Gange der Indianer in den Korridoren des Hotels umher und steckte kindlich-neugierig seine Nase bald da, bald dorthin. Seine Spelunke lag gerade unter dem Zimmer, wo Carmen mit Western gespeist hatte, d. h. in jenem, die zwischen den Straßen Des-Bons-Enfants und Valois befindlichen Häuser eigenthümlichen Entersol, so daß sie auf der einen Seite über und auf der andern Seite unter dem ersten Stock sich befand.

In Folge des großen Andranges von Gästen, hatten die Kellner was Wichtigeres zu thun, als auf den Wilden Acht zu geben. So machte er denn von seiner Freiheit Gebrauch und flog Treppe auf, Treppe ab, überall in die tausend Geheimnisse einer trunkenen, hinter Schloß und Riegel versteckten Liebe dumdreist sich einschleichend und, so oft die Kellner sichtbar wurden, eiligst sich verkriechend.

Vor allen andern zog das rothe Zimmer, wie das Gemach hieß, wo Carmen sich jetzt allein befand, die

Neugierde des Häuptlings auf sich. Denn mit Hülfe einer Leiter hatte er den Riegel von der fensterartigen Oeffnung, die auf den Corridor hinausging, weggeschoben, so daß er Alles im Zimmer sehen konnte.

Eben als er seinen glatten Schädel hindurch steckte, trat Carmen zwischen ihn und den Leichnam, so daß dieser seinen Blicken entzogen war. Seine gläsernen Augen rollten von einer Ecke in die andere und suchten vergebens die zweite Person.

Inzwischen hatte Carmen den Amerikaner an seinen Kleidern gepackt und ihn bis ans Loch gezogen, doch immer so, daß der Wilde Nichts vom Leichnam sehen konnte. Endlich sah er ihn; denn als Haupt und Schultern Westerns bereits im Loche lagen, stand sie auf, um den untern Theil des Leibes nachzuschieben.

Der Häuptling riß die Augen sperrweit anf.

„Der Yankee!....“ flüsterten seine Lippen kaum hörbar. So Etwas von der befriedigten Neugier der Galeriebevölkerung bei derb-effektreichen Scenen in Trauer- und Schauerspielen malte sich auf seinen erstorbenen Zügen.

Die wenigen Blutspuren auf dem Boden rieb sie mit dem Fuße ab und bestreute sie mit Asche. Dann legte sie das Brett wieder zurecht.

Als der Wilde dieß Alles sah, verzogen sich die Mundwinkel zu halb staunenden, halb bewundernden Gegrinse. Es entfuhr ihm ein widriger Gutturallaut.

Carmen erbebte von Kopf bis zu Fuß und sah sich entsetzt um. Aber das kupferfarbene Gesicht des Wilden war längst verschwunden und die Fensteröffnung wieder verschlossen.

Sie horchte umsonst. Nichts tönte durch die furchtbare Stille des Zimmers als der heisere Gesang der trunkenen Gäste im obern Stocke. So legte sie denn ihre Maske vor und näherte sich der Thüre.

Aber als sie den Riegel weggeschoben und den Thürgriff erfaßt hatte, vernahm sie draußen denselben

widrigen Gutturallaut. Gleich darauf wurde der Schlüssel im Loche hastig umgedreht.

Die Augen gingen ihr über und die Glieder versagten den Dienst, so daß sie fast umgestürzt wäre. Vergebens stemmte sie sich wider die Thüre, sie zu öffnen.

Sie war eingeschlossen.

8.

Fünf Bowlen Punsch.

So gab es denn einen Zeugen ihres Verbrechens. Dieser Gedanke raubte ihr auf eine Weile alle Besinnung. Sie hatte sich bis in die Mitte des Zimmer zurückgezogen und stützte sich mit dem ganzen Gewichte ihres Körpers auf die Bohle, unter welcher der Leichnam lag, als fürchtete sie die Auferstehung desselben.

Mit vorgebogenem Leibe und hochklopfender Brust stierte sie auf den Boden und horchte athemlos. Eine hohe Röthe färbte die schöne Bläße ihrer Wangen unter der Maske.

Sie lauschte und lauschte, aber vergebens. Keine anderen Laute, als das wilde Getöse auf der Straße, das letzte Röcheln des ersterbenden Karnevals, oder das heisere Geschrei und Gejodel aus dem obern Stocke.

Nach einer Weile, wo sie regungslos und entsetzt dagestanden, bückte sie sich und hob das Messer, womit Western sich hatte vertheidigen wollen, vom Boden auf. Als sie es in der Hand schwang, verloren sich die Runzeln von der Stirne. Sie riß die Maske ab und richtete den Blick entschlossen auf die Thüre. Ein wilder, unbezwinglicher Muth schwellte ihre Adern, die Augen funkelten, ein grimmes Lächeln schwebte über ihre Züge, die Muskeln zuckten beim Gedanken an den bevorstehenden Kampf . . .

Ja, selbst Athen hätte sich vor der verklärten Hoheit

dieser kriegerischen Schönen gebückt und sie eine Pallas genannt. Jeder Zoll an ihr drückte eine wilde Kraft und übermüthige Verachtung der Gefahr aus.

Wehe dem, der in diesem Augenblicke die Thüre geöffnet hätte!

Aber die Thüre öffnete sich nicht. Nach, wie vor ein tiefes Schweigen auf dem Korridor ....

Je länger Gefahr und Kampf auf sich warten ließen, um so mehr erkühlte ihr Blut. Das Gedächtniß des Mordes kehrte zurück, und damit auch der alte Schauer.

Mit jeder Sekunde verlor ihre Haltung den Ausdruck männlicher Kraft und Entschlossenheit mehr und mehr. Ihr Auge irrte unstet im Zimmer umher, verzweifelnd nach einem Ausgange suchend. Ein einziger Gedanke erfüllte sie, der Gedanke an Flucht! An Flucht aus diesem verdammten Orte, wo jeder Gegenstand sie an den erinnerte, der unter dünnem Brette den Todesschlaf schlief; wo die Vorhänge wie in Blut getaucht, wo der mit den letzten Bissen des ermordeten Western besetzte Tisch, wo der mit Asche bestreute Boden sie laut ihrer Missethat anzuklagen und nach Rache zu schreien schien ....

Jetzt war sie wieder ganz Weib. Denn das Gewissen machte sie schwach und ohnmächtig. Sie zitterte, winselte und weinte, wie die Tochter Eva's.

Sie ließ das Messer fallen. Um Alles in der Welt hätte sie gewünscht, daß sich die Thüre öffnen, nicht mehr um zu entweichen oder sich wohl gar mit Gewalt den Weg durch ihre Feinde zu bahnen, nein! nur damit ein lebendes Wesen zwischen ihren Schrecken und den Todten träte!

Mit jeder Sekunde stiegen die Qualen ihrer Lage. Es galt die Flucht; Flucht um jeden Preis!

Sie öffnete ein Fenster und zog die herabgelassenen Jalousien in die Höhe. Ihr Zimmer lag nach der Straße des-Bons-Enfants zu im ersten Stocke, aber die Fenster gingen auf die Straße Valois, so daß sie zwei

Etagen hoch über dem Pflaster war. Carmen maß die Entfernung und faßte einen schnellen Entschluß. Sie wollte und mußte aus dieser Hölle fort.

Obgleich es in der Straße Valois noch lebhaft genug war und die Schenken noch offen standen, wollte sie sich durchs Fenster herablassen.

Sie trennte die Vorhänge des Bettes los, wickelte sie zusammen und befestigte sie an den Gitterstangen des Fenstergeländers. Erst nach langen und heftigen Anstrengungen gelang es ihr, das Betttuch festzuknoten, während das andere Ende draußen flatterte.

Als Carmen sich hinabbog, um zu prüfen, wie weit sie noch bis aufs Pflaster habe, sah sie zwischen ihrem Stockwerke und dem ersten, welches ein Weinhändler der Straße Valois bewohnte, einen Arm aus der Mauer hervorlangen, welcher das Tuch packte und es heftig hin und her schüttelte.

Carmen befand sich in solcher Geistesstimmung, wo die Erschütterung des Nervensystems sich der Phantasie mittheilt und gewaltsam auf sie einwirkt, so daß sie in Folge ihres überreizten Zustandes sich die einfachsten und natürlichsten Dinge so komplizirt und übernatürlich oder gar unnatürlich, wie möglich, ausmalt.

Diese räthselhafte Hand, die sich ihrer Flucht widersetzte, schien ihr keinem irdischen Leibe anzugehören. Sie dachte an den Teufel mit Ziegenschwanz und Bocksfüßen, dem sie durch den Mord des Amerikaners anheimgefallen. Sie dachte gar an den Todten, der unter ihren Füßen schlief, der vielleicht ...

Genug, dieser bis zur Verwegenheit unerschrockenen Person fielen plötzlich alle die Sagen Schottlands, der Heimat düsterer Legenden, und Spaniens, des Vaterlandes der Schwarzkünstler, ein, die sie in ihrer Jugend gehört hatte.

Sie flog zurück, aber aus dem Innern des Zimmers wehte sie eine erstickend heiße Atmosphäre und ein eckler Blut- und Modergeruch an.

Zwischen den Trugbildern ihrer erhitzten Phantasie und den Schrecknissen der Wirklichkeit hin und her geängstigt, steigerte sich plötzlich ihr alter Muth zur Verzweiflung. Sie bückte sich nochmals und tiefer hinab. Erst jetzt gewahrte sie, daß der Arm aus einer engen, fensterartigen Oeffnung kam, die zwischen dem ersten und zweiten Stocke in der Mitte lag. Zugleich sah sie in dieser Oeffnung einen kahlen, glatt geschornen Schädel, auf dessen Gipfelpunkt ein Büschel weißlicher Haare prangte.

Diese geisterartige Erscheinung, die das flimmernde Licht der Laterne unten auf der Straße nur zur Hälfte erleuchtete, war nicht geeignet, Carmen zu beruhigen oder dem Laufe ihrer Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Während sich der Arm unaufhörlich hin und her bewegte, um das Leintuch zu schütteln oder loszureißen, intonirte das Gespenst langsam und feierlich einen düstern, monotonen Gesang.

Halb ohnmächtig lehnte sich Carmen gegen das Fenstergitter.

In dieser Stellung mochte sie einige Sekunden verharrt haben, als sie durch das Geräusch von Tritten auf dem Korridor aus ihrer Betäubung geweckt wurde. Zugleich erhellten sich die halbmatten Scheiben des inneren Fensters, das auf den Gang hinaussah.

Die Schritte hielten vor der Thüre an. Obgleich Carmen die Ankunft der Diener der Gerechtigkeit vermuthete, leuchteten doch ihre Blicke vor Freude, weil sie ihrem unerträglichen Zustande, den Qualen einer erhitzten, fieberhaft gereizten Phantasie, ein Ende machen mußten.

Dann aber verflogen plötzlich die Gespenster ihrer Einbildung. In raschem Umschwunge dieses räthselhaften Wesens kehrte die Kraft des Leibes und der Seele zurück. Sie war wieder ganz die alte. Dieselbe furcht-

bare Leidenschaftlichkeit, dieselbe Energie und Entschlossenheit! ....

Die Leute draußen unterhielten sich laut genug, um von Carmen verstanden zu werden. Sie merkte, daß von ihrer Lage die Rede sei. Bald darauf wurde der Schlüssel ungeschickt hin und her gedreht, ohne daß die Thüre sich öffnete.

Carmen sah zum Fenster hinaus. Kopf und Hand waren verschwunden, aber das durch das Auf- und Abziehen fast gelöste Tuch vermochte die Last ihres Körpers nicht mehr zu tragen.

Schnellgefaßt, ergriff sie mit der einen Hand das lange Messer, mit der andern die Ofengabel, blies die Lichter aus und war im Nu hinter den Vorhängen des Alkovens verschwunden.

Inzwischen wurde immer heftiger am Schlosse gerüttelt, das, statt aufzugehen, sich nur noch mehr verdrehte.

Obwohl dieser Zustand bald ein Ende nehmen und die Thüre sich öffnen mußte, war Carmen doch auf Alles vorbereitet.

In der festen Ueberzeugung, daß die auf dem Korridor versammelten Leute Polizeidiener seien, welche sie verhaften sollten, war sie entschlossen, sie im Augenblick ihres Eintrittes in's Zimmer zu überraschen und sich nöthigenfalls mit Gewalt den Weg zu bahnen. So wartete sie in kauernder Stellung, zum Sprunge bereit, der Dinge, die kommen sollten.

„Das Aas von Schlüssel! ....“ rief eine heisere Stimme draußen.

„Tretet die Thür' ein! .... antwortete eine andere.

Gut oder schlecht, der Rath wurde straks befolgt. Zwei oder drei kräftige Fußtritte, und die Thüre krachte auf.

Schnell duckte sich Carmen in's Knie nieder, lüftete die Vorhänge ein wenig und schwang ihre Waffe. Aber wer malt ihr Staunen, als sie statt der gefürchteten

Häscheruniform die Eule mit Menschenkopf, die Melone mit nur noch drei oder vier Schnittchen und den Matrosen mit seinem ungeheuern Sprachrohr auf der Schwelle erscheinen sah?

Geschwind ließ sie die Vorhänge des Alkovens fallen und verkroch sich hinter's Bett.

„Meine Herren, meine Herren, was machen Sie?" rief ein Kellner auf dem Gange draußen. „Das Zimmer ist besetzt! Gewiß gibt es Scandal!"

„Der rechte Augenblick dazu!" antwortete Herr Josepin mit trunkenem Ernste.

„Und der rechte Ort dazu!" krächzte die Eule.

„Ort und Zeit machen den wahren Jux!" brummte der Bär, dessen Zottelfell vorn aufgegangen war wie ein Paletot.

Alle fünf trunknen Hallunken spazirten ungenirt ins Zimmer, das von dem Lichte des Kellners, welcher den Zug beschloß, nur kümmerlich erhellt wurde.

„Meine Herren, meine Herren!" wiederholte dieser, „Sie sehen das Licht ist ausgelöscht.... Ein Herr und eine Dame sind im Zimmer!..."

„Nichts als Herr und Dame!..." rief die halbe Melone.

„Liebe, Liebe, deine Macht,
Die hat uns Alle hieher gebracht
Und uns Alle besoffen gemacht!" krächzte die Eule in schauerlich zärtlichem Tone,... „Gott befohlen, Kellner!...."

Damit packte die Eule den Kellner bei der Schulter und wollte ihn zur Thüre hinaus schieben.

Der Kellner, der nüchtern war und sie Alle fünf mit Einer Hand windelweich geprügelt hätte, durfte nicht, wie er wollte und mußte mit ihnen gütlich parlamentiren.

„Meine Herren," tröstete er, nachdem er die Eule etwas unsanft zurückgeschoben, „Seien wir verständig."

„Recht so, verständigen wir uns!"

„Sie sehen, dieß Zimmer kann ich Ihnen nicht abgeben, weil es besetzt ist."

„So gebt uns ein anderes."

„Es gibt keines mehr, Alles ist voll."

„So gebt uns dieß!"

„Unmöglich!"

„So gebt uns ein anderes!" docirte Herr Josepin mit wahrhaft aristotelischer Logik.

„Mein Gott, Sie haben ja Eins!" rief der Kellner ungeduldig. „So gehen Sie doch auf Ihr Zimmer!"

„Auf unser Zimmer!" brummte der Bär. „Du vergißt, Jüngling, daß unsre fünf Weiber unter'm Tisch liegen und schnarchen. Pfui! So ein Anblick ist Nichts für gesittete Leute. Auch haben wir eine wichtige Sache zu besprechen, und wenn die fünf Töchter Eva's erwachen, wollen sie den Galopp tanzen...."

„Oho," fiel Josepin ein, „wie heißen doch die Verse, Roby, wo der Liebe Vorsicht empfohlen wird!.. Draußen frierts und der Herr und die Dame lassen die Fenster offen stehen."

„Verwegener Corydon!" krächste Roby, die Eule, „allzuhitzige Donna! Welchen Rheumatism werden Sie davon tragen!"

„Oho!" kreischte Josepin, „Oho! Oho! Herr und Dome, Nichts als Lügen und Possen.... Ihr Herr, Herr Kellner, ist ein Mythos und Ihre Dame eine Chimäre. Wir sind die Herren und Damen hier im Zimmer. Fünf Powlen Punsch, Kellner!"

Der Kellner der seine ganze Beredtsamkeit erschöpft hatte, mußte nachgeben, er mochte wollen oder nicht.

„So bleiben Sie, wenn Sie nicht anders wollen," sagt er, „ich geh' und hole die Wache!"

„Die Wache?" krächzte die Eule, „Hab' ich recht gehört?"

„Die Wache!" schrie Josepin, der das Fenster verlassen hatte, sich zu seiner ganzen Länge vor den Augen des Kellners entwickelnd. „O Wahnsinn, dein Name

ist Kellner!... Was in aller Welt haben fünf Bowlen Punsch mit der Wache zu thun, Hans Quaß!... Weißt Du auch mit wem Du die Ehre hast zu reden?... Vor dir steht Josepin, Doktor der Medizin, eine der hoffnungsvollsten Blüthen der medizinischen Fakultät der Pariser Hochschule.... Die Eule da, ist Roby; sie hat eine ungeheure Zukunft vor sich, obgleich sie nicht weiß, ob sie Komödiant, Dichter oder Maschinenbaumeister werden soll.... Der Herr da ist Eduard Durandin, der unter dem unscheinbaren Aeußern einer angeschnittenen Melone ein ebenso stolzes, als gefühlvolles Herz birgt.... Der vierte ist Leon du Chesnel, ein adeliger Jüngling, als Bär verkleidet..... Endlich fünftens, o dienstbarster der Geister,.... siehst Du diese Eule?"

„Ja. Und weiter?" grunzte der Kellner ärgerlich.

„Diese Eule," sagte Josepin in feierlichem Tone und mit würdevollem Anstand, „heißt Denisart."

„Weiter?"

„Was? Du weißt nicht, was Denisart ist?"

„Meiner Seel', nein! Lassen Sie mich gehen!"

Inzwischen hatten Denisart nnd Durandin sich heimlich an den Gläser gemacht, welche Carmen und Western gehörten. Beide ließen sich den Kirschengeist trefflich schmecken.

„Du weißt nicht was Denisart ist?" wiederholte Josepin, „Sclave, ein Problem!"

„Mein Herr und meine Dame," sagte der Kellner, auf die Alkoven zutretend, „gedulden Sie sich noch eine Weile, die Wache soll dem Skandal ein Ende machen!"

„Ha, ha, ha!" lachte Josepin, daß er sich den Bauch halten mußte, „Dein Herr und Deine Dame, Jüngling, sind längst durchs Fenster entwischt!"

Der Kellner stürzte aufs Fenster zu und sah das Leintuch, das Josepin zuerst bemerkt hatte.

„Großer Gott!" rief er verzweifelnd, „Entwischt! Und ohne zu zahlen! Die Diebe! Die Diebe!..."

„Die Diebe! Die Diebe!" brüllten die fünf Trunkenbolde, sich den Bauch vor Lachen haltend.

Der erschreckte Kellner lief auf den Alkofen zu, hob die Vorhänge in die Höhe und sah — das leere Bett.

„Schändlich!" rief er, außer sich vor Wuth. „Eine Rechnung von zwanzig Franken!...." und dabei schritt er im Zimmer auf und ab und raufte sich das Haar, „um zwanzig Franken springt man nicht zwei Stock hoch! Gewiß haben sie das silberne Besteck mit gestohlen!"

Als er nach den Bestecken sah, die richtig an der alten Stelle lagen, fand er Western's Börse.

„Gottlob!" rief er getröstet lächelnd, „so haben sie mir doch ein Trinkgeld gelassen!"

„Hollah, Page, hollah!" brüllte Josepin.

„Fünf Bowlen Punsch!" donnerte Denisart, „Ich will den meinen mit Kirschengeist!"

„Ich mit Rhum!"

„Ich mit Cognac!"

„Ich mit Madeira!"

„Ich a la Romaine!"

„Aufgepaßt, Kellner!" schrie Josepin, „Kirschengeist, Rhum, Cagnac, Madeira, Romaine," sagte er an den Fingern nachrechnend. „Ich glaube das macht fünf... Ja richtige Rechnung! Jetzt geh, Knecht Gottes, und spute Dich, oder ich schlag Dir, meiner Seel', mit der Trompete den Hirnkasten ein!"

Aber der Kellner sah und hörte nicht. Mit klaffendem Munde und sperrweiten Augen stand er wie festgewurzelt da und klapperte mit den fünfundzwanzig Napoleons, die er in Westerns Börse gefunden hatte.

„Zwanzig Franken Verzehrungskosten!" murmelte er in den Bart, „und vierhundert und achtzig Franken Trinkgeld für den Kellner!.... Das sind Kunden!...."

Roby setzte ihm Josepin's Sprachrohr an's Ohr und brüllte aus Leibeskräften hinein:

„Kein Gold, kein Silber macht den Menschen glücklich!...."

Entsetzt sprang der Kellner auf die Seite.

„Den Punsch her, oder Du bist des Todes!“ donnerten die fünf im Chor.

Der Kellner hielt die Ohren zu und rannte fort.

Dann wurde der Tisch mitten ins Zimmer gerollt. Josepin stellte sein Sprachrohr in die Ecke, Roby legte sein Truthahnkostüm ab, Denisart sein Eulengefieder, du Chesnel sein Bärenfell, Durandin warf die Reste seiner Melone in die Luft.

So blieben denn fünf ziemlich wohlgewachsene junge Männer über, die, des süßen Weines voll, sich um den Tisch niederließen.

„Die Sitzung ist eröffnet!“ rief Josepin. „Wer bittet ums Wort?“

„Ich, ich!“ schrien alle Vier zumal.

„Ich sehe nicht die Möglichkeit ab, Euren Bitten nachzukommen!“ erwiederte Josepin, sich nachdenklich die Stirn reibend. „Um den Streit zu schlichten, geb ich es Keinem von Euch, sondern mir selbst. Aber sagt, seid Ihr trunken genug, um über ernste Dinge ernst zu reden?“

„Trunken, ja!“ antwortete Durandin. „Aber nicht trunken genug. Warten wir den Punsch ab.“

„Warten wir den Punsch ab!“ hallte es im Chore nach.

„Und nach dem Punsche,“ sagte Leon du Chesnel mit gebietender Stimme, „werdet Ihr hübsch still sein denn i ch will reden.“

So lange sie maskirt waren, hatte es den Anschein, als sei Josepin Führer und Haupt der Gesellschaft. Aber kaum waren die Masken gefallen, so ließ sich deutlich erkennen, daß sie Alle, auch Josepin nicht ausgenommen, ihrem Freunde Du Chesnel eine gewisse Superiorität einräumten. Daher hatte denn Keiner gegen das angemaßte Recht, zuerst zu reden, Etwas einzuwenden.

Es dauerte nicht lange, so erschien Herr Polype in höchst eigener Person nebst vier Kellnern. Jeder von ihnen trug eine Bowle Punsch.

Ein Glas nach dem andern füllte sich.

„Auf unser Glück!“ rief Leon du Chesnel, sein Glas erhebend.

„Auf unser Glück!“ wiederholten die Andern im Chor.

Ansetzen, Austrinken und Niedersetzen war Eins.

„Auf unsern letzten Tag des Wahnsinns!“ rief Leon aufstehend und das Glas schwenkend.

„Warum den letzten?“ fragte Durandin. „Keiner von uns hat die Gicht!“

„Trink und schweig!“ gebot Leon.

„Auf unsern letzten Tag des Wahnsinns!“ wiederholte der Chor gehorsam.

Du Chesnel stellte sein leeres Glas auf den Tisch und erhub sich.

„Stille!“ gebot der Präsident Josepin, mit zwei Punschlöffeln an einander schlagend .... „Du Chesnel hat das Wort!“

Durandin, Roby und Denisart stützten die Ellnbogen auf den Tisch.

In dem nämlichen Augenblick guckte Carmen hinter der Bettstelle hervor und lüftete sanft die Vorhänge, um besser hören zu können.

9.

Der Talisman.

„Sich stets amüsiren, hub Leon Du Chesnel an, ist ohne Frage das langweiligste Ding von der Welt .... Versteht mich recht, Freunde, sich kostbar amüsiren; denn kostet das Amüsement obendrein was, so wird aus der Langweilerei eine Dummheit, eine viehische Dummheit.... Wir werden alt. Ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre.

In diesem Alter hatte Alexander, Philipps Sohn, König von Macedonien, schon seinen Marsch angetreten ...."

„Und Napoleon ...." fiel Roby ein.

„Schweig!" gebot Du Chesnel .... „Offenbar ist die Jugend die Zeit der Berechnung, wie das reife Alter die Zeit der Apathie ist .... Im siebenzehnten Jahre denkt der Mensch richtiger als im dreißigsten .... Der zwölfjährige Mensch würde die Welt in Erstaunen setzen, wenn er von Ball und Kreisel sich trennen könnte. Daraus folgt, daß wir Alle im abnehmenden Mond unseres Lebens sind, und daß jedes Barthaar, das uns sproßt, ein betrübendes Zeichen unseres sittlichen und geistigen Verfalls ist .. . Unsere Gesundheit!"

Alle stießen an und huben dann wieder die Ellnbogen auf den Tisch.

Leon hatte diese Reihe abgerissener Sätze nicht nur schnell, sondern auch im Kathedertone gesprochen. Diese Paradoxen wirkten auf das stark benebelte Fassungsvermögen seiner Gefährten wahrhaft betäubend, weil jeder von ihnen verzweifelte Anstrengungen machte, den Gedankensprüngen des Professors zu folgen und dahinein Zusammenhang zu bringen, wo keiner war.

Gewiß war Leon ebenso trunken, wie die Andern. Nur wußte er seinen Rausch besser zu führen. Er sprach frei, ungezwungen, sicher und treffend; auch gab sein Auge, leicht mit Blut unterlaufen, dann und wann einen Schimmer von Vernunft zu erkennen.

Leon war zierlich und schlank gewachsen, aber durch allzufrühe Ausschweifungen etwas abgemagert. Gesicht, wie der Wuchs. Die geistreichen, bald mehr bald weniger hell glänzenden, durch den periodischen Fall von erschlafften Wimpern verdunkelten Augen lagen tief in ihren Höhlen. Die Stirn, auf der sich hie und da flüchtige Falten zeigten, war an den Schläfen eingesunken und über den Brauen leicht gewölbt. Unter den schwarzen Haaren machten sich schon eine große Zahl jener langen, dünnen, gewundenen, wie versengten Härchen bemerkbar,

welche die feine Zange des Friseurs auf vierzigjährigen Schädeln oft vergebens sucht. Trotz des Nachtessens, wobei dem edlen Weine fleißig zugesprochen wurde, bewahrten die Wangen ihre krankhafte Bläße. Aber um den geistreich geformten Mund spielte ein feines, schalkhaftes Lächeln, dessen Spottsucht sich das Ansehen der Offenheit zu geben wußte. Im Uebrigen hatten seine Züge viel Ausdruck und Anmuth. Es schien, als gebe sich die Energie seines Willens inmitten der gewöhnlichen Erschlaffung der Gesichtsmuskeln und einer gewissen vornehmen Nachläßigkeit fast stoßweise zu erkennen.

Unter seinem Bärenfell war er mit großer, vielleicht gar übertriebener Sorgfalt gekleidet.

Der rechts von ihm sitzende Josepin war ein großer blonder Jüngling von schüchternem, gutmüthigem Aussehen. Das Charakteristische seiner Gesichtsbildung ließ sich in dieser Abendstunde, wo der Punsch sein hellblaues Auge bald befeuerte, bald trübte, schwer ermitteln. Nur schien es, als sei die Grundschattirung seiner Züge jene liebenswürdige, pfiffige Unbeholfenheit, welche dem normännischen Bauern eigenthümlich ist.

Roby, der Truthahn, bewahrte unter dem schwerfälligen Ernste seiner Trunkenheit das Gepräge eines lebhaften, aufgeweckten Geistes, der oft in ein großsprecherisches, übermüthiges Wesen ausartet. Die gewölbte Stirn verrieth viel Schlauheit, aber noch mehr Leichtsinn. Roby war ein hübscher Bursche, der in trunkenem Zustande etwas zur Tobsucht hinneigte, jedoch nie über die Gränzen des Teller- und Gläserzertrümmerns sich verstieg. Die zierlich geformte Nase, der lächelnde Mund, die blühende Gesichtsfarbe sicherten ihm ein dauerhaftes Glück innerhalb einer gewissen Zone der weiblichen Atmosphäre. Von Natur wenig strebsam, konzentrirte er seinen Ehrgeiz in der Fürsorge für seine Kleidung, die etwas an die Romantik anstreifte. Er war überglücklich, wenn nur sein Gilet von ferne die Blicke auf

BIBLIO… REG…

sich zog. Es steckte so Etwas von einem Provinzialschauspieler und Studenten der Medizin in ihm.

Durandin that sich was auf sein zirkelrundes Gesicht zu gut, das so heiter lächelte, wie der Bauch des Lepeintre junior. Es war ein wohlbeleibter Bursch ohne Arg und Bosheit, der die Rolle eines Tropfs mit vielem Geist zu spielen wußte. Die Art und Weise, wie er sich für die Maskerade kostümirt hatte, sollte dieß gewissermaßen sinnbildlich ausdrücken.

Denisart, die Eule, welchen Josepin ein Problem nannte, war eine magere, eckige Person von sabbathlichem Aussehen. Sein Auge blickte Falschheit; er sprach wenig, aber mit Nachdruck. Sein Alter ließ sich aus seinem Gesichte schwer errathen; doch schien er der älteste von der Gesellschaft. Nach seiner halb kahlen Stirn zu urtheilen, mochte er ein Dreißiger sein. Mit Ausnahme eines weißen ungesteiften Halstuches, dessen weitgesäumte Zipfel den Brustlatz des Hemdes bedeckten, war er von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, so daß er einem verkappten Mönche glich. Diese Person stieß im höchsten Grade ab. Aus jedem Zoll guckte der Heuchler und zugleich der verschimmelte Pedantismus eines Universitätspflastertreters hervor. In dieser Stunde unterlag er der Gewalt des Weines. Die schmale, winzige Nase funkelte wie ein Rubin; der tiefliegende Mund stach gegen die Schatten der Backenhöhlen durch seine Bläße hervor. Die dürftigen Spuren eines hochmüthigen Ernstes, welche die Trunkenheit verschont hatte, erhöhten den widerwärtigen Eindruck dieses Gesichtes....

Die Gläser standen leer auf dem Tische. Mit Hülfe seiner Punschlöffel gebot Josepin nochmals Stille.

„Meine Herren," fuhr Du Chesnel fort, „es gibt einen Gott, weil die Welt organisirt ist. Auch hat unser erhabener Beranger in einem Anfall von Freimuth sich herabgelassen, das Dasein Gottes zu verkünden. Aber die Welt ist schlecht organisirt, folglich gibt es einen Teufel. Dieß dürfte Euch knabenhaft

erscheinen, wenn ich mich nicht beeilte hinzuzufügen, daß wir alle Fünf, die wir hier um den Tisch sitzen, bedroht sind, den Teufel am Schwanz herauszuholen, und zwar in kürzester Frist.

„Das Leben des Menschen währt übermäßig lang. Er braucht nur zwei, höchstens drei weise angewandte Jahre, um den Genuß satt zu kriegen, und doch sehen wir Menschen, die es bis auf drei Viertel eines Jahrhunderts bringen! Diese lassen sich in zwei Klassen theilen. Die eine hat Geld, Alter und ruhigen Schlaf. Die andere hat Nichts davon; ihr Alter ist ein böser Traum. Dennoch erlauben die Stupiditäten unserer Civilisation uns jungen Leuten nicht, der weisen Sitte der Irokesen zu folgen und alle, die älter sind als fünfzig, zu scalpiren.

„Schändlich! Erbärmlich! Vermöge dieser elenden Lückenhaftigkeit unserer Gesetzgebung droht uns Allen die Gefaht, in Bälde Perücken aufsetzen und unser Boeuf a la Mode mit künstlichem Gebiß kauen zu müssen."

„Tödten wir uns!" rief Roby, entsetzt über dieß Gemälde.

„Hier ist ein Fläschchen mit Hydrocyan-säure!" fiel der Doktor mit der Miene und dem Tone eines Kunstverständigen ein .... „Vier Tropfen in jedes Glas Punsch ...."

Durandin und Roby hielten ihre Gläser hin, Denisart zog das seine zurück.

„Wartet wenigstens, bis Nichts mehr in der Bowle ist!" rieth Du Chesnel, die Achsel zuckend .... „Wartet und schweigt .... Gold ist Nichts. Es hat nur Werth, weil alles Uebrige Nichts werth ist.... In diesem Nichts irren die Menschen geschäftig hin und her, stets nach Etwas suchend. Das Glück besteht in der Hoffnung, dieß Etwas zu finden.

„Mit dem Glauben, dieß Etwas gefunden zu haben, ist das Glück dahin und fängt die Langeweile an. Alle

Philosophen geben zu, daß der Erfolg eine große Kalamität ist .... Unsere Gesundheit!"

Alle Gläser füllten und leerten sich, während Denisart dasselbe Experiment in derselben Zeit zweimal machte.

„Folglich," hub Du Chesnel von Neuem an, nichtssagend an der Zimmerdecke hin und her blickend, „ist das Beste, wir werden Millionäre."

„So gewiß, als zwei mal zwei vier ist!" sagte Josepin.

„Und drei mal drei neun!" rief Roby.

„Wunderbar, daß eine so einfache Idee uns nicht bälder gekommen ist," bemerkte Durandin.

„'S ist keine Idee das!" brummte Denisart.

„So beschlossen!" erwiederte Du Chesnel trocken. 'S ist gar eine alte Idee das! ... Habt ihr Zutrauen zu mir, Kinder?"

„Ob wir's haben!" riefen alle Vier einstimmig... „Du Chesnel soll leben!"

„Dank Euch! .... Aber habt Ihr mich auch verstanden, was ich sagte?"

„Nein!" antwortete der Chor.

„Schlimm für Euch!" fuhr Du Chesnel fort, der offenbar Nichts weiter wollte, als seine Zechbrüder durch ein volltönendes Wortgeklingel noch mehr berauschen und betäuben .... „So schwöre ich bei meiner Ehre, daß ich ein Mittel habe, das Euch alle reich macht....!"

„Einen Talisman?" rief Durandin.

„Ja, einen Talisman," antwortete Du Chesnel.

Bekanntlich sind die Trunkenen ungeheuer leichtgläubig. Das Wort Talisman schien sie Alle, sogar Denisart nicht ausgenommen, zu bezaubern. Alle reckten die Hälse weit aus und rissen die Augen auf. Es entstand eine tiefe Stille.

Inzwischen hörte Carmen ein dumpfes, gleichmäßiges Getöse im untern Stock. Es war, als hämmere man leise und vorsichtig gegen den nach unten gekehrten Theil des Fußbodens. Auch erscholl derselbe langsame, mono=

tone Sang, den sie schon früher vernommen, als die gespenstische Hand aus der Mauer hervorlangte, das Leintuch zu schütteln.

„Einen Talisman!“ wiederholte Leon. „Einen untrüglichen Talisman! .... Aber Ihr müßt selbstthätig mitwirken .... Für's Erste, Freunde, ist Keiner unter Euch, der sich nicht mehr oder weniger glänzende Pläne von seiner Zukunft entworfen. Für's Zweite, hat Jeder von Euch schon Etwas gethan, das ersehnte Ziel zu erreichen .... Dieß Ziel und diese Bestrebungen muß ich kennen, ehe ich meinen Talisman anwenden kann.... So rückt denn heraus mit den Bekenntnissen Eurer schönen Seelen .... Fang' an, Durandin!“

„Ich wollte lieber ....“ stotterte der wohlbeleibte Bursche.

„Geschwind, Durandin, geschwind!“ riefen Alle einstimmig.

„Soll mich Der und Jener holen, wenn ich weiß“ .... sagte Durandin .... „Aber kurz und gut, ich lernte einen dicken Advokaten kennen, welcher die Fidelität selbst war.... Das entschied mich für meinen Beruf.... Mein Augenmerk ist der Ankauf einer Advokatur ....“

„Und Deine Mittel?“

„Kein Sou.“

„Mein Talisman paßt für Dich, wie die Faust auf's Auge, Durandin.“

„Und Du, Josepin?“

Der blonde Doktor ließ sich nicht lange bitten.

„Mit mir ist's anders .... Ich habe ein vernünftiges Ziel und zuverläßige Mittel. Mein Streben ist, vermöge meiner Praxis reich zu werden; meine Mittel meine gründlichen Studien! ....“

„Hast Du Patienten?“ fragte Du Chesnel.

„Einen!“ antwortete Josepin .... „'Nen armen Schelm, todtkrank; er trägt mir monatlich hundert Thaler ein ....“

„Wetter!“ rief Durandin. „Was rechnest Du denn für den Besuch?“

„Nach Belieben. Wir haben keinen Preis bestimmt!“

„Und weiter?“ fragte Du Chesnel.

„Alles Uebrige ist ein Geheimniß .... Doch Ihr seid verschwiegen ....“

„Wie das Grab!“

„Denkt Euch, nicht der Kranke bezahlt mich, sondern sein geschworner Feind ....“

„Ihn zu tödten?“

„Behüte! Dazu hätt' ich den Muth nicht ... Nein, um zu hören .... zu sehen .... Ihr versteht mich ...“

„Um zu spioniren?“

„Ungefähr so was .... Hauptsächlich um die Ankunft eines gewissen Jemand abzupassen, der aus Amerika kommt und wichtige Papiere mitbringt .... Müßt wissen, der, welcher mich bezahlt, hat einen Prozeß mit meinem Kranken.“

„Pfui, wie unmoralisch!“ rief Denisart.

„Möglich, Freund Cato .... Aber ich wichse Dir das Nachtessen, trotz des einzigen Patienten .... Leider ist dieser Jemand heut Nachmittag angekommen. Wenn nur meine Besoldung nicht zum Henker geht! ....“

„Wie heißt Dein Patient?“ fragte Du Chesnel.

„Ich nenne keinen Namen!“ antwortete Josepin verächtlich. „Er heißt unter uns bloß der Mann im vierten Stock über'm Entresol.“

„Und der Dich bezahlt?

„Profit, Bruder!“ lächelte Josepin .... „Tausend, wenn er wüßte, daß ich ihn vier solchen Staarmatzen nennen wollte .... Aber seid Ihr verschwiegen?“

„Wie das Grab!“

„Er heißt Herzog von Maillepré-Compans! meiner Seel'!“

„Bruder!“ rief Du Chesnel, mit den Händen zusammenschlagend. „Du bist ein gemachter Mann .... Mein Talisman ist wie geschaffen für Dich!“

Die drei andern Gefährten hörten diesen Namen mit größter Gleichgültigkeit nennen. Anders Carmen. Diese spitzte die Ohren, als sie den Namen Maillepré-Compans hörte. Während der Stille, da die Gläser gefüllt wurden und das Gespräch stockte, vernahm sie noch deutlicher, als zuvor, das Hämmern und den heisern, monotonen Gesang aus dem untern Stocke....

„Du wirst mir Deine Geschichte morgen ausführlich erzählen," hub Du Chesnel an, „denn auch ich steh' in Rechnung mit dem Herzog .... Die Reihe ist jetzt an Dir, Roby."

„Meine Herren," sagte dieser, „ich bin aus Tours in Touraienne gebürtig, wo mein Vater Schwefelschnittenfabrikant ist, und meine Mutter...."

„Behalte das für Dich," fiel Du Chesnel ein... „Zur Sache!"

„Ja, die Sache ist, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn Dein Talisman bei mir nicht anschlüge.... Hab' ich doch so viele Saiten auf meiner Leier! Bin Dichter, dem nur der Verleger fehlt, um all die alten Schwatzmäuler aus der Kaiserzeit zur Verzweiflung zu bringen; dazu Schauspieler, und was für einer? Ein neuer Talma, wenn mir erst das Theatre-francais seine Thore geöffnet hat.... Ferner, der doppelten Buchführung kundig.... Endlich Erfinder einer neuen Maschine, die ich hier nicht genauer beschreiben kann, die aber einst dem Vaterlande zur Ehre gereichen wird .... Ist das genug?...."

„Mein Talisman, Roby, stellt Dir die Wahl frei! Und Du, Denisart?"

„Ich glaube an keinen Talisman!" antwortete dieser.

„Du glaubst aber an's Geld."

„Hast Du welches?" fragte Denisart mit einem spöttischen Blick auf Du Chesnel.

„Zehnmal mehr, als Du werth bist!" war die schmeichelhafte Antwort.

„Ich brauche nur lumpige fünfzehnhundert Franken für den Druck meiner Broschüre auf Löschpapier," sagte Denisart, ein ungeheures Glas Punsch auf Einen Zug leerend.

„Was für eine Broschüre?"

„Seltsame Frage, was für eine Broschüre!... Ihr wißt, ich habe nur Eine Idee, aber beim Styx! die ist gut... und ich würde mich hüten, sie preis zu geben, wenn ich nüchtern wäre...."

Damit packte er die Bowle mit beiden Händen und that einen herzhaften Schluck. Du Chesnel gebot den Uebrigen Schweigen.

„Ja, ich bin trunken," fuhr er fort, „und wenn ich trunken bin, muß ich Alles ausplaudern.... So hört denn!... Bisher ist das Elend des Volkes lange nicht genug ausgebeutet. Das Volk hungert sich den letzten Denar ab, um nur lesen zu können, lesen.... Es hat in der löcherigen Tasche seiner zerlumpten Blouse immer noch zehn Sous für den Advocaten, der sich scheinbar zu seinem Vertheidiger aufwirft.... Schmeichelt ihm: Du bist ein liebes, gutes Volk; bist das Schönste und Höchste auf Erden! Ich bewundere deine Größe! Ich weine blutige Thränen über deine Leiden...."

Er brach in ein lautes Gewieher aus.

„Sagt ihm das und Aehnliches," fuhr er fort, nachdem er sich ausgelacht, „und Ihr zwingt ihm seinen letzten Heller ab.... Sagt ihm ferner: Liebes, gutes Volk, einige deiner Kinder stehlen und morden auf der Gasse, aber hol' der Teufel die Richter, die sie deßhalb verdammen, denn sie stehlen und morden, weil die undankbare Gesellschaft ihnen zwölfhundert Livres Renten versagt!.... Viele deiner Töchter geben ihre Unschuld preis, aber nur aus Oekonomie und um ihr Geld in die Sparkasse tragen zu können... Die guten, lieben Mädchen, wer möchte sie schelten!.... Die schändliche Habsucht der Reichen allein stößt sie in den Abgrund! An den Sünden der Armen sind die Reichen schuld!...

Der Arme ist ein Lamm, der Reiche ein Tiger! ... So oft ein Unglücklicher sich bis zum Straßenmord vergißt, sollte man einen Marquis guillotiniren und eine Kapuze verbrennen ......"

„Tiefe Wahrheit!" rief Durandin. „Das gäb' ein Beispiel!"

„Der Teufelskerl von Denisart ...."

„Aber ich hielt Dich für einen moralischen Menschen!" fiel Roby ein.

„In diesen Dingen gewinnt man kein Geld ohne Moral," erwiederte Denisart, cynisch lächelnd. „Den Narren muß man blauen Dunst vormachen, damit sie unsern Edelsinn, unsere Großmuth, unser Mitleid preisen .... O, das liebe, gute Volk!! .... Eine Million Sous macht fünfzigtausend Franken! ...."

Mit diesen Worten sprang er vom Stuhle auf und drehte sich dreimal im Kreise herum.

„Es lebe das Volk!" rief er. „Es hungert, um zwanzig, dreißig Andere reich zu machen! .... Bückt Euch, Ihr Vier, tiefer! noch tiefer! vor mir, dem Erfinder der edelmüthigen Theorien und der Humanität in hunderttausend Exemplaren auf Löschpapier! ... Vor mir, dem Vincenz von Paula einer neuen Religion der Liebe! .. Wie nennen wir sie doch, Freunde? .. Denn alles Gute will 'nen Namen haben .... Vorläufig begnüg' ich mich mit dem abgedroschenen Titel eines Philantropen."

Denisart steckte seinen Kopf in die Punschbowle und schwieg.

„Deine Idee ist nicht ohne!" rief Du Chesnel. „Zweifle, ob der Teufel eine teuflischere hat. Jedenfalls würde man den ganzen Bagno vergeblich nach einer so schamlosen durchsuchen. Aber es wird gehen, hoffentlich! .. Ja, Denisart, mein Talisman läßt sich herab bis zu solchen Infamien."

„Infamien! Infamien!" murmelte Denisart. „Vortrefflich! Schon wieder ein neues Wort für mein philan-

thropisches Lexicon . . . Das Volk liebt die volltönenden, hochtrabenden Wörter! Der hat gewonnen Spiel, der die politische Oekonomie in hausbackene Reime zu bringen weiß! . . . .“

„Jetzt wär' ich an der Reihe,“ sagte Du Chesnel. „Ich werde mich kurz fassen. Mein Augenmerk ist die Diplomatie. . . . .“

„Wer Consul werden will,“ rief Durandin, „muß Protection haben.“

„Ohne Zweifel. Uebrigens zieh' ich den Gesandtschaftsposten vor . . . Da bin ich am Platze . . . Hinsichtlich meiner Mittel, Kameraden, hab' ich, meiner Seel', Nichts als meinen Talisman . . .“

„Und der ist?“ fragten Alle zugleich.

„Die Weiber!“ antwortete Du Chesnel trocken.

Alle verzogen ihr Gesicht zu geringschätzigen Geberden.

„Pfui, wie alltäglich! So in seinen Erwartungen getäuscht zu werden!“ rief Roby.

„So trivial, wie die Liebesgeschichten in den Komödien!“ rief Denisart.

Durandin und der Doktor sagten noch geistreichere Dinge.

„Eure Rolle ist hören und trinken!“ gebot Du Chesnel mit kaiserlicher Würde. „Gebt Acht und unterbrecht mich nicht. Zwar haben Andere vor mir das Weib als Staffel gebraucht, um die Höhe ihrer Wünsche zu erklimmen, und die Geschichte bezeugt, daß diese Leiter ungeheuer viele Stuffen hat, ja, gar bis zum Throne führen kann.“

„Wenn hier revolutionäre Grundsätze verlauten,“ fiel Denisart ein, „so schieb' ich mich.“

„Ich will kein neues System erfinden,“ fuhr Leon ruhig fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „ich vervollkommne bloß. Ein Weib kann einem Manne widerstehen, das lehrt die tägliche Erfahrung. Aber wo ist das Weib, das fünf Männern zumal widerstehen kann?“

„Nirgends!“ sagte Josepin im Tone tiefster Ueberzeugung.

„Der glückliche Phönix soll erst geboren werden!“ versicherte Roby.

„Namentlich wenn die Fünf gewisse lustige Brüder sind,“ bemerkte Durandin, sich in die Brust werfend.

„Meine Herren,“ hub Du Chesnel auf's Neue an, „wie können Leute von Eurem Verstande die ungeheure Wichtigkeit meines Talismans auch nur Einen Augenblick verkennen.... In der Einfachheit meines Planes besteht seine Größe .... Wir alle Fünf verschwören uns insgesammt wider die Weiber. Dadurch verfünffacht ein Jeder von uns eine jede seiner Eigenschaften. Dadurch wird Jeder von uns platterdings unwiderstehlich.“

„Platterdings unwiderstehlich!“ wiederholte Josepin. „Unsere Gesundheit!“

„Vortrefflich!“ seufzte Denisart, seine Bowle umkehrend; „wenn ich nur noch Punsch hätte!“

Roby hing sich an den Glockenzug, worauf ein Kellner hereinstürzte.

„Noch fünf Bowlen Punsch!“ rief Roby.

„Das langt nicht!“ lallte Denisart.

„Und seht Ihr,“ fuhr Du Chesnel im Doziren fort, „sind wir erst so weit, daß uns kein Weib widerstehen kann, so haben wir Alle gewonnen Spiel! .... Du, Durandin, erheiratest, was Deine Stelle kostet. Du, Josepin, doktorirst Dich aus dem Parterre in den ersten Stock und so weiter, bis Du ein Palais erbauest.....“

„Sag' Euch, meine Kalesche soll die ganze medicinische Fakultät mit Koth bespritzen!“ rief der Blondin, entzückt bis in den dritten Himmel. — „Broussais (ein berühmter Wundarzt), ist seines Lebens nicht sicher vor den Rädern meines Wagens!....“

„Du, Roby,“ fuhr Du Chesnel fort, „kämest natürlich in's Institut, in's Theatre-français, oder auf die Kunstausstellung.“

„In alle drei zugleich!“ rief Roby.

„Du, Denisart, findest in einer seidenen Börse das Grundkapital zu Deinem teuflischen Handel....."

„O, das Volk! das liebe, gute Volk!" schluchzte Denisart. „Zwei Millionen Sous machen hunderttausend Franken!"

„Ich endlich," sagte Leon, „ich werde, Dank einer gewissen Herzogin, wie im Sturmschritt zum Wenigsten Gesandschaftssecretär.... und dann...."

„Hurrah!" jauchzte Durandin. „Es lebe der Talisman!"

„Es lebe der Talisman!" fielen die Uebrigen im Chore ein.

„Wir sind noch nicht fertig!" hub DuChesnel nach einer Pause an. „Ich fühle die Nothwendigkeit, in einer so ernsten, wichtigen Sache sich verbindlich zu machen...."

„Ich unterzeichne Nichts," fiel Denisart ein, der sich gelegenheitlich an Unterschriften die Finger verbrannt haben mochte.

„Ein Schwur!" rief Durandin.

„Ja, ein Schwur!" wiederholte der Doktor.

„Ein schauerlicher Schwur!" bekräftigte Roby. „Ich weiß ein Halbdutzend Opernschwüre auswendig... Kennt Ihr die pathetisch-poetische Arie..."

Und damit erhub er sich, legte die Hand aufs Herz, riß den Mund sperrweit auf und improvisirte in melodischen Tönen:

„Ich ruf' Euch All' zu Zeugen, Ihr Satyre und Nymphen,
Ich ruf' Euch All' zu Zeugen, Ihr Göttinnen des Meeres,
Ich ruf' Euch All' zu Zeugen, Ihr Geister in den Sümpfen,
Ich ruf' Euch All' zu Zeugen....."

Die Thüre öffnete sich und die Prozession, bestehend aus Herrn Polype und seinen vier Kellnern, trat abermals in's Zimmer ein.

Nachdem sie die fünf Bowlen niedergesetzt, retirirten sie sich krebsweise und unter einer Unzahl von Kratz-

füßen gegen so gute Kunden. Durandin schob wieder den Riegel vor.

„In so ernsten Sachen, Roby,“ schalt Du Chesnel, „treibt man keine Kurzweil!“

„Hol' mich der Teufel,“ erwiederte Roby, „wenn die Oper ein kurzweilig Ding ist.“

„Schweig! Es handelt sich hier von unserer Zukunft. Stehen wir zum Schwure auf!....“

„Vergessen wir ja nicht das bengalische Feuer!“ rief der unverbesserliche Roby.

Er blies hurtig die Lichter aus und zündete den Punsch an, so daß die bläulich-gelbe Flamme des brennenden Spiritus die fünf Gesichter gespenstisch erleuchtete.

„Wie ergreifend, wie schauerlich erhaben!“

„Noch besser,“ bemerkte Roby, „wir könnten symmetrisch uns um den Tisch ordnen, drei auf jeder Seite, wie in der Oper... Wären wir nur sechs!“

„Wir sind sechs!“ rief eine sanfte, liebliche Stimme hinter ihm.

Alle fünf sahen sich erstaunt an und suchten die sechste Person.

Ja, sie waren plötzlich ihrer sechse. Zwischen Roby und Denisart, Leon du Chesnel gegenüber, stand ein Weib mit sammtner Maske vor dem Gesichte.

10.

Wo man die Fastnacht begräbt.

Die räthselhafte Erscheinung dieses Wesens versetzte die fünf Zechbrüder in ein Staunen, das fast an Schrecken gränzte.

Wie mochte die Maske in's Zimmer gekommen sein? Bekanntlich wird der Trunkene durch die kleinste Ueberraschung verdutzt und geräth in Bestürzung. So glotzten

denn die Fünf den neuen Ankömmling, der im gespenstischen Lichte der brennenden Spirituosen wie ein überirdisches Wesen erglänzte, mißtrauisch an. Denisart und Durandin, die ihm zunächst standen, waren erschreckt auf die Seite getreten.

Inzwischen streckte das Gespenst seinen runden, weißen Arm aus und zündete ein Licht nach dem andern an.

Keiner von den Fünfen erkannte Carmen unter ihrer Maske, aber Alle bewunderten die herrlichen Formen ihres Wuchses und die würdevolle Anmuth ihrer Bewegungen. Einem jungen, reizenden Weibe gegenüber, verloren sich die Nebelbilder des Schreckens bald genug, und stellte sich die alte Lust wieder ein. Roby ergriff die Hand der Unbekannten und führte sie galant an die Lippen. Denisart brachte seine Punschbowle in Sicherheit.

„Ah . . . . !“ seufzte Josepin aus tiefer Brust erleichtert auf. „Jetzt athm' ich wieder frei! Glaubt' ich doch Eins unserer Weiber vor mir zu sehen.“

Der blonde Schüler Aeskulaps log, denn er hatte schnurgerade an den † Gott sei bei uns † gedacht.

Nur Du Chesnel schien von der ätherischen Erscheinung nicht sonderlich erbaut.

„Schöne Maske,“ sagte er ziemlich unfreundlich, „Du hast Dich im Zimmer geirrt. Wir wollen die Laune des Zufalls, der wir Deinen Besuch verdanken, nicht mißbrauchen. . . . .“

„Der Zufall hat Nichts mit meiner Ankunft zu schaffen,“ erwiederte die Maske. „Ich erscheine auf Euern Wunsch als Sechster!“

„Schöner Fund!“ flüsterte Roby. „Gewiß eine vornehme Dame, die mit uns lustig sein will . . . Ich habe Nichts dawider! . . .“

„Kellner, ein Glas für die Dame!“ rief Durandin, dessen Zunge sich merklich verwickelte.

„So haben Sie unsere Unterredung angehört?“ fragte Du Chesnel, stirnrunzelnd.

„Von A. bis Z.!“ antwortete die Maske.

„Und was gedenken Sie zu thun?"

„Mich Ihnen anschließen."

„Wie ist das möglich?" kicherte Josepin.

„Warum nicht?"

„Weil wir mit Hülfe der Weiber steigen wollen," erwiederte Du Chesnel trocken, „und Sie eine Schürze tragen. . . ."

„Nichts weiter?" lächelte die Maske. „Nun gut, Sie wollen durch die Weiber emporkommen und ich durch die Männer."

„Bravo! Bravo!" kreischte Roby und applaudirte mit den Händen.

Obgleich Leon Du Chesnel sich bisher von Allen am Besten gehalten hatte, so schien es doch, als sei mit der unvermutheten Dazwischenkunft dieses räthselhaften Wesens die Schranke zwischen seiner Willenskraft und der Trunkenheit gefallen. Seine Augen umflorten sich und die Gedanken wirbelten durch einander. Er versuchte, sich durch Trinken zu kuriren; aber das machte das Uebel noch ärger.

„Donner Wetter!" fluchte er, hin und her taumelnd. „Sind wir nicht mehr Herr im eigenen Hause!"

Nachdem er sich mehreremal die Stirn gerieben, als Antidot wider die Schwarmgeister, die im Hirnkasten Besoffener ihr tolles Spiel treiben, setzte er selig lächelnd sich nieder. Durandin kämpfte wider den Schlaf an.

„Warum ist der Denisart doppelt?" lallte er. „Haben wir an Einem Denisart nicht genug?"

„Nicht Denisart ist doppelt!" antwortete Josepin. „Sein Glas ist's!"

„Halt, halt!" rief Du Chesnel, der verzweifelte Anstrengungen machte, den Faden seiner Gedanken wiederzufinden. „Unser Talisman, die Weiber! Donner Wetter, unser Talisman!"

„Wenn der Denisart doppelt ist," stotterte Durandin, „lach' ich zu Deinem Talisman!"

„Setz' Dich, schöne Maske," hub Du Chesnel von

Neuem an. „Trink, iß, sprich, schweig! Thue, wie daheim!“

Carmen blieb stehen. Mit gekreuzten Armen musterte sie langsam Einen der Fünf nach dem Andern. Man sah an den Augen, die durch die Oeffnungen der Maske ihre Feuerblicke schoßen, was in der Seele dieses Weibes vorging; man las in ihnen Etwas von der triumphirenden Freude dessen, der, unter einer schweren Last erliegend, unvermuthet eine Schulter findet, der er sie aufbürden kann, oder von dem stolzen Jubel des Eroberers, welcher die Schar der unterjochten Vasallen überzählt.

„Wir sind uns heut' Abend schon einmal begegnet,“ sagte sie, sich vorzüglich an Leon du Chesnel wendend. „Ich kenne Sie. Trugen Sie nicht eine Bärenhaut?“

„Aufzuwarten, Madame....“ Warum diese Frage?

„Müßiges Geschwätz:.... Und sicher gehörte Ihnen dieser hübsche kleine Dolch, der einer gewissen Austerhändlerin so wohl stand....“

„Ein ächter Bologneser, schöne Maske!.... Er trägt auf seinem goldenen Griffe mein Wappen und meinen Namenszug, neben dem Wappen und Namenszuge der Marchese Farnesi, der niedlichsten Närrin in den Staaten Sr. Heiligkeit....“

„Unser Freund Leon,“ fiel Roby mit ernster Stimme ein, „hat die Welt nach allen Richtungen durchstreift und überall zu den Füßen der Schönen geschmachtet, geseufzt.... Brünetten oder Blondinen, gleichviel!“

„Ich kann Ihnen versichern,“ sagte Carmen, „dieser Gedanke, Ihren Namenszug auf den Dolch graviren zu lassen, hat meinen vollen Beifall. Er ist trefflich, und soll sich Ihnen, hoff ich, als nützlich erweisen.... Aber Ihr vergesset das Trinken ganz, meine lustigen Gefährten! „rief sie mit plötzlich verändertem Ausdruck in Ton und Manieren.... „Ich will Euch Bescheid thun!.... Es lebe unser Talisman und die Schöne, die Euch

zur Höhe des Glückes erhebt!.... Der Gedanke ist groß und herrlich.... Dennoch fehlte ich Euch!"

„Werft Ihr den Tisch um," brummte Durandin, „werd' ich ärgerlich."

„Ja, Du fehltest uns, schöne Maske, 's ist meiner Seel wahr!" rief Roby.... „Gewiß singst Du die Diskantstimme zum Schwur.... Du kennst doch die Arie?...."

„Ja, den Schwur, den Schwur!" fiel Du Chesnel ein, auf seine fixe Idee zurückkommend.... „Ohne Beistand kann ich meine Herzogin nicht entführen."

„Ich will Dir helfen," sagte Carmen.

„Kennst Du sie denn?...."

„Vortrefflich."

„Hab ich doch ihren Namen nicht genannt...."

„Ich hab' ihn errathen."

Du Chesnel sah Carmen von Kopf bis Fuß mißtrauisch an.

„Ich hab' ihn errathen," wiederholte Carmen, „und billige Deinen Geschmack. Keine bessere Leiter zur lustigen Höhe des Ruhmes, als die Frau Herzogin von Maillepré-Compans...."

„Wer bist Du, räthselhaftes Wesen? Sprich, wer bist Du?" rief Leon du Chesnel.

„Niemand als die Frau Herzogin selbst, Meister Leon!" meinte Josepin.

„Aber gib Acht," fuhr Carmen fort: „die letzte Sprosse ist die gefährlichste, Du mußt springen, hoch springen!..."

„Ich will wissen, wer Du bist!" rief er und wollte ihr die Maske abreißen.

„Noch ein Weilchen Geduld!" erwiederte sie, ihn mit leichter Mühe zurückschleudernd.... „Erst sollst Du wissen, was ich kann und was ich will...." O Ihr Thoren, die Ihr mit fünf leeren Beuteln und im Rausche den Feldzug eröffnen wollt, ohne das feindliche Terrain recognoscirt zu haben!.... Du, Du Chesnel hast Deine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wäh-

rend Du nur den Zweck im Auge hattest und Dich Deinen Gefährten überlegen hieltest, wolltest Du ihre Trunkenheit benützen, um das zu erreichen, was Du allein nicht erreichen konntest, bedachtest aber nicht, daß die Trunkenheit vergesserisch ist und ihre Worte in den Wind säet.... Die vier lustigen Brüder da haben Dich verstanden, so gut sie Dich verstehen konnten, und in Deinem Talisman Nichts als einen erträglichen Fastnachtscherz gesehen.

„Alles falsch!“ rief Du Chesnel.... „Josepin! Roby! Denisart! Habt Ihr mich verstanden? Ja oder nein?“

„Ich verstehe Alles!“ antwortete Josepin.... „Hab ich nicht studirt?“ –

„Und daß ich ihn verstanden habe,“ entgegnete Roby, „beweist der Eidschwur, den ich sang....“

Denisard schwieg. Durandin blickte trunken um sich und lallte:

„Eben steht der Tisch still und gleich fängt die Decke an zu tanzen....“

„Sie da!“ rief Carmen, auf Durandin weisend.... „Was hättest Du morgen noch von Deinem Werk von heut Abend?“

Ehe Du Chesnel ihr antworten konnte, fuhr sie mit veränderter Stimme fort.

„Deine Idee ist mehr werth als ein solches Possenspiel. Aber Du weißt sie nicht zu benützen.... Willst Du sie mir verkaufen?“

„Was gibst Du dafür?“

„Ein Tête-à-tête mit der Frau Herzogin von Maillepré-Compans.“

„Topp!“ rief Leon.

„Jetzt haben wir's!“ jauchzte Josepin, „die Dame ist Thürschließerin im Hotel Maillepré!“

„Vielleicht!“ erwiederte Carmen.... „Wenigstens ist Dein heutiger Brief an den Herzog durch meine Hände gegangen, Doktor!.... und noch in dieser Stunde sollst Du erfahren, wie gefährlich es ist, wenn der Arzt sich

zum Spion hergibt .... Bis dahin suche mich zu verstehen! .... Also die Idee ist mein, Du Chesnel, ich habe sie gekauft...."

„Und Du bist im Stande, den verabredeten Preis zu zahlen?" fragte Du Chesnel hastig.

„Auf mein Wort! .... Jetzt, da sie mein ist, kann ich mit ihr machen, was ich will .... und ich bestimme sie zu einem Gemeingut für uns Sechs .... Dann aber ist von keinem willkürlichen, lächerlichen Vertrage die Rede, sondern von einem dauerhaften, unauflöslichen Bündniß .... So will ich."

„Entschuldigen Sie Madame, der König sagt: wir wollen."

„So will ich!" wiederholte Carmen nachdrücklich.... „Ihr sollt an mir eine thätige, zuverläßige Bundesgenossin haben, dafür sollt Ihr meine gehorsamen Werkzeuge sein .... Um meinetwillen diene ich Euch .... Gelehrter, Advokat, Industriellen, Oekonom, Diplomat, Jedem soll das gewünschte Loos zufallen, sobald er mir den Zehnten seines Einkommens verspricht...."

„Der Zehnte war unmoralisch, drum ist er abgeschafft!" brummte Denisart.

„Du sollst ihn haben, sobald ich für jede Visite zwei Louisdor fordern darf!" betheuerte Josepin.

„Recht schön!" bemerkte Du Chesnel in einem lichten Augenblicke. „Aber was willst Du für uns thun? .... Welch ein Ziel hast Du?"

„Mein Ziel ist .... Doch wer summirte meine Wünsche zusammen?"

Sie hielt ein, als besinne sie sich.... Das Feuer ihrer Augen erlosch. Sie blickte träumerisch gen Himmel.

„Mein Ziel!...." hub sie nach einer Pause flüsternd an, als rede sie mit sich selbst.... „Ich bin jung, zwanzig Jahre alt und schön .... Ich habe nie geliebt, mein Leib ist jungfräulich, meine Seele weiß Nichts vom Verlangen .... Doch sagt man, die Liebe habe ihre Freuden, die berauschen .... Diese Liebe ist mein Ziel.

Ja, ich will geliebt sein, wie nie ein Weib geliebt worden!.... Närrisch, leidenschaftlich, wahnsinnig geliebt.... andächtig, schwärmerisch geliebt.... Angebetet! Angebetet!...."

Es war, als zwinge sie die Trunkenen, ihre Trunkenheit zu vergessen. Ein feierliches Schweigen entstand, als die Fünf athemlos auf die Zaubertöne dieser Stimme lauschten, deren zitternde Akkorde wie in einen süßen Liebestraum zerfloßen.

Ihre ganze Stellung athmete den Geist ihrer Worte. Die Hände waren gefaltet, ihr Haupt beugte sich unter der Last eines wollüstigen Traumes. Aber plötzlich schien sie zu neuen Gefühlen zu erwachen. Sie richtete sich empor zu ihrer ganzen Größe, warf ihr Haupt stolz in die Höhe und schüttelte die reichen Locken nach hinten....

„Mein Ziel'" hub sie nochmals an.... „Ich fühle Muth und Kraft in mir.... Ich kann denken und handeln, wie ein Mann.... Mein Ziel ist Macht.... Auch die Macht soll ihre Freuden und ihre Trunkenheit haben.... Ich will steigen.... so hoch steigen, daß mir der Kopf schwindelt.... Ich will, daß vor meinem Willen jeder fremde Wille sich beuge und daß vor meinem Blicke Alles erzittere."

Carmen sprach diese Worte mit volltönender, fester, beinahe männlicher Stimme. Die Fünf wurden immer stiller und aufmerksamer. Ihre Trunkenheit schien gänzlich verflogen.

„So willst Du Mann und Weib zugleich sein?" fragte Du Chesnel.

„Geliebt wie ein Weib! Gefürchtet wie ein Mann!" rief Carmen im Tone glühendster Leidenschaft.

„Genug der Thorheiten!" fiel Leon ein', von seinem Sitze aufspringend.... „Reden wir endlich einmal vernünftig.... Du bist trunkener als wir, Schätzchen.... oder Du hast den Teufel im Leibe!"

„Nein," antwortete Carmen trocken.... „Aber ich bin reich und habe ein Geheimniß."

Dieß Eine Wort reich wirkte auf alle Fünf wie ein Zauber.

„Hört Ihr, sie ist reich!" flüsterte Roby.... „So muß sie uns Geld leihen. Ich wette, sie ist eine vornehme Dame."

Denisart kroch honigsüß lächelnd und unter Kratzfüßen hervor. Auch Du Chesnel konnte sich der magischen Kraft dieses Wörtchens nicht erwehren und zog plötzlich andere Saiten auf.

„Madame," sagte er, sie von unten auf ansehend und mit einer Höflichkeit in Wort und Benehmen, die gegen seine frühere Rücksichtslosigkeit seltsam abstach... „Sie wissen, welcher Art unsere pekuniären Umstände sind.... Leider ist der Unterschied allzugroß, und wenn Sie geruhten, uns Ihr holdes Antlitz zu zeigen...."

Statt den Satz zu beenden, verneigte er sich ehrerbietig. Er mochte sich erinnern, daß mit Gewalt hier Nichts anzufangen sei. Auch Carmen schien sich inzwischen eines Andern besonnen zu haben, denn sie erhob beide Hände, um die Maske hinten loszubinden.

Alle rißen die Augen auf und hielten den Athem an. Jeder erwartete eine außerordentliche Erscheinung, zum wenigsten eine Gräfin oder Fürstin. Niemand spannt bekanntlich seine Erwartungen höher, als ein Weinverbrannter!

Die Maske fiel....

„Carmen" riefen alle Fünf, schrecklich betrogen in ihren Hoffnungen.

Josepin wandte sich verächtlich um, Durandin zuckte höhnisch die Achseln, Denisart rannte mit seiner Punschbowle davon und Du Chesnel zertrümmerte wüthend sein Glas auf dem Boden und fluchte. Bloß Roby nahm die Sache von der scherzhaften Seite.

„Bravo bravissimo!" rief er mit Händen und Füßen applaudirend.... „Gut gespielt, Kleine! Kein übler Fastnachtscherz!"

„Seht nur die Straßendirne," rief Denisart, der Volksfreund, auf seinen Stuhl zurückkehrend....." die für zwei Sous auf dem Boulevard du Temple tanzt."

Carmen schwieg. Hoch, aufrecht und unbeweglich, wie eine Säule stand sie da, mit gekreuzten Armen. Das stolze Bewußtsein ihrer Kraft und ihres Muthes war auf der hohen, blassen Stirne geschrieben, ihr schöner ernst-heiterer Mund verzog sich dann und wann zu verächtlichem Lächeln. Sie ragte so hoch über die trunkenen Schwächlinge empor, daß man sie für ein überirdisches Wesen halten konnte, das sich durch Zufall in eine niedere Sphäre verirrte.

Ihr Blick fiel der Reihe nach auf Jeden der fünf Zechbrüder. Sie alle erfuhren den siegreichen Einfluß desselben. Das Wenige, was ihnen von Verstand und Willenskraft geblieben, schwand vor der überlegenen Macht dieses Geistes.

Du Chesnel sah zitternd nieder. Er allein wehrte sich gegen die räthselhafte Gewalt dieses Weibes; aber vergebens. Um so schmerzlicher empfand er seine Niederlage.

Nach einigen Sekunden tiefen Schweigens, verließ Carmen ihren Platz in der Mitte des Tisches und näherte sich dem Stuhle Denisart's.

„Steh auf!" gebot sie.

Denisart stand auf.

Carmen stieß den leeren Stuhl zurück und trat auf das äußerste Ende einer der Bohlen des Fußbodens. Diese Bohle, welche dem Sessel Denisart's zum Stützpunkte gedient hatte, bog sich leicht unter Carmens Fuß.

Ein Schauder überflog sie, das schnell einem Lächeln wich.

„Die Dirne, die für zwei Sous auf dem Boulevard du Temple tanzt," hub sie langsam an, „bin ich oder war ich.... Denn Ihr habt mich gestern zum letzten Male da gesehen. Morgen," fuhr sie unheimlich flüsternd nach kurzer Pause fort...., „vielleicht schon

morgen ist aus der armen Tänzerin eine stolze Herzogin geworden! Ja, von morgen an beginnt ein neues Leben!.... Ihr erwacht zur Nüchternheit, ich erwache zu Glück und Ruhm! Morgen seid Ihr meine Sklaven!"

„Deine Sklaven?" rief Du Chesnel erstaunt.

„Meine Sklaven!" widerholte Carmen nachdrücklich. „Und Du der erste und ergebenste von ihnen.... Nicht wahr, Ihr vermuthetet was Besseres als Carmen unter der Maske? Aber wer von Euch kennt mich? Wer wagt es, mich zu beurtheilen? Leon du Chesnel, Du hast mir eben die Idee des Bündnisses verkauft? Reut Dich der Handel schon jetzt?"

„Ich kannte den Käufer nicht," antwortete Du Chesnel „und nehme daher mein Wort zurück."

„Du hast Recht," sagte Carmen.... „Auch gilt mir Dein und Deiner Gefährten Wort Nichts.... Deßhalb verlangte ich ein festeres Band unter uns, ein unauflösliches, ein eisernes, ehernes...."

Mit jeder Silbe wurde ihre Stimme ausdrucksvoller, drohender.... Die Brauen zogen sich immer mehr in Falten, bis die Stirn, unlängst noch so rein und heiter, mit tiefen Runzeln sich furchte. Finstere Blicke schoßen unter den halb gesenkten Wimpern hervor, das Herz pochte, der Busen wogte und der Fuß stemmte sich gegen den Boden, daß die Planken krachten.

Die Trunkenheit der Fünf, wenn auch noch dieselbe, hatte ein anderes Aussehen gewonnen. Durandin schlief, Josepin war dem Schlafen nahe, Roby hatte die Füße auf dem Tische und trillerte ein Liedchen, die Decke anguckend. Nur Denisart und Du Chesnel folgten jeder Bewegung des Mädchens mit geheimer Unruhe.

Denisart ängstigte sich, er wußte selbst nicht warum. Du Chesnel, weniger trunken und daher empfänglicher für äußere Eindrücke, hatte die räthselhafte, fast zauberische Gewalt dieser Schönheit, die mit Schrecken erfüllte, von Anfang an empfunden. Der Blick, der jetzt

auf ihm ruhte, schnürte ihm das Herz zu und machte ihn erstarren.

Nach kurzer Besinnung hub sie in einfach erzählendem Tone an:

„Ein gewisser Jemand ist heute von Boston in Paris angelangt. Doktor Josepin (dieser fuhr auf und spitzte die Ohren) hat die Ankunft dieses Mannes gemeldet in einem Briefe, der heut Nachmittag drei Uhr geschrieben wurde. Ich erwähne diesen Umstand, weil er für die gerichtliche Untersuchung von Wichtigkeit ist.“

„Gerichtliche Untersuchung? Wie so?“ rief Josepin erstaunt.

Carmen legte zum Zeichen des Schweigens die Finger auf den Mund.

„Fünf Masken, erzählte sie weiter, sind heute Abend in ihrer Kalesche über die Boulevards gefahren, so daß um diese Stunde schon ihre Namen im schwarzen Buche der Polizei verzeichnet stehen. Dieselben fünf Masken sind dann im Keller zum Wilden Mann eingekehrt....“

Dieser Anfang schien mit den Ereignissen des Augenblickes nicht im Entferntesten zusammenhängen. Enthielten die Worte eine Drohung, war sie so dunkel und unbestimmt ausgesprochen, daß sie auf Trunkene ihre Wirkung verfehlen mußte. Dennoch scheuchte sie die Dämonen des Rausches wie auf einen Zauberschlag aus den Köpfen der jungen Leute. Roby hörte auf zu trillern und wurde nachdenklich, Josepin zitterte, Du Chesnel rückte unheimlich auf dem Sessel hin und her, Denisart liebäugelte mit der Thüre, um sich bei Zeit zu retiriren.

Nach einer zweiten Pause fuhr sie in demselben Tone fort:

„In diesem Keller haben die fünf trunkenen Masken mit dem Amerikaner Händel angefangen.... Sie haben ihn.... geschlagen.“

„Bah!“ rief Du Chesnel.... „Fastnachtpossen!“

„Sie haben ihn.... verwundet."

„Leicht!" murmelte Josepin .... „Wir wissen's."

„Sie haben ihn getödtet!" flüsterte Carmen kaum hörbar mit unheimlicher Stimme.

Alle bebten erschreckt zusammen.

„Du lügst!" stotterte Du Chesnel endlich.

„Du lügst!" wiederholten die Uebrigen.

Carmen trat gewaltsam auf den Boden und das Brett flog in die Höhe.

Ein schwarzes Loch wurde sichtbar. Begünstigt durch die tiefe Stille, drang laut und vernehmlich derselbe dumpfe, monotone Sang, der sich schon früher hören ließ, aus dem Dunkel hervor. Dazwischen tönten Hammerschläge die sich regelmäßig wiederholten.

„Schaut hier Euer Werk!" rief Carmen, sich mit dem Lichte über den Leichnam beugend.

Josepin stürzte auf's Knie, Denisart rannte der Thüre zu, aber Carmen stieß ihn zurück, daß er mitten in's Zimmer taumelte; Du Chesnel wurde todtenbleich.

„Weib, Weib!" rief er mit heiserer Stimme. „Du bist sein Mörder!"

Carmen kniete nieder und griff in die Brusttasche des Todten.

„Kennst Du diesen Dolch?" fragte sie in gleichgültigem Tone. „Er trägt das Wappen und den Namenszug einer gewissen Marchese, der niedlichsten Närrin in den Staaten Sr. Heiligkeit?...."

Du Chesnel preßte die Arme krampfhaft gegen die Brust. Seine Haare sträubten sich empor.

„Der Keller zum Wilden Mann," fuhr sie fort, „war dichtgedrängt. Mehr als Hundert sind Zeugen dieses Mordes gewesen...."

„Schone mich!" flehte Du Chesnel, neben Josepin vor Carmen niederkniend.

Einer nach dem Andern fiel ihr zu Füßen.

Alle Fünf hielten sich des Mordes schuldig. Alle Fünf lagen leichenblaß auf ihren Knien vor einem Weibe,

das sie eben noch auf's Wegwerfendste behandelt hatten. Alle Fünf waren geistig wie vernichtet.

Inmitten dieser trunkenen Feiglinge stand sie da wie eine Göttin, schön, stolz, majestätisch! Die Größe des Siegers zeigte die Winzigkeit der Besiegten in um so grellerem Lichte.

„Mitleid!“ flehte Du Chesnel. „Wir sind in Deinen Händen!“

„Welchen Eid Du auch verlangst, wir schwören ihn!“ rief Josepin.

„Dieser Mann,“ sagte Carmen, auf den Leichnam weisend, „hieß James Western.... Ihr habt ihn getödtet am Fastnachtabend des Jahres 1826.... Ich brauche keinen Eid. Dieser Name und diese Thatsache genügen. Sehet da das eiserne Band zwischen uns!.... Wehe, wehe dem, der es zu zerreißen sucht!!....“ –

In demselben Augenblicke hörten Gesang und Hammerschläge auf. Noch hatte Carmen ihre Hand nicht eingezogen, als der Boden des Loches zusammenkrachte. Man sah, wie der Leichnam sich allmälig niederbog und dann verschwand. Es blieb Nichts als eine leere schwarze Oeffnung.

Entsetzt flogen die Zechbrüder zurück und verbargen ihr Gesicht in beiden Händen.

Leblos, wie eine Bildsäule, stand Carmen da, nur die Wimpern zitterten und die Wangen überzogen sich mit Todtenbläße.

Plötzlich bebte sie zusammen, denn sie vernahm von unten denselben widrigen Gutturallaut, der sie früher geänstigt hatte, als sie die Spuren ihres Verbrechens dem Auge der Menschen zu entziehen suchte.

Erstes Buch.

Die große Oper.

1.

Das Marais.

Die Provinzialen und viele Pariser rümpfen vornehm die Nase, sobald das Marais genannt wird. Armes Quartier, wie viel fade Spöttereien hast du hören müssen, weil du Portiers, Münz- und Leihhaus-Beamte, Krämer, Rentiers, ehemalige Weinhändler u. s. w., mit einem Worte, die sogenannten Epiciers oder Kleinstädter in deinem Schooße beherbergst.

Vaudevillisten und Romanschreiber greifen seit dreißig Jahren mit den Waffen ihres sehr prekären Witzes die ehrliche Bevölkerung dieses Quartiers an. In drei oder vier Dutzend abgedroschenen Redensarten, die unermüdlich abgeleiert und stets als neu aufgewärmt werden, besteht der ganze Vorrath ihrer Ironie. Namentlich zeichnet sich jenes unerschrockene Bataillon von Federhelden aus, deren spezielle Aufgabe der Volksroman ist; sogenannt, weil er auf unverschämte Weise das Volk verhöhnt und ihm sein eigenes Kauderwelsch aufdrängen will. Diese flotte Schar fällt unerbittlich über das Marais her, zerreißt es Stück für Stück, zum lauten Jubel der Grisetten aus den übrigen Stadttheilen und staffirt es so wohl aus, daß kein Citadinenkutscher in die Straße Saint-Louis einfährt, ohne sich und seine Mähren mit der stupiden Bevölkerung, die ihn umgibt, stolz zu messen.

Armes edles Marais! Der eleganten Chaussee-d'Antin bringt man dich zum Opfer!...

Diese Sudler haben Nichts von dir gesehen, als deine altergrauen, ehrwürdigen Mauern und deine grasbewachsenen, öden Straßen. Deine feierliche Stille hat sie angewidert, denn sie wollen unaufhörlich unterhalten und zerstreut sein. Ihre erschlaffte Phantasie bedarf künstlicher Reizmittel, des lauten Getöses, der wogenden Menge, der plappernden Gamins, der wispernden Dirnen, des Gases, der Asphalt-Trottoirs, der Cigarren und jener blendend weißen, modisch herausgeputzten Häuser, wo der kleinliche Luxus ihrer neugebackenen Magnifizenzen sein Flitterwesen treibt.

Ja, Ihr habt Recht, die Tabagien in der Nähe der Oper haben mehr Licht und Krystall, als die Trinkstuben der Straßen Saint-Antoine. Das Café de Paris sucht vergebens seines Gleichen jenseits des Tempels und die Magazine der Straße Mont-blanc gewähren einen stattlichern Anblick als die Boutiquen auf den Seine-Quais. Aber abgesehen von diesen Dingelchen, die wir Euch gerne schenken, wem bleibt der Vorzug? Wollt Ihr Saint-Merry oder Saint-Paul mit jener Schachtel aus illuminirtem Stuk, jenem Firlefanz ächt bürgerlichen Geschmacks vergleichen, das unter dem Namen Notre-Dame-de-Lorette den Loretten des Faubourg Montmartre zum Rendez-vous dient? Oder wollt Ihr anders als im Scherze eine Parallele ziehen zwischen den niedlichsten, d. h. den wenigst lächerlichen Würfelchen aus guillochirten Bruchsteinen, in der Nähe des Boulevards-de-Gand und zwischen dem grandiosen Palaste des jüngern Zweiges der Rohans?....

Es handelt sich hier nicht von politischen und sozialen Ideen, sondern einfach von Fragen des feinen Geschmacks und des Kunstsinnes. Uebrigens sind beide Quartiere, das Marais und die Chaussee-d'Antin, gleich aristokratisch, jedes auf seine Weise. Das eine hat seine mehr als hundertjährigen Adelstitel erobert, das andere hat volle Beutel, die seinigen zu kaufen, und, so gut es eben geht, einige Flicken aus dem Mantel der altadeligen

vornehmen Herren auf seine neumodischen Livreen zu sticken.

Beide haben ihre Patrone, auf die sie stolz sind. Die Chaussee-d'Antin findet die seinigen im Almanach du Commerce; das Marais findet sie auf den Wappenschilden über den Thorgiebeln der Paläste Bourbon, Lothringen, Rohan, Bethune, Albret, La Force, Bretagne, Lesdiguieres u. s. w.

Beide haben ihre Monumente .... Aber wer, frag' ich, hat die nichtssagenden Häuser des Quartiers Saint-George gebaut? Wir wissen es nicht. Doch wissen wir, daß nur ein Genie, wie Philibert de Lorme, dieß reizende Hotel Carnavalet der Straße Culture-Saint-Catherine bauen konnte, dessen Façade Jean Goujon mit einigen seiner wunderbaren Karyatyden verschönte; Philibert de Lorme, der Bildner des berühmten Portals von Saint-Gervais, das sicherlich in Nichts dem Bastardportal in der Straße Chauchat gleicht.

Ja, wir tragen kein Bedenken — selbst auf die Gefahr, als Epicier des Marais verschrien zu werden — dem Hotel Soubise vor dem Hotel Laffitte, und dem Hotel Angouleme vor dem Hotel Rothschild den Vorzug zu geben. Vignoles, Jacques Desbrosses, Jules Hardouin scheinen uns den Herren So und So nicht nachzustehen, mögt Ihr auch unsern Geschmack bemitleiden.

Oft weilen unsere Blicke mit innigem Wohlgefallen auf der schönen Einfassung der Place-Royal, namentlich auf dem edlen, kunstreichen Palais, das, ungeachtet der Hof es nicht mehr besucht, doch nicht ganz des königlichen Schmucks entbehrt, seit ein Dichter sein Louvre daraus gemacht hat.

Wohin wir von diesem Mittelpunkte aus unsere Schritte lenken, überall stoßen wir auf Kunstwerke. Hier die Wohnung Sully's; etwas weiter, hinter dem Arsenal, das Hotel Lambert, die Schöpfung Levau's, das der Verfasser der „Pariser Mysterien“ zum Schauplatz eines hübschen Romans gemacht hat; auf einer andern Seite,

mehrere Bauten der beiden Mansard, das Hotel Humieres und jenes kleine Palais, das Mansard, der Neffe, für sich selbst in der Straße des Tournelles erbaute.

Und so viele andere, deren Namen allein ganze Seiten füllen würden.

Später trugen Bernini, de Wailly, Peyronnet, Rousseau ihren Stein zum Gebäude bei. Man kann sagen, alle unsere Architekten haben Hand an's Werk gelegt, um dieß ungeheure historische Monument, das Marais heißt, und an dessen vielhundertjährigem Ruhme all die albernen, faden Witzeleien und Spötteleien einer krassen Unwissenheit ohnmächtig abgleiten, zur Bewunderung der Nachwelt aufzuführen.

Und die Maler! Wenn in fünfzig Jahren die Namen der Künstler, die handwerksmäßig die Salons der Finanzwelt verschönern helfen, längst vergessen sind, dann werden Rosso und Primatice, Jakob Jordaens, van Huysum, van Speandonckt, Robert, Oudry, Nanteuil u. s. w., die schon vor Jahrhunderten die Galerien und Säle der Paläste mit ihren Werken schmückten, nach wie vor mit Ruhm genannt werden.

Simon Vouet hat dieß Gemäuer dekorirt, diese Portraits sind von Rigaud, diese Schlachtstücke hat Vandermeulen gezeichnet, diese Plafonds gehören Mignard le Romain, Lebrun, Lesueur an; Lesueur, unserem großen Pariser Maler, der niemals Rom gesehen und alle seine künstlerischen Inspirationen dem Himmel des Vaterlandes verdankte! Ein einziges Haus der Insel Saint-Louis, dieses gleich wegwerfend behandelten Anhängsels des Marais, das Hotel Pimodan, dessen Geschichte wir demnächst aus einer der eleganten Welt wohlbekannten Feder zu erwarten haben, birgt fast eben so viel Werke Lesueurs, als das Louvre.

Und die Bildhauer! Wie oft mögt Ihr schon die Achseln gezuckt haben über die zirkelrunden Gypsscheiben an den Façaden moderner Häuser, woraus Euch ein wohlgekämmtes Engelsköpfchen entgegenlacht! Laßt Euch

einmal herab, Ihr glücklichen Bürger des Quartiers Saint-Lazare, und verliert Euch bis in jene dunklen Regionen in der Nähe der alten Bastille. Statt Eurer magern Medaillons findet Ihr dort Balkone in großartigem Style, die von den Sklavengestalten eines Germain Pilon getragen werden, Wappenschilde, an denen der Meißel eines Anguier sich versuchte, Karyatiden eines Goujon und Milon. In den Gärten seht Ihr, mitten auf grünen Rasenplätzen und auf mosbewachsenem, verwittertem Piedestal, hier eine Statue von Puget, dort eine Gruppe des ältern Coustou, oder attische Vasen, deren schlanke Formen die Meisterhand eines Michel Boudin aus Marmor arbeitete.....

Dieß Alles ist alt! Leider, aber was besagt dieser Vorwurf anders, als daß es Euch mißfällt, von gestern zu sein!

Wir kennen ja Eure zärtliche Vorliebe für das Alte! Woher sonst die hohen Spitzfenster an manchen Eurer als gothische Kathedrälchen herausstaffirter neumodischer Häuser? Woher sonst diese närrische Vermählung des Alten und Modernen zur Zwittergestalt des Renaissancestils? Habt Ihr es doch nicht ungern, wenn man Euch dann und wann zu Herzögen macht, und ich wette, daß Eure Säle mit den massenhaften Sesseln à la Pompadour meublirt sind!

Am Marais geht eine lange Reihe von Jahrhunderten vorüber. Es ist aus dem Alter Marot's, aber auch aus dem Voltaire's. Ihr findet Watteau und Boucher neben dem alten Clouet; Coysevor, Coustou junior und Girardon neben Jean Goujon.

So bleibt denn noch die Landschaft. Ihr seid stolz auf Euren Montmartre, den geliebten Hügel, die fruchtbare Mutter jenes Gypses, der Euch die Stelle des Granites, Marmors und Porphyrs vertritt. Vom Montmartre seht Ihr mit Hülfe von Gläsern, Paris, ganz Paris. Sehr schmeichelhaft! Aber erlaubt, daß ich Euch in eine jener engen Straße von jahrhundertaltem Tauf-

namen führe, die aus der Straße Saint-Antoine, zwischen der Mailbahn Heinrichs des Vierten und der Marienbrücke an die Seine geleiten. Wir stehen auf dem Quai Saint-Paul. Welch eine Aussicht eröffnet sich uns, weit, wechselreich, zauberisch! Zu unserer Linken spiegelt sich im Strome das Arsenal, das königliche Werk, wo Sully mit dem Gelde Frankreichs Haus hielt; eine Sache, die gänzlich aus der Mode gekommen ist. Die Nebengebäude lehnen sich an das alte Cölestinerkloster, zum sprechenden Bilde von dem Leben jener Zeit, wo der Soldat Arm in Arm mit dem Priester ging. Uns gegenüber, jenseits der Insel Louviers, erheben sich terrassenförmig die dunkelgrünen Massen des botanischen Gartens, auf zwei Seiten von den christlichen Mauern zweier Hospitäler eingefaßt. Ein glücklicher Zufall will, daß die dichtgedrängten Häuser der Insel Saint-Louis uns die Baracken der Halle aux Vins verbergen und unsere Blicke auf die zierliche Kuppel des Val-de-Grâce lenken, dessen Kreuz in weite Ferne glänzt und den kreuzlosen Dom des Pantheon beschämt. Gen Abend thürmt sich ein riesiges Bauwerk auf, gleichsam der Schnabel des großen Schiffes der Cité. 'Sist Notre-Dame mit ihrem Wald von Strebepfeilern, über welchen die Doppelthürme, der Stolz des alten Paris, sich in die Lüfte emporschwingen. Noch weiter erblickt das Auge das Profil des Hotel de Ville, die Spitzdächer des Palais de Justice und die unabsehbare Reihe der Quais bis hinunter zu den Tuilerien.....

Ihr habt bequeme Trottoirs, elegante Glasgalerien und Gas im Ueberflusse. Gott segne Euch diesen Genuß! Nur verschont den Greis, der von den Tagen seiner alten Herrlichkeit träumt, mit Euern eckeln Witzeleien. Er war so schön in seiner Jugend! Auch Ihr seid schön und elegant, aber in der Weise der Modepuppen und den Modejournalen, welche dem Schneidergenie Ehre machen. So hört denn auf, das zu belächeln, was durch sein Alter groß und erhaben dasteht.

Unsere Geschichte knüpft sich an eines jener gewaltigen Hotels im Marais, die Zeitgenossen der Ligue sind, wo nicht gar älter noch. Die Façade dieses zweistöckigen Hotels mit steilem, hohem Dache ging auf die Straße Culture-Sainte-Catharine, von der sie durch einen geschlossenen Hof getrennt war. Der rechte Flügel bildete einen Theil der Straße des Francs-Bourgeois; der linke, welcher ehedem zu Remisen und Stallungen diente, lehnte sich an die Häuser, die auf dem Bauplatze des alten Klosters der Blauen Brüder stehen. Der hinter dem Hauptgebäude befindliche Garten ging bis an die Rückseite der Straße Payenne.

Es war ein Palast von finsterm, stolzem Aussehen. Eine achtstuffige Treppe führte an das hohe Portal, wodurch man in eine geräumige, mit weißen und violetten Marmorplatten schachbrettartig gepflasterte Vorhalle eintrat. Diese, nebst der mit Statuen und künstlich verschlungenen Eisengeländern reich geschmückten Treppe, wurde von oben durch einen Glaskasten erhellt. Auf jeder Stufe prangte eine schlankgeformte Vase, deren Blumen einst den Weg in die prächtigen Festsäle mit ihrem Dufte erfüllten. Jetzt sah man weder Blumen in den Vasen mehr, noch Gäste, die tanzlustig die platten Stiegen hinaufeilten. Zu beiden Seiten der geräumigen Absätze erblickte man hohe, reich verzierte Thüren mit Doppelflügeln, aber die goldgetrefften Lakaien von ehemals fehlten, sowohl hier, wie vor dem Portal des Vestibüls.

Alles war schweigsam, verlassen, todt. Das Gras wuchs auf dem Hofe; die Fensterläden öffneten sich nie.

Und draußen, wie inwendig: nirgends ein Zeichen von Leben. Ueber dem ewig verschlossen gehaltenen Thore sah man ein großes halb zertrümmertes Wappen in Stein. Kaum, daß der erfahrene Heraldiker aus den dürftigen Ueberresten, die der unbarmherzige Hammer von 1793 verschonte, das Wappen einer erlauchten Familie erkennt, deren Schild jetzt an einer der Säulen

im Sale der Kreuzzüge hängt, während der Laie diese Embleme unbeachtet läßt und höchstens anhält, um die ritterliche Devise in gothischen Buchstaben zu entziffern, die lautet: Gott schütz' Haus Maillepré!

Es war das Hotel Maillepré, das ältere und vornehmste Hotel dieses Namens; denn unter Ludwig dem Fünfzehnten hatte Raoul, Herzog von Maillepré, im Faubourg Saint-Honoré eine neue Wohnung aufführen lassen. Eigenthümer dieses Hotels, wie aller Güter und Besitzungen des ältern Zweiges dieser Familie, war der Herzog von Compans-Maillepré, Pair von Frankreich und Grand von Spanien erster Classe.

Bei weitem der größte Theil des ungeheuern Gebäudes stand leer. Ein einziger Miethsmann, ein Fremder, vermuthlich Engländer von Geburt, bewohnte mit zwei Dienern und einem alten Herrn, den man für seinen Vater hielt, das Hauptgebäude.

Diese vier Personen führten ein äußerst zurückgezogenes Leben. Den Greis sah man nie; selten nur erging er sich in den schattigen Partien des Gartens. Die beiden Diener, Leute von gesetztem Alter und gutem Aussehen, kamen mit dem Schloßwart bloß, wenn es sein mußte, in Berührung. Sie waren die Kälte und Schweigsamkeit selbst. Herr Williams endlich, so hieß der Fremde, ging zwar dann und wann aus, empfing aber Niemand bei sich.

Von Zeit zu Zeit wollten die Nachbarn hinter den stets verschlossenen Läden der hohen Fenster ein bald klägliches, bald wüthendes Geheul hören; doch ehe sie genau darauf achten konnten, war es schon wieder still geworden. Zugleich raunte man sich ins Ohr, Herr Williams habe mit dem Geschäftsführer des Herzogs von Compans-Maillepré die Verabredung getroffen, daß der Miethcontract null und nichtig werde, sobald ein Anderer mit ihm das Hauptgebäude theile, obgleich er nur unendlich Wenig davon bewohnte.

Offenbar steckte ein Geheimniß dahinter, dessen

Beschaffenheit die guten, aber etwas neugierigen Leute aus der Nachbarschaft vergebens zu errathen suchten, weil selbst die in einem Winkel des Hofes befindliche Loge des Schloßwarts sich nie öffnete und das Aeußere dieses Mannes nicht eben zu traulichem Geplauder einlud. Er war ein Fünfziger, von herkulischem Wuchse, dessen lange graue Haare über ein bretanisches Bauernwamms hinabfielen. Aus dem festen, aber düstern Blicke und den scharf gezeichneten Gesichtszügen hätte ein Physiognomiker auf Herzensgüte geschlossen, während die Kleinstädter der Umgegend die eben angegebenen Merkmale anders deuteten, und durch die dicken schwarzen Augenbrauen und das wilde, struppige Haar von ihm abgeschreckt wurden.

Den ganzen langen Tag und selbst einen Theil der Nacht saß er in der Loge allein und trieb sein Drahtzieherhandwerk.

Jeden Morgen und Abend, den Gott werden ließ, entfernte sich Jean-Marie Biot — so hieß unser Schloßwart — auf eine Stunde. Inzwischen versah ein Anderer, ein Auvergnat, gegen Vergütung, den Dienst für ihn.

Man kann sich leicht denken, daß dieser Stellvertreter die Zielscheibe aller Neugierigen im ganzen Quartier war. Aber abgesehen von der sprüchwörtlichen Verschwiegenheit der ehrlichen Auvergnaten, gegen die wir einige bescheidene Zweifel hegen, mochte der Sohn der Berge seine besondere Gründe haben, die ihm Stillschweigen geboten.

Alles, was er sagen konnte oder wollte, war, daß Jean-Marie Biot jeden Morgen pünktlich um dieselbe Stunde seine Loge verlasse und sich unausgesetzt an denselben Ort begebe, nämlich in den rechten Flügel des Hotels, der an Dritte vermiethet werden durfte, weil er in dem zwischen Herrn Williams und dem Geschäftsführer des Herzogs geschlossenen Miethcontract nicht mit begriffen war.

Es mochte ungefähr ein Jahr her sein, daß mit hereinbrechender Nacht vor dem Wagenthore des Hotels ein altmodischer Fiacre anhielt. In diesem Fiacre saßen eine hochbejahrte Dame, die von Biot in den rechten Schloßflügel getragen wurde, ein junges, zweiundzwanzigjähriges, schönes, aber blasses Fräulein, ein Jüngling von wunderbar edler Gesichtsbildung, doch tief bekümmertem, leidendem Aussehen, und ein sechszehnjähriges Mädchen von engelgleicher Schönheit, dessen anmuthiges Lächeln gegen die schmerzensreichen Züge der beiden andern jungen Leute seltsam abstach und das unheimliche Dunkel, das über diese schweigsame Ankunft ausgebreitet lag, feenhaft zu erhellen schien.

Seit jener Nacht hatte weder die Greisin, noch die ältere der beiden jungen Damen sich blicken lassen. Keiner wußte, ob sie das Hotel nächtlich wieder verlassen hatten oder ob sie noch dort waren.

Die jüngste der beiden Schwestern und der schöne Jüngling gingen jeden Morgen in aller Frühe aus und kehrten Abends spät zurück. Beide waren sehr ärmlich gekleidet; letzterer trug den blauen Kittel der Handwerker oder Tagelöhner, erstere zeigte sich in der dürftigen Tracht der Mädchen aus der untersten Volksklasse, die mit ihrem Körper kein Gewerbe treiben.

Biot allein kannte den Namen dieser Familie. Zu ihr begab er sich, so oft er seine Loge verließ.

Die Beschaffenheit seines Verkehrs mit diesen armen Leuten, so wie das Leben des reichen Engländers, war in einen tiefen Schleier gehüllt, den die Neugierde des Publikums vergebens zu lüften suchte.....

Das ungeheure Gebäude schien wie ausgestorben. Kein Blick, kein Hauch drang belebend und erwärmend in dieß unheimliche Schweigen und die frostige Kälte der gewaltigen Mauern. Eisig überlief es Jeden, der an dieser Wohnung des Todes vorbeiging.

Was mochte dieß bedeuten?

2.

Die Ahnfrau.

Es war an einem Novembertage des Jahres 1833 gegen fünf Uhr Abends, daß der schwere Hammer an dem gewaltigen Thore des Hotels Maillepré donnernd auf seine metallenen Grundlage niederfiel. Gleich darauf knarrten die rostigen Angeln der riesigen Pforte und herein trat der Jüngling aus dem rechten Schloßflügel, von seiner Schwester gefolgt, Beide zur gewohnten Stunde heimkehrend.

Als sie die Schwelle hinter sich hatten, gaben sich Beide die Hand und gingen auf die Loge des Wardeins zu, woran der junge Mann leise anklopfte. Sie waren, wie dem Leser bereits bekannt, mehr als bescheiden, fast dürftig gekleidet: der Bruder trug einen groben blauen Kittel mit lederner Gurt um die Hüften und eine Tuchkappe; die Schwester ein leichtes Indiennekleid, darüber einen kurzen wollenen Shawl und eine Musselinhaube. Wer sie in diesem Aufzuge sah, mußte sie für einen Arbeiter und eine Grisette halten.

Durch die Glasscheiben der Loge gewahrte man Jean-Marie Biot, der, auf einer niedern Fußbank sitzend, mit den groben Eisendrähten so leicht umging, als wären es Seidenfäden und daraus seine Gitter flocht.

Auf dieß Zeichen des neuen Ankömmlings legte Jean-Marie seine Arbeit bei Seite und nahm ehrerbietigst seine wollne Mütze ab:

„Nur zu, Herr Marquis!" rief er.

Aber ohne auf diese Antwort zu warten, hatten Bruder und Schwester Hand in Hand die geräumige Vorhalle durchschritten und befanden sich schon auf der marmornen Stiege, die in den rechten Schloßflügel hinaufführte.

Biot verließ seine Loge, einen Korb unterm Arm

und steckte den Kopf durch das halbgeöffnete Wagenthor. Auf einen Pfiff von ihm, raffte sich ein Mann in schwarz sammtenem Wammes von der Schwelle der benachbarten Weinkneipe auf und eilte herbei.

Gleich darauf erknarrten die Angeln nochmals und schloß sich die Pforte dröhnend. Während der Eckensteher schweigend von der Loge Besitz nahm, stieg Biot die Treppe des rechten Flügels hinan.

In dem einzigen Stock dieses Flügels, gleich links von der Treppe, befand sich eine kleine Wohnung, aus drei Zimmern bestehend, deren erste kein anderes Mobiliar aufzuweisen hatte als einen Strohstuhl und ein hölzernes Bettgestell. Das zweite war fast ebenso ärmlich, aber ungemein sauber und nett; es enthielt ein kleines Bett mit schneeweißen Vorhängen, einen blank gebohnten hölzernen Arbeitstisch, einige Stühle, einen Spiegel und ein Cruzifix. In ersterem wohnte der Bruder, in letzterem die Schwester.

Dicht vor der Schwelle, welche die beiden Gemächer trennte, schieden sie von einander; der Jüngling küßte die Stirn der Schwester, dann warfen sich beide freundlich lächelnd ein Kußhändchen zu.

Kaum hatte die Thüre sich zwischen ihnen geschlossen, so blieben sie wie festgebannt auf ihrem Platz stehen, in tiefes Nachdenken versunken. Urplötzlich war der Ausdruck ihrer Züge ein anderer geworden; der Bruder ließ entmuthigt das Haupt hängen; das junge Mädchen vergaß ihr Lächeln und eine Thräne zitterte an den langen Wimpern ihrer blauen Augen.

„Armer Gaston! ....“ flüsterte sie.

„Arme Sancta! ....“ seufzte der Jüngling, der keine Thränen finden konnte, die Fieberglut seiner hohlen Augen zu löschen.

Gleich darauf ließen schwere Tritte auf der Stiege sich hören. Gaston öffnete die Thüre und Biot trat herein. Er setzte den Korb auf einen Stuhl und sah den jungen Herrn, der todtenbleich dastand und mit halb-

geöffnetem Munde mühsam Athem holte, unruhig aber freundlich an.

„Recht guten Abend, gnädiger Herr!" sagte der Bauer, seinen stummen Schmerz unter einem Lächeln zu verbergen suchend.... „Es scheint, es geht besser?"

„Dank Dir, mein braver Freund," antwortete der Jüngling.... „Ich athme leichter."

„Gott sei dank, Herr Marquis! 'S wird mit der Zeit immer besser werden!"

Gaston schüttelte langsam mit dem Haupte, ohne ein Wort zu erwiedern, während Biot einen tiefen Seufzer unterdrückte.

„'S ist keine Hoffnung, Herr Marquis," hub letzterer nach einer Pause an, eine weiß-grüne Livree, deren Aufschläge mit Anemonen und silberfarbigen Hämmerchen (eine Anspielung auf den Namen Maillepré, Hammerwiese; ähnlich das Wappenschild) gestickt waren, aus einem Wandschranke hervorholend.

„Nein, 's ist keine Hoffnung!" fuhr der Bauer-Schloßwardein fort, gemächlich die Livree anziehend.... „Ich bin heute Abend eine ganze Stunde ausgewesen, um in der Straße Vernenil in unserem alten Logis zu fragen, ob...."

Plötzlich brach er ab, denn er hatte Mühe, die Hand durch die untere Aermelöffnung zu bringen, während Gaston der gleichfalls seinen Anzug wechselte und den ärmlichen Kittel mit einer neuen Kleidung von schönem schwarzem Tuche vertauschte, anhielt, um besser hören zu können, und den treuen Diener fragend ansah.

Die Blicke des Bretonen fielen von dem edlen Gesichte des Jünglings auf den ärmlichen Kittel, der jetzt an der Wand hing.

„Wenn das nicht ins Herz schneidet!" knirschte er. „Dieser elende Wisch aus Leinwand auf solchen Schultern wie die Ihrigen, Herr Marquis!...."

„Was wolltest Du sagen?" entgegnete Gaston unruhig, der letzten Aeußerung des Bauren ausweichend.

„Verzeihung, gnädiger Herr, ich vergaß mich .... Leider weiß ich Ihnen nicht viel Tröstliches zu melden .... Ich war heut Abend in der Straße Verneuil, mich zu erkundigen .... Aber ich glaube gar, der Teufel ist im Spiel. Richtig ist derselbe Unbekannte, der von Wohnung zu Wohnung ihnen nachläuft, wieder da gewesen! ...."

„Wann denn?"

„Vor ungefähr drei Wochen .... Auch dießmal gerieth er außer sich, als er Sie nicht fand .... Er fragte nach Ihrer Adresse, aber die guten Leute in der Straße Verneuil wußten sie nicht."

„Ich gab mein Wort darauf, sie dürfen sie nicht wissen!" erwiederte Gaston.

„'S ist wahr.... Doch bedenken Sie, gnädiger Herr, der Fremde kommt jetzt schon dreimal vergebens.,.. Wer weiß, wer weiß!.... Ganze acht Jahre warten Ihre Gnaden auf eine Person...."

„Die nie mehr kommt!" fiel der Jüngling in ruhig kaltem Tone der Hoffnungslosigkeit ein.... „Wer acht Jahre auf sich warten läßt, ist entweder todt, oder will nicht kommen."

„Aber wenn er's wäre, gnädiger Herr! Es sind jetzt an die drei Jahre, daß in der Straße Valois sich einer nach dem seligen Herrn Marquis, den Gott segnet, erkundigte.... Sollte man doch glauben, es gebe wen, der Sie unermüdlich aufsuche."

„Du hast Recht, es gibt Einen, der uns unermüdlich aufsucht," wiederholte der Jüngling mit wuthfunkelnden Augen, „und beim lebendigen Gott! er soll mich finden, ehe ich sterbe! Aber das ist keine befreundete Seele, guter Biot, kein Retter! .... Sonst hat Niemand nach uns gefragt?" hub er nach einer Pause mit leicht zitternder Stimme an.

„Niemand!" flüsterte Biot, die Augen niederschlagend. „Ach, sie war so lieb, so gut früher.... Wie sollte sie ihre Lieben vergessen können?"

„Gott sei mit ihr!“ seufzte Gaston und senkte das Haupt auf die Brust . . . .
. . . .

Inzwischen waren Beide, Herr und Knecht mit dem Anziehen fertig geworden. Biot steckte in der weißgrünen Livree des Hauses Maillepré, Gaston hatte sich von Kopf bis Fuß umgewandelt. Er trug jetzt schwarze Beinkleider und einen ditto Frack von modisch-elegantem Schnitte, nebst weißer Cravatte und seidenen Strümpfen

Man konnte sich kaum eine edlere, würdevollere Haltung denken, als die seine und diesem neuen Anzuge. Mit dem Arbeiterkittel hatte er die ganze Armseligkeit wie früher abgestreift. Nur das Antlitz bewahrte nach wie vor sein leidendes Aussehen, die bleichen abgemagerten Wangen erschienen durch das Schwarz seiner Kleider noch kränker und bläßer, in den großen schwärmerischen, der muntern Jugendlust erstorbenen Augen zehrte das langsame Feuer eines chronischen Fiebers.

Dennoch war Gaston schön. Die wunderbare Mischung von Stolz und Sanftmuth gab seinen regelmäßigen, Zügen einen unendlichen Reiz. Auf der hohen regelmäßigen gewölbten Stirn mit ihren beweglichen, fast durchsichtigen Schläfen lag viel Verstand und ebenso viel Herzensgüte, aber auch ein finsteres Gewölk, das langes Leiden und geheimer Kummer aufgehäuft hatte, obwohl Nichts von Runzeln zu sehen war. Eine schmerzenreiche Vergangenheit stand darauf geschrieben, kein Wort von Glück, Jugendübermuth und Hoffnung!

Uebrigens verrieth Gaston seine Schwäche bloß durch das leidende Aussehen seiner Züge und durch die leicht eingedrückte Brust. Sonst war er ebenso kräftig als schlank gewachsen; das schöne Ebenmaß seiner vollen, jugendlich gelenkigen Glieder wurde durch Nichts gestört.

Sobald er mit seiner Toilette fertig war, klopfte er leise an die Thüre seiner Schwester.

Gleich darauf trat Sancta ins Zimmer, stralend in Anmuth und Schönheit.

Auch sie war von Kopf bis zu Fuß umgewandelt. Keine Haube verhüllte neidisch den reichen Schmuck ihrer glänzend blonden Locken, noch befleckte ein grobes Tuch die Schneeweiße ihres jungfräulichen Busens, dessen liebliche Formen durch den Spitzenschleier neckisch durchschienen. Statt der ärmlichen Indienne schmiegte sich die Seide um ihre reizenden Glieder. Die geschmackvolle Einfachheit ihrer Kleidung, erhöhte den Zauber ihrer Anmuth und Jugendfrische.

Und dieß holde Lächeln, wie schön stand es zu ihrem neuen Schmucke! Welch eine wunderbare Mischung kindlich-naiver Reize und adliger Würde! Ja, der weiche Sammet dieser blendend weißen Haut war nimmer für das grobe Leinen geschaffen.

Die Maske der Grisette paßte ihr nicht, und trotz der milden Heiterkeit, die ihre lieblichen Züge auch unter der plebejischen Haube verklärte, bemitleidete Jeder, der ihr begegnete, die zarten Glieder unter dem steifen Leinen, und die zierlichen, einer Fürstin würdiger Händchen, deren geröthete Fingerspitzen aus den Arbeitshandschuhen hervorsahen.

Aber auch als Grisette war sie schön; bleibt doch die Rose schön, mag sie gleich aus dem Staube aufgelesen werden, um ein ärmliches Knopfloch zu schmücken! Nur daß sie die Zierde ihrer Blätter und den schönen Busen, der ihrem Eintagskönigthum als Thron dient, schmerzlich vermißt!....

Sancta war ein unschuldiges, reines Kind; nie hatte ein böser Gedanke den klaren Spiegel ihrer Seele mit seinem giftigen Hauche getrübt. Dennoch freute sie sich ihrer Schönheit, aber wie die Engel im Himmel, die ihrem Schöpfer für dieselbe Gabe danken. Wohlgefällig lächelte sie sich an.

Dieß Lächeln war ein Sonnenschein für die gramumwölkte Stirn des Bruders. Sancta vergaß sich selbst über Gaston und Gaston hatte für Nichts Augen als für die Schwester, ein Hoffnungsstral erleuchtete seine

kummervollen Züge. Nach einer zärtlichen Umarmung gaben sich Beide die Hand.

Auf einen Wink Gastons öffnete Biot, der von der Schwelle aus dieser rührenden Scene geschwisterlicher Liebe mit nassen Augen zugesehen hatte, die Flügelthüre, die am entgegengesetzten Ende der Kammer in das große Nebenzimmer führte.

„Herr Marquis von Maillepré! Fräulein von Naye!" rief er laut, in der Thüre stehen bleibend.

Letzteren Namen führten die jüngsten Töchter des Hauses Maillepré.

Verglichen mit der Armuth der beiden andern Kammern, herrschte in diesem Gemache eine wahrhaft kaiserliche Pracht. Dunkelblaue Vorhänge von schwerem Seidendamast hüllten Alles in einen bläulichen Schleier, die im Geschmack des Zeitalters des vierzehnten Ludwig gearbeiteten Mobilien waren mit reichen Stickereien bedeckt, im Alkoven stand auf hohen Füßen ein prachtvolles Himmelbett und daneben eine mit Sammet überzogene Bettleiter; die Wandbehänge stellten die Hauptpersonen aus den Romanen des Herrn von Florian dar, so daß mitten unter Hirten, Schäfern, Flötenbläsern, Sackpfeifern, Lämmern und Schafen, Estella, Galathea, Nemorin, Numa, Hersilia und Egeria herumtanzten und sprangen.

Auf dem gewaltigen Kamin, wo ein ebenso gewaltiges Feuer loderte, brannten zwei prachtvolle vierarmige Kandelaber; am andern Ende des Zimmers dem Kamine gegenüber stand ein großer Ofen, der aus weitem Rachen eine wahre Höllengluth ins Gemach spie. Kein Wunder, daß es vor Hitze kaum auszuhalten war und den Eintretenden Hören und Sehen verging.

Dicht neben dem Kamine saß in einem riesigen Lehnstuhle, mit Ohrpolstern steif, kerzengerade, eisig-kalt die Frau Herzogin Wittwe von Maillepré, um sieben Jahre gealtert und fast ganz zu Haut und Knochen verschrumpft; ihr zur Seite auf einem andern Sessel

Bertha von Maillepré, schneeweiß gekleidet. Ihre pechschwarzen Haare fielen in langen, vollen Locken über den alabasternen Busen, der an Weiße mit dem edlen, feinen, aber kalten, todten Antlitze wetteiferte, ihr Wuchs war hoch und über die Maßen schlank, doch steif; die Formen der Brust verschwanden unter den reichen Falten ihres Mieders.

Der Anblick dieses weißen Schattens, der keinem lebenden Wesen mehr anzugehören schien, ging Einem durch Mark und Bein; der todtenähnliche starre Glanz ihrer krystallreinen Augen machte das Herz gefrieren.

Gewiß war sie schön, aber schön wie eine Marmorbraut, wie eine jener Genien, die über den Gräbern erstorbener Lieben weinen.

Sancta und Gaston gingen auf die alte Dame zu und küßten ehrerbietig die welke, runzelige Hand derselben. Schweigend bot Bertha ihre Stirn Gaston zum Kuß hin, während sie die Stirn der Schwester küßte.

Dieß Alles geschah, ohne daß ein Wort verlautete. Keines von den Vieren rührte und regte sich. Nach wenigen Sekunden trat Biot in glänzender Livree ins Zimmer und schob einen Schirm vor's Kamin, hinter diesem Schirme deckte er den Tisch und stellte die Schüssel darauf, die er im Korbe mitgebracht hatte.

„Die Tafel ist gedeckt, Frau Herzogin!" rief er sich tief verneigend.

Auf erhaltene Erlaubniß rollte Gaston den Lehnstuhl der Großmutter an den Eßtisch, Bertha sprach das Tischgebet und das Diner nahm seinen Anfang.

Ernst und schweigend führte die Wittfrau das Brod und die Bissen, welche Bertha ihr mundgerecht zugeschnitten hatte; Stück für Stück langsam feierlich an die welken Lippen. Jedes Winkes gewärtig, stand Biot hinter dem Sessel der alten Dame, Sancta und Gaston aßen Beide, trotz der erstickenden Hitze des Zimmers, mit dem Appetite ihres Alters.

Kein Wort, keine Sylbe ertönte durch die Stille.

Wie man sieht, täuschten sich die guten Leute aus der Straße Culture-Saint-Catherine nicht, wenn sie hinter den altergrauen Mauern und engverschlossenen Fenstern des Palastes irgend ein Geheimniß vermutheten. Wie hätten sie gestaunt, wenn sie durch die feuchten Wände diesen Luxus, der so nahe an Elend gränzte, diese glänzende Armuth gesehen hätten, oder die beiden Geschwister unlängst in grobes Leinen und jetzt in reiche Stoffe gekleidet und von einem Livree-Domistiquen bedient, oder das bis zu einem vollkommenen Schattenbilde herab gesunkene junge Mädchen, endlich das seltsame, unheimliche Mahl, das im tiefstem Schweigen genossen wurde und wobei ein Wesen den Vorsitz führte, das mehr dem Reiche der Todten als dem der Lebendigen angehörte.

Sie hatten Recht, dahinter steckte etwas Geheimnißreiches, Räthselhaftes, wozu der Sinn des Gesichtes allein den Schlüssel nicht gab. Die Lösung dieses Räthsels entging dem Auge.

Wollt Ihr die Auflösung wissen? Es war eine Art heroischer Lügen, eine Art ehrenwerther List, vermöge welches die letzten Maillepré Blumen streuten auf den jähen Weg, der ihre Großmutter in die Gruft führte.

Im Laufe des Tages handhabte Gaston, gleich dem gemeinsten Manne des Volkes, den Stichel im Atelier eines Graveurs und arbeitete Sancta bei einer Modehändlerin, um mit dem Erlöse ihrer Handarbeiten den trügerischen Luxus zu bestreiten, welcher die Wittfrau umgab.

Da sie nie zum Zimmer heraus kam, wußte sie natürlich nicht, daß jenseits der seidebehängten Wände nichts als Blöße, Armuth und Elend herrsche; sie konnte sich der trügerischen Hoffnung hingeben, daß noch Alles beim Alten sei, daß Maillepré seinem Range gemäß lebe, daß die Vorzimmer von goldbetreßten Lakaien wimmelten und die Rosse in den Ställen schnaubten.

Eine solche wahrhaft rührende, heilige Liebe für

ihre Ahnen findet sich häufig unter den alten Adelsgeschlechter. In jener Faschingsnacht, wo wir am Sterbelager des Marquis von Maillepré standen, befahl er seine Mutter der Fürsorge der Familie. Was er auch gethan hätte, was er zum Theil wirklich gethan, die Hinterbliebenen ehrten den letzten Willen des sterbenden Vaters mit kindlicher Pietät.

Die Priesterin und zugleich das Opfer dieses häuslichen Cultus war Bertha.

Sancta und Gaston fanden in ihrer Arbeit einige Erholung und Zerstreuung; durften sie doch frische Luft schöpfen und in das Gewühl des allgemeinen Lebens sich stürzen, um dort ihre Leiden wenigstens zeitweise zu vergessen! Aber Bertha ging nie aus, sah keine Seele und athmete keine andere Luft, als die Stickluft dieses ewig verschlossen gehaltenen Sales. Ein Tag verging ihr, wie der andere, in todtenähnlichem Schweigen. Ihre Jugend war an das Greisenalter genietet, und die ansteckende Kraft des Alters ist bekannt. Mangel an Bewegung reibt die Kräfte auf, die Stille ertödtet den Geist. Kein Wunder, daß Bertha in Folge dieses Mangels an körperlicher und geistiger Bewegung und in Folge der ewigen Gemüths- und Seelenleiden alle Elastizität der Jugend verloren hatte und wie ihre Großmutter zu einer Greisin geworden war. Ihre Seele war in ihrem zarten Körper wie erstarrt. Keine Spur von dem, was sonst in das Leben einer zweiundzwanzigjährigen Jungfrau Glanz wirft. Man glaubte zwischen ihrem Blick und zwischen den Ueberresten ihrer Schönheit ein durchsichtiges Leichentuch zu bemerken.

Es ließ sich durchaus nicht bestimmen, ob sie das Opfer ihres Lebens bereue oder nicht. Ihr Auge sprach nicht mehr; ihre Züge waren ganz todt.

Sie mußte viel gelitten haben, das war gewiß. Aber litt sie noch? Oder hatte sich ihre Ergebung bis zur Gefühllossigkeit gesteigert, dem Ende jedes Märtyrthums?

Eines Tages überraschte Biot, der zufällig ins Gemach getreten, Bertha, wie sie, während des Schlafes der Großmutter, auf den Knien lag und unter heißen Thränen Etwas ans Herz drückte und dann leidenschaftlich küßte, das ihm wie eine blonde Haarlocke aussah. Biot hatte sich schnell wieder entfernt und nie war ein Wort von dieser Scene über seine Lippen gekommen.

Dieß war nicht das Einzige, was Biot wußte.

Bertha arbeitete des Nachts. Kaum hatte die Großmutter die schweren Vorhänge ihres Bettes zugezogen, so geschah es oft, daß Bertha statt sich zur Ruhe niederzulegen, aus dem Wandschranke eine Stickerei hervorholte und die ganze Nacht durch bis an den frühen Morgen arbeitete. Der Erlös aus diesen nächtlichen Stickereien, die Biot zu Gelde machen mußte, floß nicht wie der Verdienst Sanctas und Gastons in die Haushaltungskasse, sondern wurde Bertha zugestellt. Doch Niemand wußte, zu welchem Zwecke. Es war dieß um so auffallender, als Bertha nie ausging und schon seit länger denn Jahresfrist nicht das Hotel verlassen hatte.

Biot besaß ganz die ängstlich gewissenhafte Verschwiegenheit solcher Diener, die im Dienste einer und derselben Familie ergraut sind und die nicht einmal zu grübeln und zu muthmaßen wagen. Dennoch war ihm das Bild der weinenden Bertha in seinen einsamen Arbeitsstunden nicht aus dem Sinn gekommen. Unwillkürlich fragte er sich nach dem Grunde dieses geheimen Schmerzes und je länger, je mehr überzeugte er sich, daß Bertha nicht bloß unter dem Drucke ihrer Anhänglichkeit an die alte Großmutter leide, sondern daß noch eine andere Bürde auf ihrem Herzen laste. Was mochte dieß sein? Vielleicht ein zärtliches Andenken. Hatte Bertha geliebt? Liebte sie vielleicht noch jetzt?.... Oder hatte er sie in einer solchen Stunde überrascht, wo die Schrecken der Einsamkeit die Brust eines jungen Mädchens bis zum Brechen ängstigen?

So ungefähr, wenn auch nicht in denselben Wor-

ten, befragte sich der ehrliche Bretone über die Gründe von Bertha's geheimen Schmerzen. Er wäre in Verlegenheit gewesen, wenn er sie Andern hätte ausdrücken sollen, denn sein schlichter, etwas beschränkter Geist verstieg sich nicht leicht über die enge Sphäre seiner handwerksmäßigen Beschäftigung. Aber seine Liebe für Alles, was den Namen Maillepré führte, machte ihn hellsehend, weil das Herz dem Verstande dann zu Hülfe kam.

Biot dachte oft an Bertha, fast eben so oft als an Sancta, den holden Engel, deren Lächeln die finstere Nacht des altergrauen Palastes wie eine freundliche Sonne erleuchtete; fast eben so oft als an Gaston, den edlen Jüngling, den das Schicksal mit einem unseligen Zeichen gezeichnet hatte, die letzte Hoffnung einer erlauchten Familie, in dem der berühmte Name der Maillepré langsam abstarb, um in der Gruft seiner Väter auf immer begraben zu werden.

In einer Nacht, es war im Sommer und die Luft dunkel, hatte der Schlaf den ehrlichen alten Bretonen bei seiner mühsamen Arbeit überrascht. Er träumte auch dießmal, wie so oft, von dem harten Schicksalsfluche, der auf der Familie seines Herrn lastete. Da sah er, wie eine weiße Gestalt die Thüre öffnete und auf den Zehenspitzen durch seine Loge schlich.

„Wie," sagte er sich im Schlafe, „hat Fräulein Bertha das Zimmer ihrer Großmutter verlassen?...." Denn er glaubte, Bertha in dieser weißen Gestalt zu erkennen.

„Wie doch die Träume oft närrisch sind und uns täuschen können!...." sagte er sich weiter, gleichfalls im Schlafe, denn auch das kommt mitunter vor, daß man im Traum über seinen Traum erstaunt.

Plötzlich glaubte er ein Geräusch zu hören, wie wenn Jemand in Metall herumrühre; aber ganz leise, kaum vernehmlich.

„Fräulein Bertha ist bei meinen Schlüsseln!" dachte er.

In demselben Augenblicke machte er in Folge der Lebendigkeit des Traumes eine rasche Bewegung. Darüber erwachte er; aber gleichzeitig hörte er einen dumpfen Schrei und unmittelbar darauf fiel der gewichtige Bund Schlüssel klappernd auf die Erde nieder und wurde die Thüre seiner Loge ziemlich heftig zugeworfen.

Wie der Blitz fuhr er auf und rieb sich die Augen. Da sah er deutlich dieselbe weiße Gestalt, die ihm im Traume erschienen war, über das Pflaster des Hofes hingleiten und dem rechten Flügel zueilen. Auf der Thorschwelle desselben stand sie still, und Biot glaubte in der Morgendämmerung zu bemerken, wie sie gebieterisch den Finger auf den Mund lege, zum Zeichen des Schweigens.

Als Biot bald darauf seinen Bund Schlüssel untersuchte, fehlte richtig ein Schlüssel, der zur Gartenpforte, welche auf die Straße Payenne hinausführte....

Den folgenden Morgen, nachdem Biot in seiner Livree das Gemach der Herzogin-Wittwe betreten, um das Frühstück anzurichten, fand er Bertha von Maillepré eben so bleich, ebenso eisig und schweigend, wie immer. Aber in einem Augenblick, wo Bertha sich unbemerkt glaubte, gab sie Biot heimlich einen Wink und deutete verstohlen mit dem Finger auf den Mund, zum Zeichen — des Schweigens.

3.

Die Geschwister.

Tag aus Tag ein herrschte dieselbe schweigsame Etikette bei den Diners der Frau Herzogin-Wittwe von Maillepré. Keiner durfte in ihrer Gegenwart reden, es

sei denn, daß sie diese oder jene Frage aufzuwerfen geruhte, was aber nur äußerst selten der Fall war, weil sie entweder in dieser Atmosphäre ehrerbietigen Schweigens sich gefiel oder das Sprechen ihrer alterschweren Zunge zu viel Mühe machte.

Nur gegen das Ende der Tafel, wenn Biot ihr in alterthümlicher Schale das Handwasser zum Waschen reichte, oder die arme Bertha, ihrer Vorschneidedienste ledig, einige Bissen langsam und ohne Appetit in das Mündchen schob, nur dann geruhte die Frau Herzogin-Wittwe von Maillepré an den Herrn Marquis von Maillepré oder an Fräulein von Naye einige sehr lakonische Fragen zu richten.

Diesen Mittag hatte sie mit besonderem Behagen gegessen. Sie tauchte ihre verknöcherten Hände in das fast siedend heiße Wasser, das Jean-Marie Biot ihr hinreichte, und wandte sich dann an ihre Enkel.

„Marquis," fragte sie mit einer Stimme, die nicht mehr dieser Welt anzugehören schien, „wie haben Sie heute gelebt? . . . ."

Diese Stimme der alten Dame, die Silbe für Silbe durch das tiefe Schweigen tönte, überraschte das Ohr, wie Alles, was plötzlich eine lange, gewohnte Stille unterbricht.

„Madame," erwiederte Gaston, sich ehrerbietigst verneigend, „wie alle jungen Edelleute meines Alters . . . . Ich habe mich in den Waffen geübt . . . . gefahren . . . . geritten . . . ."

„Und die übrige Zeit Ball gespielt," fiel die Herzogin ergänzend ein. „Das lobe ich mir . . . . Ich sehe, die jungen Herrchen sind noch ganz dieselben, wie früher! . . . . Und Sie, de Naye, mein Schätzchen? . . . ."

Die arme Sancta erröthete, denn sie konnte nicht lügen.

„Madame," stotterte sie, „ich habe meine Kleider ausgebessert . . . ."

Erstaunt sah die Herzogin sie an; ein mitleidiges

Lächeln lief über die tausend Runzeln ihres welken Mundes.

„Sie belieben zu scherzen, mein Töchterchen!...." sagte sie mit brechender Stimme.

Dann wurde ihr Gesicht wieder zu Stein.

„Fräulein von Maillepré," wandte sie sich an Bertha, „sprechen Sie gefälligst das Dankgebet."

Alle standen auf, mit Ausnahme der Herzogin-Wittwe, welche die Augen schloß und die Hände faltete. Bertha, die kaum Zeit gehabt hatte, einen Mundvoll zu genießen, sagte das Gebet lateinisch her, worauf die Anwesenden einfielen.

Nachdem die Herzogin sich bekreuzt und die Uebrigen zum Handkuß zugelassen hatte, wurde die Tafel aufgehoben. Gaston und Sancta entfernten sich eben so geräuschlos, wie sie gekommen waren, gemäß der strengen Etikette.

Kaum im Nebenzimmer angelangt, schöpften sie in vollen Zügen die frische Luft ein und warfen die kalte Maske ab, welche sie ihrer Großmutter zu lieb alltäglich um diese Stunde vor ihre jugendlichen Gesichter legen mußten.

So war denn nochmals die fromme Komödie gespielt worden! Die alte Dame stand im Begriff, sich in Morpheus Arme zu werfen, um vielleicht den Schlaf zu finden, den die jungen Leute vergeblich suchten.

Ja, das war der Lohn des Geschwisterpaares für die Sorgen und Mühen des Tages. Und der eine wie der andere; heute wie morgen. Dieselben Beschwerden; dieselben Belohnungen.

Es waren jetzt sieben Jahre verflossen, seit der Marquis von Maillepré das Zeitliche gesegnet. Seine Frau war ihm nach drei Jahren in die Ewigkeit gefolgt. Weitere drei Jahre hatte die zweite Schwester Gastons, Charlotte, an dem Liebeswerke, das die Hinterbliebenen hinsichtlich der Großmutter sich auferlegt, warmen

Antheil genommen. Dann aber vermochte das junge Mädchen die Last nicht länger zu tragen.

Charlotte war lebhaft, rasch, ungestüm, wankelmüthig, eben so schnell im Lieben, wie schnell im Vergessen; dabei im höchsten Grade reizend und anmuthig von Person. Ihre Schönheit, ganz andern Charakters, wie der ihrer Geschwister, bezauberte durch eine Art neckischen Eigensinnes und allerhand launische oder besser geistreiche Einfälle.

So lange die Familie in der Straße Verneuil im Faubourg Saint-Germain wohnte, gingen Charlotte und Sancta nicht aus, sondern arbeiteten auf Bestellung zu Hause. Sie hatten sich aus dem auf die Straße hinausliegenden Zimmer ein kleines Attelier geschaffen, wo sie ihren Arbeiten gemeinschaftlich oblagen. Wie bemerkt, war Charlotte ein Mädchen von launigem, unbeständigem, wankelmüthigen Charakter. Die meiste Zeit trug ihre natürliche Heiterkeit den Sieg davon, dann lachte, sang und scherzte sie unaufhörlich. Wenn aber ihre Launen sich einstellten, und das kam oft gar plötzlich, ließ sie, mit dem Schicksal hadernd und der Einförmigkeit ihres Lebens überdrüssig, trübsinnig das Köpfchen hängen. In solcher Stimmung half kein tröstliches Zureden von Seiten der armen Sancta, die um Alles in der Welt die Schwester gern erheitert hätte. Sie konnte dann stundenlang nachdenklich und hartnäckig schweigend am Fenster sitzen, um die Equipagen zu sehen. So oft eine glänzende Kalesche mit zwei stolzen Rossen, welche um die Wette sich bäumten, in tanzendem Galopp vorüber rollte, husch steckte Charlotte das Köpfchen zum Fenster hinaus. Sie verschlang mit ihren Blicken das Innere des Wagens, und beneidete die glücklichen Insaßen dieses kleinen Salons von Seide, welche der schaukelnden Bewegungen der Equipage folgten und mitsammt den Blumen und Federn ihrer Hüte hin und her gewiegt wurden.

Kaum aber verschwand der Wagen und erstarb das

Gerassel der Räder in der Ferne, so traten Charlotten die Thränen in die Augen. Plötzlich wurde sie über und über roth, vielleicht aus Neid, vielleicht weil sie sich schämte. Endlich nachdem sie diese wechselnden Stadien alle durchgemacht, fand sie, entweder in Folge der Reaktion ihrer natürlichen Heiterkeit, oder in Folge ihrer gekränkten Eigenliebe, ihr geistreiches Lächeln wieder. Nun war des Schwatzens und Gelächters kein Ende; ein Scherz nach dem andern drängte sich über die feinen Lippen.

Sancta staunte, aber bemühte sich vergebens, den wahren Grund dieser Anfälle von Melancholie zu errathen....

Auf der andern Seite der Straße wohnte ein Modeherrchen, das der politischen Welt angehörte, ein diplomatischer Löwe, d. h. ein disponibler Gesandschaftssekretär.

Dieser Gesandtschaftssekretär hatte einen Wagen mit Wappenschild und ziemlich hübschen Pferden.

Eines Abends — dergleichen Dinge passiren, man weiß nicht wie? — plauderten Charlotte und der Löwe über eine Stunde lang auf der Gasse. Man sieht daraus, sie mußten sich kennen. Der Löwe, ein feiner Kunstkenner, bewunderte das scharmante Gesichtchen des jungen Mädchen, und das junge Mädchen hatte oft mit innigem Wohlgefallen die Rosse des Löwen betrachtet: versteht sich Alles vom Fenster aus.

Eben so natürlich versteht sich's, daß sie nicht von Liebe plauderten.

Den folgenden Morgen, präcise zehn Uhr, kam der Löwe und verlangte mit Herrn Gaston de Naye — so nannte sich, auf den Wunsch des sterbenden Vaters, die Familie, welche ihren rechten Namen Maillepré nur der Herzogin-Wittwe gegenüber beibehielt — zu sprechen.

Nachdem er Gaston sein verbindlichstes Kompliment gemacht, seinen Namen und seinen Titel ausgekramt hatte, entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen:

„Ich will Sie nicht lange stören, mein lieber Herr. Die Sache, wegen der ich komme, ist eine Kleinigkeit, die sich in wenig Worten abmachen läßt .... Heiratsangelegenheiten, lieber Herr, weiter Nichts .... Ich will hiermit um die Hand Ihrer Fräulein Schwester angehalten haben .... Sie wissen die Brünette .... ei! ihr Name schwebt mir auf der Zunge ...."

„Charlotte?" fragte Gaston, durch solchen Anfang auf's Höchste überrascht.

„Recht so, Charlotte .... Ich bin nicht übel placirt .... habe Geld .... einen Namen .... Equipage ..."

„Aber kennen Sie denn meine Schwester?"

„Seit gestern!" erwiederte der Löwe, sich höflichst verneigend .... „Wir haben in Zukunft Zeit genug, uns näher kennen zu lernen .... Nur muß ich Ihnen bemerken, die Sache ist höchst pressant .... ich muß in kürzester Frist verheiratet sein."

„Aber, mein Herr ...."

„Kein Aber, mein Herr .... Wollen Sie gefälligst Ihre Fräulein Schwester befragen .... Sie nannten eben ihren Namen ...."

„Charlotte!" fiel Gaston mechanisch ein.

„Recht so, Charlotte .... Ich wußte ihn doch .... Ich werde mir also die Freiheit nehmen, heute Abend wieder vorzufragen ... . Bis dahin Adieu, mein Herr!"

Der Gesandtschaftssekretär grüßte ihn anmuthig mit der Hand und war verschwunden.

Gaston stand ganz verdutzt da. Einen so improvisirten Heiratsantrag, in solcher Bündigkeit und Kürze vorgetragen, hatte er nicht für möglich gehalten.

Er ließ Charlotte rufen. Beide unterhielten sich lange mit einander. Charlotte wurde roth, stotterte, bat, schluchzte, weinte ...

Den Abend, pünktlich zur verabredeten Stunde, fand unser Gesandtschaftssekretär sich wieder bei Gaston ein.

„Nun?" fragte der Löwe. „Sind wir Schwäger?"

„Ich habe mit meiner Schwester gesprochen," ant-

wortete Gaston. „Sie willigt ein, Ihre Gattin zu werden ... Aber dieß Alles ist höchst sonderbar, mein Herr .... und die Verantwortlichkeit, die ich als Bruder habe ...."

„Entschuldigen Sie, mein Herr .... Meine Zeit erlaubt mir nicht, mich auf ausführliche Erörterungen einzulassen .... Sie kennen meinen Antrag und ich erwarte Ihre Antwort, Ja oder Nein .... Sie haben einen ganzen Tag Zeit gehabt, sich zu besinnen."

„Meine Schwester ist Waise ...."

„Ja oder Nein, wenn ich bitten darf!" unterbrach ihn der Löwe.

Gaston besann sich einen Augenblick und prüfte inzwischen den Löwen mit den Blicken.

Es war ein noch junger Mann von ziemlich einnehmendem Aeußern, in dessen Zügen eine gewisse Offenheit und Biederkeit lag.

Ich habe nicht das Recht, dachte Gaston, diese Hand, vermittelst welcher das Schicksal Charlottens und uns dem dürftigen Loose, in dem wir schmachten, vielleicht entreißen will, von ihr abzustoßen .... Sie könnte es mir einst bitter vorwerfen ....

„Ihre Antwort, mein Herr .... Ja oder Nein?"

„Der Wille meiner Schwester geschehe!" rief Gaston. „Nehmen Sie Charlotte."

„Ich danke Ihnen, mein Herr .... Obgleich ich mich unserer Verwandtschaft glücklich schätze, bleibt doch noch eine kleine Schwierigkeit wegzuräumen .... eine Kleinigkeit das .... so gut wie Nichts .... weniger als nichts! .... Meine Künftige ist arm; das gilt mir gleich .... aber sie hat zwei Schwestern, die eben so arm sind, wie sie, und einen Bruder .... Machen Sie kein so finsteres Gesicht, mein Herr ...." unterbrach sich der Löwe. „Wir sprechen von Geschäftssachen .... Ich meine also, daß ich zwar Fräulein .... ei! der Name, der böse Name .... recht so, Charlotte ....

daß ich zwar Fräulein Charlotte zu heiraten gedenke... aber keineswegs ihre Verwandtschaft...."

„Steht ganz bei Ihnen, mein Herr!" entgegnete Gaston in gereiztem Tone.

„Das ist leicht gesagt, mein Herr...." fiel der Löwe ein. „Aber ich kenne das.... Mit dem besten Willen von der Welt kommt man in die Sippschaft hinein, und ehe man sich's versieht, hat man eine ganze Familie auf dem Halse."

„Besinnen Sie sich, mein Herr, oder sind Sie gekommen, mich im eigenen Hause gröblich zu kränken?" rief Gaston, seines Zornes kaum mächtig.

„Lassen Sie doch vernünftig mit sich reden," erwiederte der Gesandschaftssekretär mit größter Kälte. „Ich halte es daher für das Beste, mich eben so offen als kurz gegen Sie auszusprechen und Sie zu bitten, meine Vorschläge in reifliche Erwägung zu ziehen. Hören Sie mich an: Wenn ich Fräulein so und so, Ihre Schwester, heirate, so verlassen Sie diese Wohnung und geben mir Ihr Wort, daß Sie Keinem sagen, wohin Sie ziehen. Auch ich gebe meine jetzige Wohnung auf und suche eine neue. So verlieren wir uns auf die allernatürlichste Weise aus dem Gesichte, bleiben übrigens die besten Schwäger in der Welt. Also Gottbefohlen; ich werde morgen wieder kommen...."

„Nicht nöthig, mein Herr!" rief ihm Gaston zornig nach.

Der Gesandtschaftssekretär war schon auf der Treppe, an deren Fuße seine Kalesche wartete.

Im Nebenzimmer lag Charlotte mit halbem Leibe im Fenster und weidete sich am Anblick der herrlichen Rosse, die ein Kutscher in riesiger Perrüke zügelte.... So sind die Mädchen! ....

Obgleich nicht viel älter, als zwanzig Jahre, war Gaston das Haupt der Familie, in welcher Eigenschaft er seine Erlaubniß zur Ehe zu geben hatte. Schon lange zuvor schien es ihm, als trage Charlotte die

mannigfachen Entbehrungen, die Einsamkeit und namentlich die strengen Pflichten, welche die Geschwister sich hinsichtlich ihres Benehmens gegen die Herzogin-Wittwe auferlegten, mit großem Unmuth. Trotz ihrer gutmüthigen Natur, war sie äußerst flatterhaft und vergaß mit dem Verstande fast eben so leicht, wie mit dem Herzen.

Gaston fand sie bewegt, aber doch fröhlich und guter Dinge.....

Entweder maß er dieß der unwiderstehlichen Macht des Verlangens nach Freiheit, Glanz und dem geräuschvollen, bewegten Treiben der Welt bei, das jede jugendliche Brust erwärmt, oder glaubte er, daß Charlotte den jungen Mann im Stillen liebe.

Wer beschreibt, was er in der folgenden Nacht litt? Er wälzte sich, von allerlei trüben Ahnungen und Gedanken gequält, schlaflos auf seinem Lager hin und her. So sollte er die Schwester verlieren, die mit Sancta zusammen den ganzen Vorrath seines geringen Erdenglückes ausmachte. Was blieb ihm noch übrig, wenn auch die Tröstungen geschwisterlicher Liebe ihm geraubt wurden?

Er hütete sich, das kränkende Benehmen des Diplomaten gegen ihn Charlotten zu erzählen. Als der Löwe sich am nächsten Tage einfand, nahm Gaston, kaltwürdevoll, das demüthigende Ultimatum an. Kurze Zeit darauf wurde die Ehe in Gegenwart Gastons und Jean-Marie Biots feierlich eingesegnet.

Am Ausgange der Kirche fiel Charlotte weinend in die Arme des Bruders, der, von schmerzlichen Vorahnungen geängstet, todtenbleich dastand und schwer Athem holte, obgleich er sich bemühte, sorglos zu erscheinen. Seit jenem Tage hatte Gaston die geliebte Schwester nicht wiedergesehen......

So war denn Charlotte, wie im Traume, zu einer hübschen Equipage gekommen und die Gefährtin des Herrn Vicomte Leon du Chesnel, Gesandtschaftssecretärs

ꝛc. ꝛc., geworden. Dieser hatte jetzt, was er bedurfte, — eine sehr hübsche Frau.

Den Verlust Charlottens empfand Sancta ungemein tief. Kein Tag verging, wo sie nicht gehofft hätte, die Schwester wiederzusehen.

Auch Gaston litt furchtbar; um so furchtbarer, als er seinen Schmerz nicht äußern durfte. Berthas Augen erglänzten auf eine Sekunde, als sie die Nachricht vernahm, dann senkte sie den Blick. Die Herzogin-Wittwe schien die Abwesenheit ihrer Enkelin kaum zu bemerken.

. . . .

Als Sancta und Gaston die glühend-heiße Atmosphäre des Sales, in den Bertha und die Großmutter eintraten, mit der reinen Luft ihrer ärmlichen Kammern vertauscht hatten, ließen sich beide Geschwister in einer Ecke von Sancta's Stube neben einander nieder.

Sancta und Gaston liebten sich mit all' der Liebe, die sonst gewöhnlich unter die verschiedenen Glieder einer Familie ausgetheilt wird. Von frühester Jugend an hatten sie die zärtlichste Hinneigung zu einander gefühlt, und es schien, als ob mit jedem Verluste, jedem Todesfalle ihre wechselseitige Liebe einen neuen Zuwachs gewinne, indem sie auf einen immer kleineren Kreis beschränkt wurde und doch an Intensität dieselbe blieb.

Es herrschte zwischen Beiden die vollkommenste Harmonie im Denken, Fühlen, Wollen und Empfinden. Daher denn auch ein beständiger Austausch tröstlicher Hoffnungen und herzlicher Liebesbeweise. Sie hatten kein Geheimniß vor einander; was der Eine wußte, erfuhr der Andere gewiß. Nur was sie bekümmerte, verbargen sie sich eifersüchtig. Mit Einem Worte, es ließ sich kein schöneres, reineres, brüderlicheres Verhältniß, als das zwischen diesen beiden, vom Schicksal hart geprüften Geschwistern, denken.

Den ganzen, langen Tag freuten sie sich auf die wenigen Abendstunden, wo sie im traulichen Kämmerlein ungestört mit einander plaudern durften; war es doch

ihre einzige Erholung nach der beschwerlichen Arbeit des Tages. O, wie glücklich waren sie dann; so glücklich, daß sie das entschwundene Glück ihrer erlauchten Familie und die Sorgen für die Zukunft vergaßen!.....

Oft, oft blieben sie bis tief in die Nacht auf. Zwischen diesen nackten Mauern, wo einst, in den glänzenden Tagen der Mailleprés, die niederste Dienerschaft wohnte, saß jetzt der einzige Erbe dieses ritterlichen Namens von gutem Klange und pries seinem Schwesterchen die ehemalige Größe ihrer Ahnen. Durch das Fenster sahen sie die thurmhohen Dächer des riesigen Palastes in das tiefe Blau der sternigen Nächte hinaufragen, den weiten, schweigenden Hof, die verwitterte Treppe, die lichtlosen Bogenfenster....

Ja, das ungeheure Gebäude erhob sich vor ihren Blicken drohend, wie ein Gespenst, das Unglück weissagt. Kein Wunder, es war die Gruft, in der eine lange, herrliche Vergangenheit moderte.......

Angesichts einer solchen Vergangenheit, wie arm, wie schwach, wie allein, wie elend mußten sie sich fühlen! Aber sie liebten sich, und diese ihre Liebe ließ sie alles Andere vergessen!... Das engelgleiche Lächeln Sanctas schien den alten Ruhm ihrer Ahnen zu verdunkeln.

Plötzlich entsteht eine tiefe Stille. Beide senken träumerisch das Haupt. Wovon mögen sie träumen, die beiden jungen Leute, auf ihren ärmlichen Strohstühlen, kaum zwei Schritte von den prächtigen sammtenen Sesseln entfernt, die in goldener Stickerei das alte Familienwappen mit seiner ritterlichen Devise zeigen?

Auch Sancta trauert, aber ohne Groll und ohne Verzweiflung. Sie trauert, ihres geliebten Bruders wegen, der den rostigen Degen der Mailleprés so wacker geschwungen hätte.....

„O wie schön wäre sie im reichen Schmucke unsrer Ahnen!" spricht Gaston im wachen Traume. „Wie gut würde sie die Gaben des Glückes gebrauchen! Wie viele Thränen würde sie trocknen, wie viele Blumen würde

sie auf den Weg der Armen und Bekümmerten streuen! Und jetzt ist sie selbst die Aermste der Armen! So arm, daß sie ihr Brod erarbeiten muß im Schweiße ihres Antlitzes und sich unter die beklagenswerthen Geschöpfe mischen, die im grobsinnlichen Vergnügen ein Ersatz für ihre undankbare Arbeit suchen!... Gefallen, mein Gott! gefallen! und so tief, daß sie den Hohn leichtsinniger oder böser Gefährtinnen zu fürchten hat, die ihrer Engelreinheit spotten....."

Der Gedanke schnürt ihm das Herz zu, es überläuft ihn eiskalt; seine Stirn legt sich in tiefe Runzeln, ein blutiges Roth schießt auf die bleichen Wangen, die Augen sprühen Blitze und er sieht auf den Boden nieder, um das Feuer des Zornes, das in ihm auflodert, den Blicken der Schwester zu entziehen.

„Und dieß Alles ist sein Werk!" fährt er in Gedanken fort. „Sein Werk allein!.... Er ist's, der dem Vater noch den Todeskampf erschwerte; die letzte Stunde der geliebten Mutter vergiftete; .... uns Alles nahm, uns zwang, den Namen Maillepré abzulegen, um ihn vor dem Schmutz des Elends rein zu bewahren. .... Mein Gott, ich sterbe jung, meine Tage sind gezählt ....aber...., oh, vergib mir, mein Gott, vergib mir! .... Der Bösewicht soll vor mir in die Gruft sinken, soll nicht lächeln, wenn er meinen Tod erfährt!"

Ach, die arme Sancta hatte keine Ahnung, wie furchtbar es im Herzen des Bruders tobte und stürmte. Aber sie sah, wie die Schläfen ihm klopften, wie der Schweiß auf seiner Stirn perlte, wie er bald erröthete, bald erblaßte.

Sie stand auf, schlang ihren zarten Arm sanft um den Hals des Bruders und drückte die rosigen Lippen auf seine fieberheißen Wangen.

Als er den Blick erhob, sah er Sancta ihn unter Thränen anlächeln.

Das war ein Balsam für seine wunde Seele. Mit

Einem Blicke der geliebten Schwester waren Zorn und Haß vergessen.

Die sanften, stillen Reize dieses jungfräulichen Lächelns gaben dem Laufe seiner Gedanken eine andere Richtung und die Hoffnung, die freundliche, hülfreiche Gefährtin der jungen Jahre, zeigte ihm von fern eine tröstliche Zukunft.

Wie schön und rein war Sancta! Das Auge Gottes ruhte sichtbarlich mit einigem Wohlgefallen auf ihr.... „Gewiß," dachte er, „wir stehen am Ende unserer langen Leiden......"

Ihre Wünsche, Hoffnungen und Gelübde stiegen vereint als lieblicher Weihrauchduft gen Himmel in jenem Selbstvergessen, welches die Liebe ist. Für Gaston bat und hoffte Sancta; um Sancta's willen ermannte sich Gaston und raffte die letzten Kräfte seines gesunkenen Muthes zusammen.

Aber Gaston hatte einen Trost mehr, als Sancta; denn mit jedem neuen Tage sah er das jugendliche, lebensvolle Mädchen kräftiger und schöner sich entfalten. Die Knospe wurde immer mehr zur Blüthe, das Mädchen erwuchs zur Jungfrau. Siegreich überwand sie die Gefahren jenes Mittelzustandes im weiblichen Leben, wo die Jungfrau bald erröthet, bald erblaßt und unter dem Drucke eines unbekannten Uebels sich krümmt. Er sah, wie mit jedem Morgen die holde Blüthe ihre Blätterkrone immer weiter öffnete. Die liebliche, frische, saftreiche Pflanze, von hohem, schlankem Wuchse im Garten der Schöpfung, versprach eine lange, fröhliche Dauer.

Sancta dagegen erkannte mit Schrecken den langsamen, unmerklichen, aber um so sicherern Verfall des geliebten Bruders. Trotz seiner Schönheit und scheinbaren Leibesstärke entdeckte ihr zärtlich besorgtes Auge, das mit fast mütterlicher Liebe über Gaston wachte, alle Anzeichen jenes schleichenden, zehrenden Fiebers, welches die Kräfte der Schwindsüchtigen allmälig aufreibt....

Auch ihre Mutter, die Marquisin von Maillepré, war an derselben Krankheit gestorben.

Wie oft mußte sie ihre Thränen gewaltsam unter einem Lächeln verstecken, wenn Gaston Morgens mit den traurigen Spuren des nächtlichen Fiebers auf dem Gesichte, mit erschlafften Zügen und matten Augen, schwerathmend ihr entgegentrat.....

Mehr als einmal hatte sie sich erkundigt, wie dem Umsichgreifen des äußern und innern Uebels beim Bruder am Wirksamsten zu steuern sei, und immer war ihr die Zerstreuung des Vergnügens als das beste Heilmittel anempfohlen.

Seitdem forderte sie unermüdlich ihren Bruder auf, dem Beispiel der jungen Leute seines Standes und Alters zu folgen. Gewiß nie im Leben hatte man reinere, unschuldigere Lippen die Philosophie des Epikur, d. h. die Lehren des sinnlichen Vergnügens mit so beredtem Munde und warmem Herzen predigen hören.

Aber Gaston verschloß sein Ohr den Bitten und Ermahnungen der Schwester. Er wollte Nichts von den sinnlichen Freuden, die er verachtete, ohne sie aus eigener Erfahrung zu kennen. Seine biedere, für höhere Genüsse geschaffene Natur haßte das laute, geräuschvolle, sinnlose Treiben der Menge; seine fast finstere Schwermuth gefiel sich in ernsten Vergnügungen. Er that daher, als ob er die Wünsche Sanctas nicht verstehe.

Das gute Mädchen mußte somit zu einer neuen Taktik ihre Zuflucht nehmen.... Sie ließ nachdenklich und betrübt das lockige Köpfchen hängen.

„Was fehlt Dir, Sancta? Du bist schon seit einiger Zeit nicht so fröhlich, wie sonst?“ fragte Gaston zärtlich besorgt.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Sancta. „Jeden Tag höre ich von Bällen, Theatern, Concerten reden, und nie bin ich im Theater oder sonst wo gewesen. Wie schön mag es da sein, lieber Bruder!“

„Gewiß, recht schön! Aber Du vergißt, wir sind arm, liebe Sancta!“

Sancta erröthete; daran hatte sie nicht gedacht.

„Alle diese Freuden kosten viel Geld, liebe Schwester, viel Geld!“ wiederholte Gaston lächelnd, „und Du weißt, wir haben weder Schlösser, noch Güter, noch Geld mehr.....“

Die arme Sancta war entwaffnet. Sie hatte diesen Weg eingeschlagen, weil sie Gastons zärtliche Liebe zu ihr kannte und hoffte, unter dem Vorwande, ihr einen Gefallen zu erweisen, ihn seinem einsamen, freudlosen Leben entreißen zu können. Aber das Geld, das böse Geld! Reichte doch ihr gemeinsamer Erwerb kaum hin, den Luxus, womit ihre rührende Anhänglichkeit die Großmutter umgab, zu bestreiten.

So war denn schon seit geraumer Zeit weder vom Theater, noch von Bällen und Concerten die Rede unter ihnen gewesen.......

Diesen Abend setzte er sich schalkhaft lächelnd an der Seite der Schwester nieder. Er wartete, bis Biot in dem Nebenzimmer der Großmutter fertig geworden und in seine Loge zurückgegangen war; dann küßte er Sancta auf die Stirn, nahm ihren Arm und führte sie in seine Kammer. Hier öffnete er den Wandschrank, wo seine und Biots sonntägliche Kleider hingen.

„Was gibt es?“ fragte Sancta erstaunt.

Statt zu antworten, holte Gaston aus dem obersten Fache des Wandschrankes Etwas hervor, das mit einem Tuche verdeckt war, und reichte es Sancta hin.

„Was ist das?“ fragte sie.

Gaston sah sie lächelnd an.

Langsam und bedächtig zog sie eine Nadel nach der andern heraus, welche das Tuch zusammenhielten. Dieses fiel und sie entdeckte darunter — einen allerliebsten Damenhut von weißer Gaze, um dessen obern Theil sich ein zierlicher Kranz rother Rosen schlang. Sancta sah

ihn mit großen Augen an und wurde über und über roth vor Freude.

Aber ebenso plötzlich schwand ihre Röthe und umwölkte sich ihre lächelnde Miene. Gewiß dachte sie daran, daß ein so prächtiger Hut für ein Mädchen ihres jetzigen Standes sich nicht passe.

„Das ist Nichts für mich!“ flüsterte sie.

Gaston nahm ihr den Hut aus der Hand und setzte ihn ihr auf.

„Wie hübsch er Dir steht!“ rief er, sie vor den Spiegel ziehend.

Schüchtern besah sich Sancta im Spiegel. Sie jauchzte laut auf.

„Ich habe Deinen Wunsch, ins Theater zu gehen, nicht vergessen,“ sagte Gaston. „Mit meinen Ersparnissen .....“

„Oh, mein liebes, liebes Brüderchen!“ schluchzte Sancta mit nassen Augen und umarmte Gaston, der so glücklich war, als hätte er das Erbe seiner Väter wiedererlangt.

„Jetzt komm'!“ rief Gaston. „Schleichen wir uns sachte davon.. Bertha darf nicht wissen....“

„Die arme Bertha!“ fiel Sancta ein. „Sie muß allein bleiben?“

„Wir kommen zurück, ohne daß sie unsere Abwesenheit merkt... Geschwind!“

Sancta blickte betrübt die Thüre an, hinter welcher Bertha schlief oder arbeitete, und folgte ihrem Bruder.

Leise stiegen sie die Treppe hinunter. Eben wollten sie den Hof betreten, als der schwere Hammer des Wagenthores donnernd niederfiel und ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, eintrat. Ohne ein Wort zu sagen, ging er an der Loge des Wärters vorüber auf das Hauptgebäude zu. Gerade unter der an der Logenmauer befindlichen Laterne streiften sich der Fremde und Gaston, so daß sie sich Beide deutlich ins Gesicht sehen konnten.

Als ihre Blicke sich begegneten, blieben Beide einen

Augenblick stehen. Gaston erinnerte sich nicht, diesen Mann, der kein Anderer als Herr Williams, der Bewohner des mittlern Schloßtheils, war, je gesehen zu haben; dennoch empfand er eine Unruhe, die er sich nicht beschreiben konnte. Herr Williams grüßte und ging dann weiter. Als Gaston sich umblickte, bemerkte er, daß der Fremde am Fuße der Treppe das Gleiche that.

Biot holte einen Wagen, ohne daß es ihm eingefallen wäre, sich nach dem Grunde einer so ungewöhnlichen Ausfahrt zu erkundigen.

„In die Oper!" rief Gaston dem Kutscher zu.

Der Wagen rollte davon. Biot ging in seine Loge zurück und begab sich wieder an seine alltägliche Beschäftigung.

Ungefähr drei Stunden mochten verflossen sein, als die Thüre des Sales, welchen die Ahnfrau bewohnte, leise und vorsichtig geöffnet wurde. Bertha von Maillepré, weiß wie ein Gespenst, erschien auf der Schwelle und horchte. Als sie kein Geräusch vernahm, glitt sie gewandt durch die enge Oeffnung und trat in die Kammer der Schwester. Wie immer, war sie auch dießmal von Kopf bis zu Fuß weiß gekleidet. Ueber ihrem Arm hing ein schwarzer faltiger Mantel.

Sie näherte sich dem Bette Sancta's. Als sie es leer fand, stahl sich ein bitteres Lächeln über ihre starren Züge.

Aus der Kammer der Schwester trat sie in die des Bruders. Als sie auch hier das Bett leer fand, benahm sie sich mit weniger Vorsicht. Sie warf den schwarzen Mantel um ihre abgemagerten Schultern und verhüllte das Gesicht mit dem Kragen desselben. Nachdem sie die Thüre des Zimmers der Großmutter wieder zugemacht hatte, schlich sie durch Gastons Stube der Treppe zu.

Statt aber denselben Weg zu nehmen, wie die Geschwister, und in den Hof hinabzusteigen, bog sie, obgleich ohne Leuchte, mit solcher Sicherheit, daß ihr dieser Theil des Schlosses vollkommen bekannt sein mußte,

in den Corridor ein, welcher in das Hauptgebäude und den Garten führte.

4.

Die Mutter.

Es war kurz vor Mitternacht.

Jean-Marie Biot wachte einsam in seiner Loge und arbeitete, Sancta und Gaston lauschten athemlos auf die wunderbar schöne Musik des letzten Aktes des Moses, die Herzogin Wittwe träumte in den weichen Daunen hinter dem doppelten Wall ihrer schwerseidenen Bettvorhänge.

Die Nacht war milde und feucht. Der Mond barg seine glänzende Scheibe hinter leichtem Gewölk und hüllte den ganzen Himmel wie in einen weißen Schleier.

Eine weibliche Gestalt, von oben bis unten hinter einen schwarzen Mantel versteckt, glitt furchtsam durch die langen Alleen des Gartens, welcher an das Hotel Maillepré anstößt.

Auf dieser Seite waren die Fenster des ersten Stockes der Schloßfaçade glänzend erleuchtet, und da die Bewohner desselben keine neugierigen Blicke zu fürchten hatten, weil kein Gebäude auf diesen verbotenen Theil des Hotels, außerdem noch durch die himmelhohen Bäume des Gartens geschützt, hinaussah, so waren die Fenster nur mit leichten Musselinvorhängen bedeckt.

Angenommen selbst, daß die Miethleute des Hauptgebäudes Gründe gehabt hätten, sich gegen zudringliche Leute zu sichern, wie die Bewohner dieses Quartiers sich und Andern einredeten, so wäre hier jede Vorsichtsmaßregel durchaus überflüssig gewesen. Der Garten gehörte ihnen ausschließlich, nur sie und Biot durften einen Schlüssel zu demselben haben.

Man sah der weiblichen Gestalt, die um diese Stunde durch den Garten eilte, deutlich die Furcht an, bemerkt zu werden. Wer sie ängstlich den Schatten der Bäume und Gesträuche aufsuchen oder über den Rasen des Gartens hinschleichen gesehen hätte, der mußte glauben, sie habe was Böses im Sinn.

Oft kehrte sich Bertha von Maillepré, denn dieß war die weibliche Gestalt, erschreckt um, als fürchte sie, daß ein Fenster des Hotels sich öffnen möge. Da erblickte sie eine hohe menschliche Gestalt, deren Schatten sich auf den hellen Vorhängen abmalte. Diese Gestalt bewegte sich hin und her und geberdete sich wie ein Wahnsinniger und nach den Umrissen zu urtheilen, die sich auf dem Musselin so deutlich abzeichneten, wie ein Schattenspiel an der Wand, mußte sie ganz nackt sein.

Kaum hatte Bertha die auf die Straße Payenne führende Gartenthüre erreicht und wollte eben den Schlüssel umdrehen, um die Pforte zu öffnen, da hörte sie plötzlich, wie eines der Fenster des Hotels mit Ungestüm aufgerissen wurde. Sie ließ den Schlüssel fahren und drückte krampfhaft die Hände gegen das laut pochende Herz.

Als sie sich umblickte, ward sie Augenzeuge einer Scene, welcher die Nacht draußen und die Tageshelle drinnen, einen wahrhaft gespenstischen Ausdruck gaben.

Ein nackter Mann, auf den das Licht von hinten fiel und der daher ganz schwarz erschien, sprang unter den wunderlichsten Gestikulationen und ohrzerreißendem Gesange in einer ihr fremden Sprache auf die Fensterbank. In demselben Augenblicke, wo er sich hinabstürzen wollte und beinahe schon in der Luft schwebte, stürzten zwei andere Männer auf ihn zu und packten ihn, wogegen er sich wehrte.

Die Schatten dieser kämpfenden Gestalten zeichneten sich ungemein deutlich auf dem glänzenden Hintergrunde eines vergoldeten Getäfels ab, woran Gemälde mit reichen, weit und hoch ausgeschweiften Rahmen hingen.

Die erste Person, dieselbe, welche das Fenster geöffnet hatte, war nicht blos mit den Armen, sondern auch mit der Stimme thätig, indem sie ab und zu heisere, widerliche Kehllaute ausstieß, während die beiden Andern stillschweigend sich bemühten, den Dritten an seinem Vorhaben zu hindern.

Was mochte dies bedeuten? Das arme geängstigte Mädchen bezog diese Scene auf sich und meinte, daß man ihr nachsetzen wolle.

Gleich darauf wurde eine vierte Gestalt sichtbar, ein Mann mit bleichem, finstrem Antlitz, wie sich zeigte, als er unter das Licht des Kronleuchters trat. Sobald der Nackte, der seine beide Gegner bis dahin in Schach gehalten hatte, diese vierte Person erblickte, hörte er plötzlich auf, sich zu widersetzen, und nahm eine flehende Stellung an.

Dann wurde das Fenster wieder zugemacht....

Bertha erholte sich von ihrem Schrecken, drehte den Schlüssel um und stand in der Straße Payenne..

Im Marais wird es schon um zehn Uhr Nacht. Wenn auf dem Boulevard de Gand das lustige Getümmel erst recht angeht, wenn dort Alles von Licht und Leben überfließt, dann erlöschen die Lampen in der Umgegend der Place Royal so pünktlich und gewissenhaft, daß man glauben könnte, die Chronik wüßte seit Dezennien Nichts mehr von Diebslaternen, Mädchenjägern, Landstreichern, Industrierittern und guten toledanischen Dolchen zu erzählen.

Um Mitternacht bescheinen die schmierigen Thranlaternen nur noch eine ungeheure Einöde, wo selbst die Diebe, diese Stammgäste des öffentlichen Lebens, eine seltene Erscheinung sind. Nach der Meinung gewisser Leute soll weniger die Furcht vor der Polizei, als die Angst vor Gespenstern sie von dort vertrieben haben.

Nur von Viertelstunde zu Viertelstunde schleicht ein sterbliches Wesen durch die mäuschenstille Gassen: ein Jüngling, der sich verspätet hat und dem von Seite des

ängstlich harrenden Papas ein Donnerwetter zärtlicher Vorwürfe droht; ein vorsündfluthlicher Lumpensammler, der, in altmodischem Hute und die Leuchte in der Hand, den Schmutz nach einem Bankschein durchwühlt, den jeder Lumpensammler einmal findet, ehe er das zeitliche segnet; eine hübsche, tief verschleierte Dame, welche die Stunde vergaß und heimkehrt von.... doch schweigen wir davon! Endlich eine Patrouille, eine dienstbeflissene, nachtwandelnde Patrouille, die aufrecht träumend das Pflaster tritt und ihre Siebensachen unterwegs den nimmersatten Arabern dieser Wüste in die Hände streckt...

Kaum daß diese Todtenstille durch das ferne Getöse aus den mittlern Stadttheilen, das Gerassel eines verirrten Wagens, das Knarren der alten Wetterhähne auf den hohen Spitzdächern und hie und da durch die schauerlichen Klagelaute und Flüche aus jenen Höllenschlünden unterbrochen wird, wo der Mensch sich zu Tode schwitzt, um den Menschen das Brod zu kneten.

Nur wer in einer Fastnacht die breiten Straßen des alten Marais durchwandert hat, macht sich einen Begriff von dem plötzlichen Gegensatz zwischen dem nächtlichen Jubel auf den Boulevards und der todtenähnlichen Stille im Marais; nur der fühlt den Zauber der Melancholie dieses Quartiers, das, gleich der Prinzessin im Mährchen, einen jahrhundertlangen Schlaf schläft und uns Wunderdinge aus der Jugend unserer Ureltern erzählen würde, wenn es in dieser Stunde erwachte....

In der Straße Payenne war kein Mensch zu sehen und zu hören. Bertha folgte ihr in ihrer ganzen Länge und ging dann durch die Straße des Park Royal dem Boulevard zu.

Obgleich sie ihre Schritte beflügelte, kam sie doch nicht von der Stelle. Sie schien das Gehen verlernt zu haben, so unsicher und ungleich war ihr Gang. Sie schwankte förmlich über das Pflaster hin und oft mußte sie anhalten, weil ihre an die Stubenluft gewöhnte

Brust die kaltfeuchten Ausdünstungen der nebligen Atmosphäre schwer einathmete.

Als sie sich gegen eine Mauer lehnte, zitterte ihr ganzer Leib unter den Falten des seidenen Mantels. Man sah ihr an, wie sie litt von Angst und Körperschwäche, dennoch flog ein Stral ernster Freude belebend über die Bläſſe ihres Antlitzes....

Ein fernes Geräusch weckte sie aus ihrer träumerischen Stellung. Sie richtete sich auf und setzte ihre Wanderung fort.

Wohin ging sie?... Ohne Frage mußte sie ihr Ziel genau kennen, denn nach kurzem Besinnen fand sie aus dem Gewirre der Straßen die rechte heraus.

Sie ging durch die gauze Straße Neuve-Saint-Gilles, über den Boulevard Beaumarchais, in einen jener endlosen Wege, die, auf beiden Seiten mit wahren Dorfboutiquen eingefaßt, vom Kanal Saint-Martin an bis auf die Höhen im Norden von Paris emporklettern.

Auch hier überall Einsamkeit und Stille, aber keine Größe wie im Marais. Hie und da erheben sich mitten unter alten baufälligen Häusern, die ihr elendes, mit dünner Lehmschicht beklextes Ständerwerk von Weitem zeigen, einige große Fabrikgebäude, die man aus Sanitätsrücksichten in den fashionablen Stadttheilen nicht duldet, dagegen in die armen Quartiere verlegt, damit sie hier die Luft verpesten helfen. Mit jedem Schritte stößt man auf lange, schmale krumme Gäßchen, welche die Hauptstraßen durchschneiden und Gott weiß wohin führen mögen, ich glaube zu den bewohnten Hintergebäuden ungeheurer Holzplätze, wo die Nachtbarn nicht einmal Torf zu brennen haben.

Dennoch sind hier keine solche Kloaken, wo das Elend thurmhoch aufgespeichert ist, im Schmutze fortwuchert und seine ecklen Miasmen ausdünstet, gewissermaßen als eine Art stummer Protestation wider den unverschämten Egoismus jener Klasse, die sich nicht ent-

blödet, sich die Klasse der Kapitale schimpfen zu lassen. Denn so weit ist es mit der Schamlosigkeit der industriellen und kommerziellen Lexika gekommen, daß sie solche Wörter, worin das Geld schlechthin personifizirt wird, in ihr Verzeichniß aufnehmen. Früher begnügte man sich doch mit dem Namen Kapitalist; jetzt findet man ihn nicht bezeichnend genug, weil er den Cynismus der Metamorphose nicht kräftig genug durchblicken läßt. Hinter dem **ist** in Kapitali**st** steckte immer noch so was Menschliches, das an Herz und Gemüth erinnerte. Aber Kapitale,... wie göttlich!... das klingt nur nach baarer Münze, nach Gold!... Kurz, in diesen Gegenden darf man weder die fieberhafte Cité, noch die offiziell pürifizirten, immer aber infizirten Gestade der Bièvre suchen.

Es ist kein unmäßig armes Quartier; ein Quartier, wo man sich wenigstens halb satt ißt. Die Armuth hat hier nicht den Höhepunkt erreicht, wo sie den Poeten begeistern kann, oder wo die Leute, gleich hungrigen Wölfen, heulen. Auch erzeugt es nicht viel mehr Strangkünstler, als der Boulevard de la Madelaine.

Bertha war schon weit von der Paçe-Royal und dem alten Hotel Maillepré, aber immer noch nicht am Ziel ihrer Wanderung. Obgleich sie vor Ermüdung umzusinken drohte, weil die durchs lange Sitzen gegeschwächten Knie den Dienst versagten, hielt sie dennoch muthig aus.

Seit Bertha, vom Boulevard aus, die Straße des Chemin-Vert betreten, hatte sie dieselbe Richtung beibehalten. Sie folgte der Straße des Amandiers längs den Mauern des Klosters der barmherzigen Schwestern von la Roquette und sah endlich die Gitter der Barriere.

Bei diesem Anblick erleichterte sich ihr Herz durch einen langen Seufzer.

Irgendwo in der Nähe hatte ein Herzog von Maillepré unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, dem goldenen Zeitalter der Orgieen, seine Ma-

folie *) gehabt. Dieß Quartier Popincourt war damals in der That das klassische Land der Lusthäuschen des hohen Adels und der hohen Finanzwelt. Wer Bertha in dieser stillen Mitternachtsstunde an diesem Ort begegnet wäre, der mußte glauben, daß sie, als gerechte Vergeltung des Schicksals, ihre Rolle vertauscht habe gegen die Rolle der Bürgermädchen jener Zeit, welche für die geheimen Boudoirs des edlen Herzogs geködert waren.

Und nicht unmöglich, daß es im Leben Bertha's eine Stunde gegeben, wo das hochadlige Mädchen dem gemeinen Bürgerssohne die alte Schuld der Unehre aus entschwundenen Tagen mit gleicher Münze zurückbezahlt hätte. Aber in dieser Nacht wenigstens beflügelte kein unreiner Gedanke ihren einsamen Schritt.

Sie war jetzt am Ziele ihrer Wallfahrt. Bertha stand vor der verschlossenen Pforte des Pere-Lachaise.

Nachdem sie einen Augenblick Athem geschöpft, zog sie leise die Klingel des Todtendieners. Man ließ lange auf sich warten.

„Wer da?" fragte endlich eine grobe Stimme.

„Bertha von Naye!" antwortete sie zitternd.

Bald darauf zeigte sich ein Mann im Thore, der Bertha schon an der Stimme zu kennen schien. Er öffnete die Pforte und streckte die Hand aus, in welche Bertha ein Goldstück fallen ließ.

„Viel Vergnügen!" grunzte der Knecht und verschloß die Pforte, um sich wieder schlafen zu legen.

Weil Bertha bei Tage die Großmutter nicht verlassen durfte, konnte sie den Kirchhof nicht anders als bei Nacht besuchen. Dann aber sind die Kirchhöfe geschlossen und wurden nur um ein gutes Stück Geld geöffnet. Jetzt weiß der Leser, warum Bertha im Wandschrank ihre Stickerei verbarg, warum sie in den nächt-

---

*) Nach der Analogie von Monrepos, Monbijou u. s. w. gebildet.

lichen Feierstunden bis an den frühen Morgen arbeitete, warum Jean-Marie Biot den Auftrag bekam, ihre Stickereien zu Geld zu machen.

So bald nämlich auf diese Weise ein Louisd'or zusammengebracht war — und das kostete lange Zeit und viel Mühe! — wurde er zu dem eben erzählten Zwecke angewandt....

Das Bewußtsein, am Ziele ihre Wünsche zu stehen, gab ihr neue Kräfte. Mit sicherem, festen Schritte durchmaß sie den leeren Raum zwischen dem Thore und den Alleen dieser ungeheuern Gräberstätte.

Der Mond hatte immer noch seinen Wolkenschleier vor. Sein dünnes, wässeriges Licht, allzu schwach, um die dunkeln Massen der riesigen Bäume zu erhellen, warf über Alles im Garten, über Stein und Marmor, einen geisterartigen Schimmer.

Auch die kühnste Phantasie vermag sich Nichts zu denken, das im Entferntesten den furchtbaren Eindruck machte, wie dieß ungeheure Leichenfeld mit seinen Myriaden von Todesemblemen in solcher Mondscheinbeleuchtung.

Ueberall, wohin wir sehen und treten, ist der Tod da: vorn, hinten, neben und unter uns. Die Luft, die wir einathmen, ist mit Tod geschwängert, die Bäume mit ihrem Dunkelgrün wurzeln in ihm und saugen ihre Lebenskraft aus ihm; er versteckt sich unter jedem Rasen, unter jeden Busch, jedem Stein. Keiner kann sich der Todesgedanken hier entschlagen.

Wie viel Geist, wie viel Talent, wie viel Muth, wie viel Schönheit modert unter diesem Grashalm! Dieser grüne Rasen, welcher den Gottesacker deckt, erniedrigt alle Höhen und erhöht alle Tiefen des Lebens zu Einer und derselben Fläche!...

Mitten durch diese Schrecknisse, wo selbst die Seele des Mannes erbebt, ging Bertha kalt und fest einher. Es war, als habe sie das Zittern verlernt.

Schweigend glitt ihr Füßchen über den Rasen der

unzähligen Wege hin, welche Grab von Grab trennen, oder von Allee zu Allee führen. Obwohl am hellen Tage der Wanderer sich verirrt in dem gewaltigen Labyrinth des Pere-Lachaise, fand Bertha selbst in der Nacht ihren Weg. Sie mußte an unsichtbaren Zeichen sich auskennen oder wie von höherer Hand geleitet werden.

Immer mehr beflügelte sie den Lauf....

Bald nachdem sie die gebahnte Straße verlassen, blieb sie vor zwei gleich großen, gleich schmucklosen Steinen stehen, die sich bescheiden über den Boden erhoben. Unter dieser Steindecke ruhten die sterblichen Ueberreste ihrer geliebten Eltern.

Bertha kniete am Fuße des hölzernen Kreuzes nieder, das beiden Gräbern gemeinschaftlich war.

Sie betete inbrünstig, aber ihre Augen blieben trocken, ihr Gesicht so starr und unbeweglich wie immer.

Ihre milde, ernste Andacht machte es unwahrscheinlich, daß sie blos zu diesem Zwecke, um dieser kalt frommen Handlung willen das Zimmer der Ahnfrau verlassen habe....

Nach kurzem Gebete erhob sie sich und bog um ein Gebüsch junger Cypressen.

Ungefähr zehn Schritte von dem Grabe der Eltern entfernt und bloß durch dieß Gebüsch getrennt, stand ein kleines Kreuz aus schwarzem Holz, mit welken Blumen umflochten. Es war das Grab eines Kindes, um welches die kunstlose Hand der Liebe einen einfachen Zaun aus Buchs geschlungen hatte...

Gewiß bist Du, lieber Leser, das eine oder andere Mal vor jenen Erdhügeln stehen geblieben, die kein Stein deckt. Nichts als ein bescheidenes Kreuz mit einem Namen darauf unter einem Blumenkranz! Aber diese Zierde wurde um den letzten Heller einer dürftigen Mutter erstanden!....

Holder Engel, armes Weib!...

Deine einzige Freude hat dir Gott genommen!... Alle Hoffnungen deines Muttersegens, so rosig, so glück-

lich, früh zu Staub und Asche zerfallen unter jenem Rosenhügel, wo du sitzest und weinest!....

Bertha stand einige Secunden aufrecht vor dem Ruheplatze. Ihr Busen hob sich, ihr Haupt fiel auf die Brust nieder.

Sie warf einen scheuen Blick auf die Grabstätte der Eltern, als fürchte sie, von ihnen belauscht zu werden. Als sie die schirmenden Cypressen sah, verlor sich ihre Unruhe.

Ein tiefer Seufzer zerriß ihre Brust, sie sank auf den Boden nieder und barg ihr Antlitz im Grase, das am Fuße des Kreuzes wucherte.

„Mein Kind!.... Mein Edmund!...." rief sie mit erstickter Stimme.

Dann küßte sie die Erde sanft, wie die Mutter die Stirn des schlafenden Kindes mehr anhaucht, als küßt.

Sie erhob sich auf ihre Kniee und stützte die beiden Hände auf den Rasen des kleinen Hügels.

Welche Leidenschaft, welche zärtliche Inbrunst malte sich jetzt auf den unlängst noch so starren, marmorkalten Zügen! Das Blut kehrte auf die todesbleichen Wangen zurück, die Thränen strömten aus den trockenen Augen; die arme, geplagte Seele warf den gehässigen Schleier ab und zeigte die ganze Größe ihres Schmerzes und die Schätze ihrer unendlichen Liebe.

„Edmund, mein Edmund!" schluchzte sie.... „Mein lieber Sohn! Deine Mutter ist wieder da und bringt Dir Blumen mit, die schönen Blumen, die Du so gern hattest, mein lieber Engel!.... Ich bins, Deine Mutter! Erwache, höre mich!.... Ach, wie friert Dich unter der feuchten Erde.... wie schwer drückt sie auf Dich mein Sohn!...."

Thränen und Schluchzen erstickten ihre Stimme.

„Wie schön Du bist!...." hub sie nach einer Weile flüsternd an. „Wem lächelst Du jetzt, mein Edmund, mein lieber Sohn? Haben die Engel im Himmel Dich ebenso lieb, wie Deine Mutter Dich liebte?.... Wüßtest

Du nur, wie ich Dich liebe! Oh heilige Jungfrau," rief sie, leidenschaftlich die Hände gen Himmel erhebend, „heilige Maria, bewahre mir sein Herz!.... Er ist mein, mein ..... mein Sohn! mein lieber Sohn!.... Ach erzähle ihm recht oft von seiner armen Mutter...."

Sie begrub ihre brennendheiße Stirne in beiden Händen, So blieb sie eine Weile, ohne irgend ein Glied zu rühren. Nur die Brust wogte unter ihrem Schluchzen auf und ab.

Als sie das Antlitz entblößte, waren die Thränen versiegt. Schwärmerisch blickte sie gen Himmel....

„Ich habe ihn gesehen," flüsterte sie ruhiger. „Warum noch weinen? Er ist bei Gott.... Er liegt in weißer Wiege und die Engel wiegen ihn. Ja er ist schöner, wie sonst. Ja er liebt seine Mutter, seine arme Mutter, er winkt ihr mit seinem Händchen einen Kuß zu...."

Sie holte unter dem Mantel einen Strauß Herbstblumen hervor.

„Sieh, mein Edmund, das hab' ich Dir mitgebracht.... Diese Blumen pflückte ich Dir in dem großen Garten, der unsern Vätern gehörte.... Es machte mir viel Angst, aber ich mußte Blumen haben, Dir einen Kranz zu winden. Rieche mein Kind wie schön sie duften!.... Sieh, wie glänzend und prachtvoll sie sind...."

Sie hielt ein, Ihr Leib erzitterte krampfhaft, die Arme sanken erschlafft an der Seite nieder.

„Die andern sind verwelkt," fuhr sie mit hohler Stimme nach einer Pause fort und rauschte mit den Händen in dem trockenen Laub, das um den Stamm des Kreuzes hing.... „ja, verwelkt, todt! Ach, der Tod, der Tod!.... Oh, daß ich bei Dir wäre, mein Edmund im stillen, kühlen Grab; wie sanft würde ich an Deiner Seite ruhen!.... Barmherziger Gott, erhöre mein Gebet . . . . "

Ihre Stimme erstarb...

Sie ließ sich neben dem Hügel nieder und wand einen Blumenkranz.

So vergingen die Stunden der Nacht . . . .

. . . .

. . . .

Mit Morgenanbruch fand Jean-Marie Biot, als er, wie gewöhnlich in den Garten kam, um die Alleen zu harken, neben der auf die Straße Payenne führenden Pforte eine weibliche Gestalt, in einen schwarzseidenen Mantel gehüllt, im Grase liegen.

Es war die arme Bertha. Mit äußerster Anstrengung hatte sie den weiten Weg vom Kirchhofe des Pere-Lachaise bis an das Hotel Maillepré zurückgelegt, dann aber war sie, kaum im Garten angelangt, ohnmächtig zusammengesunken.

Biot nahm sie auf den Arm und trug sie durch die finstern Korridore bis in den rechten Schloßflügel. Gaston und Sancta schliefen noch und ohne daß sie erwachten, kam er glücklich durch Beider Zimmer in das der Großmutter, wo er Bertha auf ihr Lager niederlegte.

Zwei Stunden später nahm Bertha, kalt und unbeweglich, wie immer, an dem Familienfrühstück Theil.

5.

Sturmlauf mit Operngläsern.

Kehren wir zum Geschwisterpaar zurück. Wir verließen sie beim Einsteigen in den Wagen und finden sie jetzt in der ersten Galerie der Oper wieder. Ganze zwei Stunden lang konnten Gaston und Sancta vor lauter Staunen und Entzücken nicht zu sich selbst kommen. Das junge Mädchen hatte bis dahin keine Idee von diesen prächtigen Spielen, welche die Sinne in

trunkenem Taumel wiegen, um den Verstand desto leich-ter zu bestechen.

Alles, was sie sah und hörte, erschien ihr wie ein Traum, der seine magischen Reize um sie entfaltete. Sie war ganz Auge, ganz Ohr; alle Sinne taumelten ihr durch einander. Willenlos gab sie sich dem Eindruck von außen hin.

Gewiß war auch sie die Tochter Eva's, gewiß be-saß auch sie einen tüchtigen Fond von jener Neugier, die, im Ganzen genommen, ein glückliches Unterpfand kindlich-naiver Unwissenheit, ein Reiz wahrer Jungfräu-lichkeit ist. Aber das dürfen wir getrost versichern, daß ihrem Wunsche, die Oper zu sehen, alle Rücksichten auf sich selbst fern lagen und daß es Nichts als eine unschuldige List war, um den Bruder zum Genusse jenes Heilmittels zu bringen, das, wie ihr betheuert wurde, auf den Kranken so stärkend und belebend einwirken sollte, wie der warme Regen auf die welke Pflanze.

Plötzlich fand sie sich in diese Feenwelt versetzt. Rings um sie in weiten Reihen eine Blumenlese der schönsten Damen, deren reiche Geschmeide mit ihren Augen an Glanz wetteiferten. Ueberall lachende, an-muthige Gesichter, blühende Wangen, flatternde Locken, reiche schneeweiße Schultern, die fröhlich aus dem Sam-met oder Atlas der reizenden Gewänder hervorquollen.

Ja, in diesem bunten, lichtüberschwemmten Wirr-warr gibt es nichts Häßliches, oder es bedarf, um das Häßliche aus diesem Meer von Schönheit herauszufinden, des durchbohrenden Scharfblickes weiblichen Neides oder der entstellenden Brille des Gecken, der über seine eigene Langeweile gähnt.

Alles glänzt auf den ersten Blick; das Auge sieht keinen Schatten auf diesem Gemälde, oder richtiger, es sieht nur das, was funkelt und schimmert. Es schmückt Alles mit den Farben der Dichtung aus. Jede Loge erscheint ihm gewissermaßen als ein prächtiger Rahmen,

woraus ein Bouquet von Rosen und Lilien ihm entgegenlacht.

Und wenn dann auf das erste Zeichen mit dem Bogen, worüber man fast ebenso viel gewitzelt hat, wie über die Tragödien des Kaiserreiches, den die Spottsucht, diese Scheidemünze beschränkter Geister, ergießt sich ebensowohl über das Gute, wie über das Erbärmliche —, wenn, sage ich, auf das erste Bogenzeichen das Orchester einfällt und die Ströme der Harmonie durch den ungeheuren Sal zittern: o wie schwillt dann das jugendliche Herz in Wonne auf, wie dehnt es sich aus, wie athemlos, fast ängstlos lauscht es auf jeden Ton! wie hofft es!....

Auch der Dilettant genießt, oder gibt sich das Ansehen. Sein Genuß ist rein, wenn er ungekünstelt ist, es ist der Triumph der Kunst über das Alltagsleben. Nur laßt es Euch nicht einfallen, den Genuß des Kunstverständigen oder dessen, der es zu sein glaubt, mit dem kindlichen Entzücken des Naturmenschen bei derlei Wundern vergleichen zu wollen.

Der Dilettant geräth heute in Extase, wie gestern und wie es morgen sein wird. Tag aus Tag ein immer das alte Lied. Die Extase wird ihm nachgerade zur Gewohnheit, wie einem Anderen die Journallectüre; sie wird zu einer Art von Dessert. Er trägt das Bouquet in der Tasche, das seinem Enthusiasmus zu Hülfe kommen soll; sein Delirium läßt ihm Besinnung genug, das Brava oder Bravo mit möglichst genauer Affectation des Florentiner Accents zu murmeln und dabei seine weißglacirten Hände geräuschlos aneinander zu reiben.

Wie anders der Neuling, der Naturmensch, dessen Seele für das Göttliche der Kunst glüht! Wie wahr und aufrichtig ist sein Enthusiasmus! Wie ihm die Begeisterung so warm aus der Brust strömt! Er urtheilt mit dem Herzen, während sein Herz so voll ist von Entzücken, daß es überläuft. Verlangt von einem Solchen nicht, daß er das pedantische Thermometer, wo-

mit eine eifersüchtige Kritik die Skala fremder Kunstleistungen bemißt, in die Ströme der Harmonie eintauche. Er weiß Nichts von gelehrter, figurirter Musik, Nichts von Musikschulen; er weiß nicht, ob die Instrumentalbegleitung sich innerhalb der Gränzen der klassischen Musik hält, oder ob sie wider die altehrwürdigen Normen des Conservatoriums verstößt; ja, Gott verzeihe ihm, aber er weiß nicht einmal, wie viele B moll des Schlüssels es gibt! Dieß Alles weiß er nicht. Aber er weiß, daß seine Seele von der himmlischen Harmonie der Töne wundervoll bewegt werde, daß sein Puls geschwinder geht, daß all sein Denken in Fühlen sich auflöst, daß eine alte Vergangenheit mit ihren seligen Erinnerungen aus ihrem Grabe auferstehht, oder daß ihn die Musik in wonnige Träume wiegt. Die Macht der Töne ergreift, fesselt, zähmt ihn. Er fühlt, wie ein wollüstiger Schauer mit dem Blute durch seine Adern rieselt....

Ihr Alle müßt Ein Mal in Eurem Leben dieselbe Erfahrung gemacht haben, nur daß Ihr sie wieder vergessen habt. Es geht den Sinnen, wie den Steinplatten, je häufiger man diese abdruckt, um so mehr verwischen sie sich und um so undeutlicher werden die abgedruckten Exemplare. Euer Gefühlsvermögen, durch den häufigen Gebrauch, richtiger Mißbrauch abgestumpft, hat alle Reizbarkeit und Empfänglichkeit verloren, sogar die Erinnerung an seine ersten jungfräuliche Genüsse, die Euch auf Eine Nacht in trunkenes Entzücken versetzten.

Sancta war ein zartes Wesen. Bei aller natürlichen Heiterkeit besaß sie ein ungemein reizbares Gefühl. In der ersten Stunde schien es, als unterliege sie dem Vollgenuß der auf sie einstürmenden äußern Eindrücke. Sie hatte nicht die gewöhnliche Frische ihrer Farbe und die jugendliche Lebhaftigkeit ihrer Züge verbarg sich etwas hinter dem Schleier eines dumpfen Staunens. Man sah, wie sie ihrer Gefühle nicht mächtig war.

Ungefähr dasselbe ließ sich von Gaston sagen. Fast

ebenso neu in dieser Welt unbekannter Freuden, wie Sancta und noch reizbarer als die Schwester, mußte er den Zauber gleich lebhaft empfinden. Aber Gaston war weniger jung und kannte die Welt besser. Die Eigenliebe, welche dem Manne ebenso natürlich kömmt, wie die Koketterie dem Weibe, erlaubte nicht, daß seine Züge die Vollgefühle seiner Brust getreu abspiegelten. Er wußte sich zusammenzunehmen und mehr in sich selbst zu genießen. Er zog die Hände gewaltsam an sich, wenn sie applaudiren wollten.

Dennoch war er allzufern von der schlecht versteckten Gleichgültigkeit seiner Nachbarn, um nicht bemerkt zu werden, namentlich da er Sancta, die sich nicht den geringsten Zwang anthat, bei sich hatte.

Hie und da wies man mit den Fingern auf sie oder lächelte spöttisch und flüsterte so Etwas, das wie Provinzial klang.

Unter diesem Worte, das ziemlich gleich bedeutend ist mit Epicier versteht der Pariser nicht sowohl einen aus der Provinz Gebürtigen, als vielmehr jeden Franzosen, er mag gebürtig sein, woher er will, der irgend Etwas in der Welt zu bewundern im Stande ist. Im Sinne des Parisers aus der Straße Saint-Denis ist es das vollkommenste Synonym und zugleich der bündigste Inbegriff aller Adjektive, die eine Lächerlichkeit und Dummheit bezeichnen. *)

Und welcher Grund zum Spötteln! Die jungen Leute wagten es, sich von der Musik eines Rossini und dem Gesange eines Nourrit und einer Falcon hinreißen zu lassen!

Uebrigens kömmt Alles darauf an, wie man Etwas thut. Gewiß darf man mit gespitzten Lippen sein Himmlisch! Göttlich! u. s. w. flüstern, namentlich wenn man zum guten Glücke einige der technischen Ausdrücke im Gedächtniß behalten hat, welche den Kunstkritiken in den

---

*) Entsprechend dem Deutschen: Einfalt vom Lande.
A. d. Ueb.

Journalen so viel Farbe geben. Aber von Herzen bewundern, ohne das Gesicht schulgerecht und kunstverständig zu verzerren.... oh', pfui!....

Sancta und Gaston achteten auf Nichts, was um sie vorging. Himmel und Erde hätten um sie einstürzen können, sie hörten nur auf die Musik und sahen nur auf die Bühne

Anfangs waren sie wie vernichtet von der Gewalt unbekannter Gefühle, die in ihnen erwachten. Sich selbst und alle Andern vergessend, unfähig, Worte zu finden, hatten sie nur im Stillen genossen.

Dann aber, nachdem der erste Sturm sich gelegt und eine kurze Pause eingetreten, sahen sich Beide stumm an....

Welche Beredtsamkeit lag in diesem Blick gegenseitigen Entzückens. Ihre Augen theilten sich Alles mit, was im Herzen lebte und den Weg über die Lippen nicht finden konnte.

Sancta weinte Thränen, Thränen der Freude und des Dankes.... Ja, das Mittel hatte geholfen; die List war gelungen. Keine Spur von Leid und Traurigkeit mehr auf seinem männlich schönen Antlitz. Er schien mit vollen Zügen aus der Lebensquelle zu trinken. Ihrer Wonne kaum mächtig, faltete sie die Hände und hob die glänzenden Augen mit leidenschaftlicher Glut gen Himmel....

Als nach dem mit stürmischem Applaus begrüßten Finale des ersten Aktes der Vorhang fiel, entstand in dem übervollen Hause eine allgemeine Bewegung, vom Parterre bis hinauf zum Amphitheater. Aller Blicke wandten sich fast gleichzeitig von der Bühne ab und schweiften in dem weiten Raume nach Belieben umher.

Während dieses Zwischenaktes, wo die Neugierde überall thätig war, richtete sich mehr als ein Opernglas auf das Geschwisterpaar, das inmitten dieser Menge, die nach einstündiger Ruhe so bunt und lärmend durchein-

ander wogte, wie ein Schülerschwarm nach dem ersehnten Glockenzeichen, einsam und verlassen dasaß.

Trotz des unaufhörlichen Gemurmels, das vom Parterre herauf und von der obern Galerie herab scholl, wagten sie nur zu flüstern, als ob sie nicht ebenso gut ein Recht gehabt hätten, laut zu sein, wie jeder Andere.

Manches weibliche Auge, bald kühn, bald bescheiden, suchte den irrenden Blick Gastons zu fesseln, während Sancta von einem Schock Opernhelden, die sich nicht erinnerten, dieß reizende Gesichtchen je zuvor gesehen zu haben, aufs Korn genommen wurde.

Kahlköpfige Millionäre und schlecht gekleidete Deputirte verschlangen sie mit ihren gierigen Blicken. Der Banquier Bartolo, der ländlich sittliche Marquis Vautour des Bouquets und selbst der berühmte erotische Prinz Trufaldini geruhten sie in allerhöchsten Augenschein zu nehmen....

Vor Allem machten sich im Orchester eine Lorgnette von Elfenbein und im Proscenium ein Opernglas von Ebenholz durch die unermüdliche, wahrhaft heroische Ausdauer bemerklich, womit sie auf die frischen Reize des jungen Mädchens gerichtet blieben, während die übrigen Sedezteloskope, als sie bemerkten, daß Sancta nur für ihren Nachbar dazusein schien, eines nach dem andern in ihrem lobenswerthen Eifer erkalteten und auf leichtere Eroberungen ausgingen, obwohl ihre Eigenthümer sich gestanden, daß die junge Schöne ihre ganze Bewunderung verdiene.

Von noch größerer Bedeutung aber ist, und wir bitten den Leser uns dieß auf unser ehrlich Gesicht zu glauben, daß Sancta der Gegenstand einer viertelstündigen Unterhaltung von Seiten von fünf oder sechs junger Herrchen war, die am äußersten Ende des linken Balkons Posto gefaßt hatten. Dieß ist insofern von größter Wichtigkeit, als diese gnädigen Herrchen, von denen einige schon ein gewisses Alter erreicht hatten, zu der Zahl jener famosen Opernlöwen gehörten, die bald auf dem Balkon,

bald in die höllische Loge placirt werden, deren Dasein freilich von manchen glaubwürdigen Männern entschieden angefochten wurde. Aber was will das im Grunde heißen! hat man nicht auch den guten Vater Homer der Klasse der fabelhaften Wesen zugesellt?

Dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die sieben oder acht Balkonherrchen einstimmig Sancta reizend fanden. Das liebe Mädchen wurde kein Anlaß zu einem Schisma zwischen dieser auserlesenen Blüthe unserer Aristokraten, bestehend aus Felix Chapitaux, dem präsumtiven Erben einer renomirten Wechselmäklerei und seinen adeligen Freunden: J. B. S. T., Sanguin vom Hause Sanguin und Cloquard von Lyon; Arsène Bon von Montfermeil, vielgesuchter Zahnkünstler, der aus purer Erkenntlichkeit den Namen seines Geburtsortes seinem Familiennamen beigefügt hatte; Advokat Durandin und Baron Prunot, Neffe des Herzogs von Pharsalus, welchen Titel er einem welthistorischen Scharmützel während des Kaiserreiches verdankte.

Felix Chapitaux und J. B. S. T. Sanguin waren jung und häßlich, Arsène Bon fing schon etwas zu altern an, Durandin hat seit der Zeit, wo wir ihn kennen lernten, an Runde und wohlwollendem Lächeln beträchtlich gewonnen; von Baron Prunot ließ sich nicht viel mehr sagen, als daß er einen stattlichen Schnurrbart nebst fremden Ordenszeichen trug.

Alle waren mit vielem Geschmack gekleidet, was aber in unserem Jahrhundert, wo hinsichtlich der Toilette der Geschmack kein persönliches Verdienst mehr ist, und selbst ein Lovelace seinem Schneider sklavisch gehorchen würde, Nichts heißen will. Alle unterhielten sich laut, ohne deßhalb allzustörend zu werden. Alle sahen unbeschreiblich heiter und selbstzufrieden in die Welt hinein. Allen stand das Bewußtsein ihrer siegreichen Verführungskünste leserlich auf der Stirn geschrieben.

„Oh, oh, oh! Wie schön!“ winselte Chapiteaux mit

verzuckter Miene, mit den Fingern schnalzend. „Donner und Doria!

„Göttlich, göttlich!“ rief J. B. S. T. Sanguin.

„Welch Gebiß!“ bemerkte der Zahnkünstler.

„Zum Fressen schön!“ bekräftigte Falstaff-Durandin. „Sakerlot nochein!“

Der Baron Prunot schwieg, aber hustete und räusperte sich so vielsagend und drehte dabei seinen Schnurrbart auf so beredte Weise, daß kein Zweifel obwalten konnte, wie sein ästhetisches Urtheil lautete.

„Man sollte glauben, das dumme Ding fürchte sich, uns anzusehen!“ bemerkte Herr von Montfermeil.

„Sie riecht Lunte!“ meinte J. B. S. T. Sanguin.

Alle lachten. Das war nicht fein!

„Seht nur, seht! 'S ist nicht zu sagen!“ versicherte Felix Chapitaux. „Donner und Doria....“

Die Operngläser dieser Herren behielten noch eine Weile dieselbe Richtung bei und gingen dann auf neue Entdeckungsreisen aus.

Nicht so die weiße Lorgnette und die schwarze Lorgnette, die beide unermüdlich in ihrem Examen fortfuhren.

Die weiße Lorgnette kam, wie dem Leser bekannt, vom Orchester. Sie gehörte einem jungen Manne von fünf bis achtundzwanzig Jahren, der mit einer fast nachläßigen Einfachheit gekleidet war und, den Rücken gegen die Bühne gekehrt, aufrecht dastand.

Er war von mittlerem, sehr regelmäßigem Wuchse, breiten Schultern und hoher Brust, die unter dem eng anliegenden, bis an's Kinn zugeknöpften schwarzen Tuchrock scharf hervortrat. Sein kurz geschnittenes, hinten leicht gelocktes kastanienbraunes Haar machte im Jahre 1832, wo Jeder sein Haar kräuselte und mit Hülfe der Pomade zu einer riesigen Pyramide in die Höhe thürmte, viel Aufsehen. Dieß und die Art, wie er seine schwarze Halsbinde geknotet trug, nebst der ungezwungenen, freien

Haltung in Wesen und Stellung, liehen ihm ein deutliches Gepräge von Originalität.

Ohne regelmäßig zu sein, war sein Gesicht höchst einnehmend und mußte Allen auffallen durch die Biederkeit, Offenheit und verständige Kühnheit, die aus seinen Zügen sprachen. Seine klugen, glänzenden Augen sahen fest und lebhaft unter einer hochgewölbten Stirn hervor, die in der Nähe der rechten Schläfe zwei nicht sehr breite Schmarren zeigte, deren eine erst jüngst vernarbt schien; seine glatte Wange hatte jene bläuliche Färbung, die ein frisch rasirter starker Bart zurückläßt; längs der geistreichen und fein gebildeten Oberlippe lief ein kurzer Schnurrbart, welcher an den Mundspitzen leicht aufgewickelt war.

Haltung und Gesicht verriethen den Soldaten und Künstler. Das Atelier oder das Bivouac, vielleicht Beides, hatte seinen männlich schönen Zügen eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit aufgedrückt, die aber seit wenigen Minuten total verschwunden zu sein und andern Empfindungen Platz gemacht zu haben schien. Denn der Blick unseres jungen Mannes glitt hinter seiner Lorgnette mit brennender Neugier zwischen Sancta und Gaston unaufhörlich hin und her. Offenbar war so Etwas von Eifersucht mit im Spiel.

So oft sein müder Arm auf wenige Sekunden die Lorgnette senkte, betrachtete er das schöne Mädchen mit unbewaffnetem Auge. Dann war alle kriegerische Kühnheit aus dem Blicke gewichen und er sah sie mit der zärtlichen, etwas schwärmerischen Verliebtheit eines fünfzehnjährigen Knaben an ....

In einem jener Momente, wo das Opernglas an seiner Seite niederhing, begegneten sich ihre Blicke, Sancta, die gerade mit ihrem Bruder flüsterte, brach plötzlich mitten im Satze ab. Wangen, Stirn und Hals färbten sich rosig roth und über diese Röthe flog ein Halblächeln, so holdselig, so jungfräulich verlegen, und sie wandte so rasch den Blick ab, daß ....

Das andere Opernglas, das vom Proscenium aus Sturm lief, wurde von einer runzeligen, stark behaarten Hand gehalten, auf der ein herrlicher Demant blitzte.

Das war fast Alles, was sich von dieser muthmaßlichen Person sagen ließ, die hinter dem Schirm der Prosceniumsloge verborgen stand.

Aber was vermag ein Schirm, und wäre er auch, gleich dem Schilde der Ajax, siebenfach umhäutet, gegen den durchbohrenden Blick des Feuilletonisten? Hinter dem Schirm stand ein Mann von hohem Wuchse, ungefähr ein Sechsziger. Neben ihm saß eine schöne Frau mit reichen blonden Locken, welche offenbar schon über den Lenz ihres Lebens hinaus war.

Der Herr ging sehr elegant gekleidet und mußte, nach seiner aufrechten Haltung zu urtheilen, noch im ungeschwächten Besitze männlicher Kraft sein. Trotz der faltigen Stirn hatte er volles schwarzes Haar, war es nun Kunst oder Natur.

Im Halblichte der Loge schienen seine Züge hart und eckig, obwohl sie jenes verbindlichen Ausdrucks nicht ermangelten, welcher den Weltleuten zur Gewohnheit wird.

Die Dame an seiner Seite gehörte zu jenen Schönheiten, die nach den strengsten Regeln der Kunst mit dem Meisel aus Marmor gearbeitet scheinen und hinsichtlich der Harmonie des Ganzen, so wie der einzelnen Theile Nichts zu wünschen übrig lassen, wohl aber hinsichtlich des geistigen Ausdrucks. Keine Spur von Anmuth und jenem belebenden Geiste, ohne den auch die regelmäßigsten und schönsten Gesichter kalt und todt bleiben. Aus den großen blauen Augen sprach Nichts als Langeweile; aus den klassischen Formen ihres griechischen Mundes wehte eine Eiseskälte ....

Allerdings muß bemerkt werden, daß hier von einem ehelichen Tete-a-Tete die Rede ist, bei welcher Gelegenheit eine hübsche Dame sich nicht immer von der vortheilhaftesten Seite zeigen soll.

Gatte und Gattin sprachen kein Wort miteinander. Letztere lehnte gegen die Wand der Loge und blickte unendlich gleichgültig vor sich hin. Aber die Zeit nahte, wo auch ihr eine Unterhaltung bescheert wurde.

Denn plötzlich fuhr sie aus ihrer träumerischen Lage empor und richtete das Opernglas auf die gegenüber-befindliche Prosceniumsloge, wo Leon du Chesnel unter tiefen Verbeugungen gegen eine dicke, häßliche, schwer mit Diamanten behängte Dame eintrat.

Seitdem wich das Opernglas der blonden Dame nicht mehr von seiner geraden Richtung ab. Während die eine Ehehälfte mit wahrhaft bewunderswerther Ausdauer Sancta belorgnettirte, war die andere vermittelst des Opernglases mit Leon du Chesnel beschäftigt. Beide schienen sich an Wetteifer im Sturmlauf mit Operngläsern überbieten zu wollen.

Gatte und Gattin nannten sich: Herzog und Herzogin von Compans-Maillepré.

6.

Schauspiel im Schauspielhause.

Gaston und Sancta saßen am äußersten Ende der Galerie rechts, dicht vor der Thüre zum Gange.

Der Herzog und die Herzogin von Compans-Maillepré befanden sich in einer der ersten Prosceniumslogen links und daher ganz in der Nähe des Theiles vom Balkon, wo Felix Chapitaux und seine erlauchten Freunde, die Quintessenz des geistreichsten Volkes der Erde, Posto gefaßt hatten.

Hinter dieser liebenswürdigen Clique breitete sich ein anderes Pröbchen unserer nationalen Aristokratie aus, ein höchst ansehnliches Pärchen: ein dekorirter

Ehemann nebst Ehehälfte, strotzend von Körperfülle und blühendrother Gesundheit.

Felix Chapitaux, diese ergötzliche, unbespiegelartige Natur, hatte von Seite J. B. S. T. Sanguins maßlosen Beifall geerntet, als er diese hochrothe Dame mit dem Fastnachtochsen verglich, und in der That war das Bild nicht übel gewählt; denn ihr stattlich-fleischiges Embonpoint und der heroische Federbusch, der über ihrem viereckigen Kopfe flatterte, gaben ihr alle Ansprüche auf die Ehre dieses Vergleiches.

Diese Dame war keine andere, als die Gattin des Herrn Roncevaux, jenes weltberühmten Pariser Schlächters, dessen Ruhm von Jahr zu Jahr fetter wird, gleich wie er nicht verabsäumt, der königlichen Küche dann und wann mit seinen ungeheuren Lendenstücken ein wohlthätiges Geschenk zu machen.

In der zweiten Hälfte jener Prosceniumsloge rechts, wo die obbezeichnete, häßliche, diamantenbeladene Dame saß, erschien etwas später eine junge, hübsche, vielleicht gar reizende Frau, die inmitten eines kleinen Hofstaates wie eine Königin thronte.

Erstere war Lea Verin, die alte Egerie des Fürsten ***, die damals einen hochgestellten Staatsmann b e g e i s t e r t e und in dem Rufe stand, in den Salons eines gewissen Ministeriums dieselbe Rolle zu spielen, wie Cotillon am Hofe Ludwig **XIV**.

Doch verdient bemerkt zu werden, daß Frau von Verin sich von dem gewöhnlichen Schlage der Pompadours durch ihren bürgerlichen Stolz, ihre zarte Stimme und ihre doktrinäre Pedanterie kräftig genug auszeichnete.

Auch sie hatte ihren kleinen Hofstaat, zwar etwas gemischter Natur, aber doch äußerst unterwürfig. Man sah darin gewisse ernste, wo nicht finstere Gesichter neben holdselig lächelnden Personen, deren Rückgrate sich an wunderbar geschmeidigen Krümmungen überboten. Dergleichen seltsame Compagnieschaften würden überraschen, wenn sie nicht an der Tagesordnung wären. Niemand

versteht besser, gelegenheitlich servile Sonnette zu drechseln, als ein grimmig blickender Puritaner.

Es ist nachgerade eine sprichwörtliche Wahrheit geworden, daß bloß die Unbestechlichen noch einen gewissen käuflichen Werth haben. Wer sich auf unsern politischen Jahrmärkten für einen Spottpreis wegwirft, findet keinen Käufer mehr. Daraus folgt, daß wer sich verkaufen will, zuvor tugendhaft gewesen sein muß.

Die zu den wahren Prinzipien der Gewissensmäklerei Bekehrten nennen das: eine stürmische Jugend gehabt haben! . . . .

Die Frau Vicomtesse von Varannes, die Nachbarin des politischen Blaustrumpfs, war das reizende Widerspiel zu jener erstern Dame. Sie mochte ihre dreiundzwanzig Jahre zählen, war mehr hübsch als schön und noch mehr anmuthig als hübsch. Ihre Toilette zeigte jene stolze Einfachheit, die es verschmäht, gewisser Orten mit gewissen Rivalinnen an Pracht zu wetteifern, aber wie ungleich geschmackvoller, gewählter und künstlicher ist diese scheinbare Kunstlosigkeit, als jenes freche Prunken mit gemeinem Luxus. Kleidung, Haltung, Sprache, Wesen und Benehmen, sogar der Typus ihrer Schönheit verrieth die adelige Herkunft. Es war eines jener niedlich-stolzen Luft- und Schattengebilde, die ihren ganz eigenthümlichen Zauber haben, der außerhalb der Gränzen akademischer Kunst, vielleicht gar der ächten Poesie liegt; ein Zauber, der so ätherischer Natur ist, daß er den Meisten entgeht und daher oft vom Neide weggeläugnet oder in's Lächerliche gezogen wird.

Wer an solchen Schönheiten, die aus dem alltäglichen Gleise heraustreten, doch nicht so, wie der Blaustrumpf und das St. Simonistische Weib, keinen Gefallen findet, der gratulire sich; wer aber diese hübschen Ausnahmen, in welchen die Vollkommenheit fast zur Unvollkommenheit wird, gern hat, der beeile sich in seinem Genusse, denn diese Art verliert sich immer mehr.

In dem schweren Dunstkreise der materiellen Inte-

ressen unsers Jahrhundert gedeihen die Blumen nicht, welche die Pfade schmückten, auf denen jene Königinnen im Reiche des Geistes und gefälligen Witzes durch das Leben tanzten, und Schwärme von Anbetern sich nachschleppten. Von Zeit zu Zeit erscheinen sie, wenn ein ächter Genuß ihrer wartet. Die göttliche Harmonie der Musik zieht sie an, wie die Motte vom Lichte angezogen wird. Nur selten erblickt Ihr sie noch an den Fenstern ihrer Wagen, die im Galopp über das kothige Pflaster von Paris hinrollen, um aufs Land zurückzukehren, wo der Frühling ihnen lächelt, oder im frommen Dämmerlichte von St. Thomas-d'Aquin und St. Sulpice; oder im Gehölz von Longchamps, doch nicht in jenen Tagen, wo es von fürstlich aufgedonnerten Schneiderfrauen und Putzhändlerinnen wimmelt.

Frau von Varannes erwartete ihre Mutter und Schwester, Frau von Pontlevau und Frau von Baulnes. In ihrer Loge befanden sich noch ihr Gemahl, ein Mann zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren mit ernstem, nachdenklichem Gesichte, und zwei oder drei Gäste.

Da Gaston und Sancta fast in gleicher Linie mit den rechten Prosceniumlogen saßen, konnten sie nicht sehen, was dort vorging.

Unmittelbar hinter dem Geschwisterpaar befand sich die Eingangsthüre zur Sitze-Galerie, und weil das Haus gedrängt voll war, hatte die Logenschließerin Bänke in den offenen Raum gestellt, welcher sonst als Gang dient und daher frei bleibt. Dießmal reihte sich Kopf an Kopf, sogar mehrere Damen hatten hier Platz gefunden. Auf dem dicht hinter Gaston befindlichen Sessel saß ein blonder Herr von ernstem Aussehen, der eine goldene Brille trug und dem Advocaten Durandin einen freundlichen Gruß zugeworfen hatte.

Von allen übrigen Personen im übervollen Hause verdient keine die Aufmerksamkeit des Lesers. Nur auf dem letzten Amphitheater, hoch oben in der Luft, bitten wir, zwei junge hübsche Bursche in sonntäglichem

Staate und von zwei quecksilberigen Grisetten begleitet, etwas näher ins Auge zu fassen. Alle vier lehnen weit über das Gitter und betrachten sich Gaston vermittelst eines Fernglases mit drei Schiebern, das von Hand zu Hand wandert.

„Dragon," sagte der eine von ihnen, „was gilt die Wette, er ist's!"

Dragon zuckte die Achseln und schnellte seinem Kameraden, der Poiret hieß, einen Orangenkern an die Nase, zum großen Ergötzen der beiden Mamsellchen.

„Ein Orangenkern ist keine Antwort!" erwiederte Poiret. „Ich wette, es ist der Palot!"

„Der Palot ist größer," sagte Dragon, „magerer und Gott weiß, was sonst noch; jedenfalls ein braver Kerl!"

„Mag sein!... Gilt die Wette?"

„Ein rechter Arbeiter," fuhr Dragon fort, „geht auf keinen Platz, der neun Franken kostet, mit seiner Bekanntschaft, was achtzehn Franken zusammen macht, in Bratenrock und seidenem Kleide."

„Mag Alles sein!..."

„Ist der Poiret von Sinnen!" riefen die Plappermäuler von Grisetten. „Der Herr da und seine Dame Arbeiter? ... Ha, ha! ... Prosit die Mahlzeit, Herr Poiret! Vornehme Leute sind's ...."

„Mag Alles sein!" wiederholte Poiret hartnäckig. „Ich bleib' dabei, 's ist der Palot...."

In Folge des längeren Zwischenaktes war eine größere Stille eingetreten, so daß Sancta und Gaston hören konnten, was in ihrer Nähe gesprochen wurde, ohne darauf zu achten.

„So sehen die Pariser Löwen aus?" sagte eine Dame, unlängst aus der Unternormandie eingetroffen, und wies unerschrocken mit dem Finger auf Felix Chapitaux und seine adeligen Freunde. „Pfui, wie häßlich!"

„Ach, Mütterchen!" quickte die Tochter. „Seh'n Sie nur, wie vornehm... Nicht wahr, Väterchen?"

„Still, Töchterchen," näselte der Herr Papa, der sich besser auf Ochsen als auf Löwen verstand, „die Herren schauen mir impertinent wohlhäbig aus!"

Plötzlich entstand eine Bewegung im Gange hinter Gaston. Ein junger Mann mit hellschimmernder Weste, woran eine Filigrankette hing, ließ sich neben dem Herrn mit goldener Brille nieder, nachdem sie sich derbe die Hand geschüttelt hatten.

„Heil und Segen, Sohn Aesculaps!" grüßte der neue Ankömmling, Herr Roby, unser poetisirender, maschinenerfindender Schauspieler.

„Nicht so laut!" flüsterte Doctor Josepin. „Aber woher kömmst Du, Kunstjünger?"

„Vom Essen, Brüderchen, aus dem Palais-Royal, zwei Franken per Mensch."

„Welch Gewerbe treibst Du jetzt?" fragte er, ihn schielend ansehend.

„Welch Gewerbe? Meiner Seel', bald dieß, bald jenes," antwortete Roby. „Höre mich.... Aber, was Teufel, Du siehst mich an, als hättest Du Furcht, angepumpt zu werden.... Sei ohne Sorge, Freund,.... ich habe noch für vierzehn Tage zu beißen, und dann, aber ja geschwiegen, Josepin, bin ich Millionär, ... vielleicht!"

„Ha, ha, ha!"

„Lache nicht! Auf meine Ehre, 's ist wahr!... Bis dahin hab' ich noch zu beißen; Du weißt, ich lebe einfach...."

„Aber wie hast Du inzwischen gelebt?" fragte Josepin, durch die Versicherungen seines Freundes wieder beruhigt und erheitert.

„Gott weiß es," antwortete Roby, „höchst abenteuerlich und romantisch!... Schon war mir das Glück nahe... so nahe, wie die dicke Frau vor uns, deren normännischer Accent mich an meinen Fall in Alençon erinnert."

„Du fielst? Und verwundetest Dich?"

„Nein, ich wurde verwundet ... in meiner Eigenliebe, ... und am rechten Auge, wie Philipp, der Macedonier, aber statt des Pfeils vom Fragment eines verrotteten Calvilleapfels, den ein Satanas von Bauer auf mich abschoß ......"

„Und warum?"

„Weil ich den Hippolyt in der Phädra spielte."

„Ha, ha, ha!" kicherte Josepin. „Solch ein Fall war das?!"

„Solch ein Fall!" wiederholte Roby mit stoischem Gleichmuth. „Auch als Autor, nicht bloß als Acteur, bin ich gefallen.... Aber, um auf Fortuna zurückzukommen, denk' Dir, mir hat der verfluchte Einfall des Du Chesnel schlecht genützt."

„Welcher Einfall?"

„Die Weiber, Freund, die Weiber! ... So oft ich die Leiter besteigen wollte, brachen mir immer die Sprossen, und ich, mitsammt allen meinen liebenswürdigen Eigenschaften, Talenten und Hoffnungen, mußte zwei Jahre lang von Provinz zu Provinz wandern..."

„Um zu schauspielern?" fragte Josepin.

„Um den Wein in Flaschen zu thun..."

„Armer, armer Bursch! .... Und doch war Du Chesnels Einfall nicht übel."

„Oh, oh," seufzte Roby, „ohne die schöne Baronin..."

„Ja, gewiß, gewiß. Sie hat uns genützt, weil sie uns brauchte. Aber vergiß auch nicht, wenn man die Weiber an ihrer schwachen Seite zu nehmen weiß, und überdieß so gründliche wissenschaftliche Studien...."

„Sieh mich an, Freund! Was hat sie mir genützt, und doch weiß ich aus mehr als Einem Loche zu pfeifen."

„Kömmt Alles darauf an, wie man pfeift, Freund," bemerkte Josepin, mit ungeheuer wichtiger Miene sich die goldene Brille aufsetzend.

Gewiß dachte Roby: „Der blonde Doktor ist noch

aufs Haar der alte." Doch behielt er diese Entdeckung für sich.

„Ist sie noch immer schön?" fragte er.

„Schöner als je!" rief Josepin feurig, die Backen aufblasend und seine Hand auf Robys Arm legend.

„Seltsam, und doch ist sie um sieben Jahre gealtert.... Desto besser für sie!... Und Ihr, Du, o Sohn Aesculaps, und die Andern, wie ist's Euch ergangen? Zwar habt Ihr mich nur zu Dummheiten verleitet, dennoch hab' ich Euch gern und wünsch' Euch das Beste .... Sprich, was treibst Du, Alter?"

„Ich bin im Ganzen zufrieden, Freund.... Während der Cholera war ich auf dem Lande, natürlich als Arzt. Später ließ ich ein Nötchen in die Journale rücken des Inhalts, daß ein gewisser Doktor Josepin von der Pariser Fakultät mehrfache Proben seiner schätzenswerthen Kenntnisse, sowie seiner menschenfreundlichen Unerschrockenheit unter den obwaltenden traurigen Umständen gegeben habe. Das brachte mich in die Mode, mit Hülfe der Baronin...ich glaube gar, bald hängen sie mir 'nen Orden an..."

„Was Du sagst?"

„'S ist eine Lumperei im Grunde, aber doch gilt man noch einmal so viel."

„Bravo, bravo!... Und Du Chesnel?"

„Noch immer Gesandtschaftssekretär."

„Noch immer! So scheint's, die Baronin bedurfte seiner nicht?"

„Ich glaube fast.... Und der Kredit der Herzogin geht auch nicht weiter als das..... Uebrigens hat er sich ein reizendes Weibchen angeschnallt."

„Du meinst, erobert?"

„Nicht so, ich meine erheiratet. Ich rede von Madame Leon du Chesnel."

„Leon du Chesnel verheiratet?"

„Und wie!"

„Bravo, bravo!“ wiederholte Roby. „Und Durandin?...“

Als Antwort wies Josepin zwischen den Köpfen Sanctas und Gastons durch auf den dicken Advokaten, der sich neben Arsene Bon von Montfermeil breit machte, dem Erfinder des odontalgisch-karthaginensischen Elixirs, allbekannt durch seine auf galvanischem Wege gegen Fäulniß geschützten und als tüchtig erprobten Kunstzähne.

„Sieh da, Freund Durandin!“ sagte Roby. „Wie zufrieden er lächelt. Von dem weiß ich im Voraus, ob er verheiratet ist oder nicht. Wer nach Amt und Würden trachtet, der nimmt sicher ein Weib, denn das Eine zahlt das Andere.... Und Denisart?“

„Ich sehe ihn wenig,“ antwortete Josepin, „und weiß nur, daß er im Gefängniß gesessen hat.“

„Im Gefängniß?“

„Ja, im Gefängniß. Der arme Kerl hat Pech über Pech. Erst stiehlt man ihm die großartige Idee von scientifischer Ausbeutung des Volkselendes in grandiosem Maßstabe, und dann schleppt man ihn vor Gericht wegen seiner Broschüre.... Das Allerpechöseste ist, daß Andere, während er im Kerker schmachtet, seine Theorien mit ungeheurem Glück praktisch anwenden.... Schutzbanken, Leihbureaus, Publikationsinstitute für zwei Sous, Leichenkassen, Aussteuervereine u. s. w., das Alles geht jetzt wie geschmiert. Auch ich habe ein Paar Actien in einer Vorschußkasse... die helfen mir leben... Aber Denisart wird sich blutig rächen!“

„Ein Allerweltskerl das!“ versicherte Roby. „Als ich ihn das letzte Mal sah, redigirte er einen Prospect in genialem Rothwälsch für die Herren und Damen in der Nähe des Palais-de-Justice. Er behauptete damals, die langfingerigen Herren und Damen seien leidenschaftliche Liebhaber der Lectüre, also ein vortreffliches Publikum für einen vorurtheilsfreien Schriftsteller......“

„Oh!“ fiel der Doktor ein. „Seitdem ist er ungleich weiter gekommen in der Cultur. Er will jetzt für Saint-

Lazare und die Conciergerie schreiben; dazu fühlt er Beruf in sich. Noch mehr, er geht damit um, die Lästerung und Verläumdung in größerm Maßstabe zu organisiren, und berechnet schon, wie viele Prozente die Rolle eines geschickten Insultators den Actieninhabern abwerfen kann.... 'S ist ein Kerl zum Staunen!"

„Zum Staunen!" wiederholte Roby. „Derlei Gedanken kommen nur ihm!...."

Das Orchester präludirte; Alles gerieth in Bewegung. Der junge Mann aus dem Orchester warf Sancta einen letzten zärtlichen Blick zu und kehrte sich dann gegen die Bühne.

Bis dahin hatte das Geschwisterpaar wegen des allgemeinen Gesummens von dem Gespräch hinter ihnen nichts verstehen können. Je größer aber die Stille wurde und je aufmerksamer sie der Musik zuhörten, um so unangenehmer mußte ihnen die Conversation der beiden Freunde werden, die, trotz des Wiederanfangens der Musik, ungestört ihren Fortgang nahm, wenn auch nicht so laut wie sonst. Sancta und Gaston vernahmen daher den größten Theil der von nun an zwischen dem Doktor und Roby gewechselten Unterredung, weil jedes Geräusch, noch so leise, sich dem Ohre unwillkürlich aufdrängt, sobald es den Hörer belästigt.

„Die Baronin hat sich nicht wieder verheiratet?" fragte Roby.

„Nein," antwortete Josepin, „und wird es auch nicht, ich wette!"

„Sie hat keine Kinder?"

Josepin strich sich das Kinn und sah ihn schlau lächelnd an.

„Kinder?... Wohin denkst Du...."

„Warum nicht?" fragte Roby.

Ein Wort drängte sich auf des Doktors Lippen. Doch besann er sich und hielt es zurück.

„Du vergißt, Freund, der Baron de Roye starb den zweiten Tag nach der Hochzeit."

„Tausend ja!... Ich sehe, ich muß je eher je lieber zur Baronin, um mich wieder an die alten Geschichtchen zu erinnern.... Das Weib hält uns, aber wir halten auch sie!"

Josepin schüttelte ungläubig den Kopf, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Wo wohnt sie?" fragte Roby.

„Ueberall, nur nicht in der eignen Wohnung."

„Wo ist die?"

„Straße Castiglione, Nro. 4."

„Und nie zu Hause?"

„Nie!"

„Gleichviel," entgegnete Roby, „ich will mein Glück probiren. Wir waren viehisch trunken jene Nacht, weißt Du.... ich erinnere mich nur ganz dunkel, aber mir scheint, daß jener Mord....."

Josepin packte ihn am Arme und schüttelte ihn krampfhaft.

Gerade als Roby das Wort Mord aussprach, sah Gaston sich um. Er erkannte in Josepin den Arzt seines verstorbenen Vaters wieder. Auch Josepin erinnerte sich, den Jüngling irgendwo gesehen zu haben.

Von dem Augenblick an war Robys Heiterkeit dahin; das Bewußtsein der von ihm begangenen Unvorsichtigkeit quälte ihn. Josepin befestigte mit ziemlicher Gemüthsruhe seine goldene Brille auf seiner Magisternase und hörte der Musik zu . . . .

. . . .

Während Mademoiselle Falcon mit Mademoiselle Dabadie ein Duett sang und das ganze Haus an ihrem Munde hing, öffnete sich die Thüre des rechten Balkons. Ein elegant gekleideter junger Mann von fast weiblicher Schönheit, aber etwas stark gebräuntem Teint erschien auf einen Augenblick in der um Felix Chapitaux versammelten Gruppe, doch ohne sie zu grüßen, und kehrte sein Lorgnon gegen die Prosceniumslogen rechts.

Gleich darauf drehte er sich um und verschwand.

Ein lautes Gemurmel lief von Mund zu Mund durch's ganze Haus, so daß selbst die kraftvolle Stimme der Mademoiselle Falcon betäubt wurde.

„Der wilde Marquis!" raunte man sich in's Ohr. „Der schöne Marquis!"

Alle sahen von der Bühne auf den Balkon rechts, wohin man Anfangs mit Fingern und Fächern gewiesen hatte. Aber kein wilder, schöner Marquis war dort zu sehen. Niemand, als zahme, häßliche Felix Chapitaux, J. B. S. T. Sanguin u. s. w. u. s. w.

„Was gibt's?" fragte Roby den Doktor.

„Der Marquis!" antwortete der Doktor.

„Welcher Marquis?...."

„Ein Marquis von Deiner Bekanntschaft.... Doch nein, Du kennst ihn nicht.... 'S ist der Löwe des Augenblicks.... Sein romanhaftes Leben hat ihn in die Mode gebracht.... Er macht Furore!...."

„Und wie heißt er?"

„Marquis Gaston von Maillepré."

Gaston erbebte von Kopf bis Fuß. Zum Glück hörte es Sancta nicht....

„Sehen Sie den jungen Marquis von Maillepré, dort in der Loge der Frau Vicomtesse von Varannes!" rief eine Stimme in Gastons Nähe.

Gaston, der zu träumen glaubte, lehnte sich mit halbem Leibe über die Galerie, um den Räuber seines Namens sich anzuschauen. Er sah Nichts als die schönen blonden Haare, welche die rosigen Wangen der Frau Diana von Vaulnes beschatteten....

7.

Der Modeherr.

Minutenlang waren Aller Blicke auf die Loge der Frau von Varannes gerichtet. Es schien, als errege der junge Mann, der kurz zuvor dort eingetreten war, überall im Hause dieselbe Neugier.

Selbst oben das Amphitheater gerieth in Bewegung. Die beiden Grisetten stritten sich um die Wette, jede wollte das Sedeztelescop, das von Hand zu Hand wanderte, zuerst von Poiret haben.

„Geschwind, laß sehen!“ rief Bebelle, die älteste von den beiden. „Wie ungefällig er ist, der Poiret!“

„Galant, wolltest Du sagen! rief Mignonne, ein Mäulchen machend.

Bebelle war zwanzig Jahre alt; die klassische Grisette, deren Porträt überall zu sehen ist, weil sie die Dichter und Romanschriftsteller gleicherweise begeistert! Die quecksilberige, plappermäulige, geschrinzelte und gebügelte, neckisch-kokette, stets singende, springende, tänzelnde, lächelnde, bei dem allem zärtlich grollende, schmollende, weinende und greinende Grisette!

Mignonne war sechszehn Jahre, und Gott lob! kein Typus! Darin wenigstens war sie originell, denn vom gemeinsten Handwerker bis hinauf zum Staatsmann, der nach dem Portefeuille schnappt, ist heutzutage Alles Typus. Ein Galeerensklave ist der Typus eines Galeerensklaven, ein Engel der Typus eines Engels, eine Schindmähre der Typus einer Schindmähre.

Es gibt Leute, die bloß dadurch, daß sie Typen für die Herausgabe von Modejournalen fabriziren, eben so viel Geld verdienen, wie Schneiderlehrlinge.

Diese Leute sind Typen....

Ihre Verleger gleichfalls....

Ihre Leser am meisten!....

Aber Mignonne war, wie gesagt, kein Typus .... Sie tanzte, aber nicht immer, wie die Grasmücken, die Typen von Grasmücken sind; sie tanzte nur gelegentlich, sie ging auch hübsch ordentlich .... Sie lachte oft recht maliziös, aber sie konnte auch ernsthaft aussehen. Sie wußte nicht allzuviel lustige Lieder und hatte nicht allzuviel unterhaltende Romane gelesen, um ihr natürliches, ungekünsteltes Geplauder von dem affektirten Leihbibliothekklektüretone unterhalten zu lassen.

Mignonne war die Verlobte Nazaire's, genannt Dragon; die wahre Verlobte, denn Beide meinten es ehrlich mit einander. Bebelle und Poiret verachteten die Ehe.

„Hübsches Bürschlein!“ rief Poiret. Aber all das Gelächter wiegt keine Unze in der Hand.

„Wie niedlich, wie artig!“ rief Bebelle, ihr Teleskopchen auf den wilden Marquis fixirend.

„Still, wenn ich bitten darf!“ rief ein musikliebender Dilettant aus dem zweiten Range herauf.

Statt aller Antwort wies Bebelle dem Kunstjünger zweiten Ranges ihre schönen Zähne und lächelte ihn von der Seite an.

„Ei der Tausend!“ flüsterte Mignonne. „Gibt es denn Männer, die hübscher sind als Frauen? ....“

„Was gilt die Wette?“ rief Poiret zu Nazaire, der jetzt die Wohlthaten der Lorgnette genoß. „Was gilt die Wette, daß der Marquis nicht wilder ist, als Du und ich?“

„Einverstanden!“ rief Bebelle. „Er sieht nicht darnach aus.“

„Und dann,“ behauptete Mignonne, „sind die Wilden Neger ....“

Nazaire, genannt Dragon, ein schöner stattlicher Bursch von dreißig Jahren, mit freiem, offenem Antlitz und hellbraunen, fast blonden Haaren, die a la Titus frisirt waren, sah bald Mignonne, bald Poiret unschlüssig an. Er fürchtete sich, dem Schätzchen, das ihn etwas

unter dem Pantoffel hatte, zu widersprechen, und doch hätt' er so gern freundschaftlichst mit seinem Kameraden Poiret angebunden.

„Nazaire," sagte er mit hochwichtiger Miene, „das geb' ich zu .... aber wild .... das sieht man am Wilden im Keller .... Ist der nicht auch von Fleischfarbe?"

„Nicht er; aber sein Trikot, Theuerster!" rief Poiret.

„Gleichviel .... er ist so wild, wie Paul und Virginie .... Er ist in Amerika geboren."

Jetzt erstieg die Unterredung eine Höhe, wohin weder Bebelle, noch Mignonne folgen konnten. Sie ließen daher den philosophischen Streit auf sich beruhen und gaben auf's Theater Acht, während Nazaire Alles auskramte, was er über die Geburt und Geschichte des wilden Marquis durch die Güte des markgräflichen Tapezierers erfahren hatte ....

„Ich bleib' dabei!" wiederholte Poiret eigensinnig, „der Marquis ist so wenig wild, als Du und ich! .... Gilt's? ...."

Inzwischen kursirten die manchfachsten Variationen über das eben verhandelte Thema. Ein Jeder wußte was Neues vom schönen wilden Marquis zu erzählen, und nur mit Mühe triumphirte die gewaltige Stimme der Mademoiselle Falcon über diese Disharmonien ....

Felix Chapitaux wußte sich diese ungewöhnliche Neugierde des Publikums, die weder ihn, noch Baron Prunot, Neffen des Herzogs von Pharsalus, noch Herrn von Montfermeil zum Gegenstand hatte, eben so wenig als J. B. S. T. Sanguin, zu deuten. Die ganze Clique, mit Ausnahme des Advokaten Durandin, der weislich schwieg, kritisirte den schönen Marquis von Kopf bis zu Fuß. Chapitaux gab ihm schlechte Lebensart schuld; J. B. S. T. Sanguin, vom Hause Sanguin und Cloquard, fand ihn bürgerlich; Baron Prunot focht seinen Adel an. Nachdem sie dieß Kapitel mit einigen faden Witzen beschlossen hatten, erschöpften sie sich im Lob Palmyrens, Sidoniens und der Athenais, drei Lieblings-

lorettinnen dieser hoffnungsvollen Jünglinge. Sie ließen sich in eine so detaillirte Beschreibung der Reize dieser Mädchen ein, und das in so viel ultra-technischen Ausdrücken, daß schier ein Seelenverkäufer erröthet wäre, sie in den Mund zu nehmen. Endlich verständigten sich die Löwen über die Abwesenheit der Frau von Saint-Pharamond, welche die Hauptsonne im Weltsystem dieser Edelleute zu sein schien . . . .

Wirklich hatte die Person, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in solchem Grade fesselte, etwas höchst Auszeichnendes. Es war ein blutjunger Mann; seine Haut, vermuthlich durch die tropische Sonne leicht gebräunt, hatte trotzdem ein zartes, sammetweiches Aussehen. Aus den glänzend schwarzen Augen, von einer schönen hohen Stirn überwölbt und von pechschwarzen Haaren anmuthig beschattet, sprach eben so viel Herzensgüte als Kühnheit. Um den frischen, fernigen Mund mit hochgebogenen Lippen sproßte ein seidener Flaum von hellem Braun.

Sein Wuchs war unter mittlerer Größe, aber von so wunderbar schönen Proportionen, daß das Auge über diese ebenso anmuthigen, als edelvornehmen Formen die geringe Höhe vergaß. Höchstens konnte man ihm eine zu große Rundung und zu weiche Harmonie vorwerfen. Aber, mein Gott, wie alt mochte er sein? Höchstens dreiundzwanzig Jahre. Also noch nicht in dem Alter, wo das Knochensystem immer mehr seine Rundung verliert und in das Eckige des Mannesalters übergeht.

Nachdem er Herrn von Varannes die Hand geschüttelt, trat er so weit an die äußere Einfassung der Loge vor, daß während eines Augenblickes sich zwischen dem weit vorgebückten Gaston und seinem Profil nur das blondgelockte Haupt der Frau von Baulnes befand. Sobald er die Hand der Vicomtesse geküßt und Dianen lächelnd zugenickt hatte, ließ er sich neben der Vicomtesse auf einem Stuhle in der zweiten Reihe nieder.

„Falcon ist heute Abend göttlich bei Stimme," sagte Frau von Varannes.

Die Antwort des Marquis ging in einem Rinforzando des Orchesters verloren, doch nicht für die Vicomtesse, welche unmerklich erröthend absah.

„Ihr schöner Vetter macht entschieden der Frau von Varannes den Hof," sagte die Herzogin von Compans-Maillepré, deren Opernglas zwischen dem Marquis und Leon du Chesnel hin und her irrte, zum Herzoge.

„Sie ist bezaubernd!" dachte der Herzog ganz laut, sich von dem lieblichen Antlitz Sancta's losreißend.

„Sie bleiben ewig jung, Herr Herzog!" erwiederte Frau von Compans-Maillepré spöttisch lächelnd. „Mit meiner Jugend verlier' ich auch meine Eifersucht immer mehr ...... Uebrigens verräth Ihr Herr Vetter für einen Wilden viel Geschmack! ...."

„Das läßt sich nicht von Herrn Du Chesnel sagen!" erwiederte der Herzog trocken.

„Sie thun ihm Unrecht," entgegnete Frau von Compans, bis unter die Schminke erröthend, doch schnell gefaßt: „Er macht einer Gesandtschaft den Hof."

In demselben Augenblicke verneigte sich der Herzog als Erwiederung auf den flüchtigen Gruß seines schönen Vetters.

Nach diesem Gruß warf er sich verdrießlich in den Armstuhl der Loge. Sein Blick irrte verstohlen vom Marquis auf Du Chesnel, noch immer mit Lea Verin beschäftigt, und von Du Chesnel auf seine Frau. Die tiefen Runzeln seiner Stirn und der grimme Blick des Auges zeigten, daß diese drei Personen ihm das Leben verbittern mußten.

Wie er so dasaß und die Augen gen Boden schlug, sah ihn die Herzogin eine Sekunde lang von der Seite an, ohne Liebe, aber auch ohne Haß, mit größter Gleichgültigkeit. Alle Gefühle der Gattin für den Gatten waren aus ihrer Brust gewichen. Sie hatte ihn abwechselnd geliebt, verabscheut, gefürchtet, wie man einen

unversöhnlichen Richter fürchtet. Dieß Alles hatte sich jetzt zu totalster Kälte und Gleichgültigkeit verflüchtigt.

. . . .

Inzwischen war in der Loge der Frau von Varannes Alles Ohr, denn Nourrit hatte so eben die Bühne betreten.

Frau Diana von Vaulnes, ein schönes Weib, doch ohne die geistreiche Anmuth der Vicomtesse, ihrer Schwester, that, als sehe sie auf die Bühne, während sie unter dem Opernglase durch den Marquis in's Auge faßte, nicht seiner Schönheit wegen oder weil sie ihn liebte, nein! weil ihre ältere Schwester erröthete, so oft ihr der Marquis heimlich ein Wort zuflüsterte.

Die achtzehnjährige Diana, seit wenigen Tagen erst vermählt, war sehr unterrichtet, sehr fromm, sehr gemüthlos, sehr mittelmäßigen Geistes, dabei von blühender Gesichtsfarbe, herrlichen blonden Haaren, schönen Zügen und untadelhaftem Wuchse. Ihre Erziehung ließ Nichts zu wünschen übrig, auch fehlte es ihr nicht an ziemlich wichtiger Urtheilsgabe. Hätte sie bei dem Allem, namentlich bei ihren ausgebreiteten Kenntnissen, mehr Geist gehabt, so wäre sie vielleicht vollkommen gewesen.

Eine solche Natur, wie die ihrige, bedurfte vor Allem einer Erziehung, die ihrem Gemüthe Nahrung gab. Der zartfühlende Takt, der beharrliche Wille einer verständigen Mutter hätten ohne Zweifel manche schöne Anlage in ihr entwickelt und zur Reife gebracht. Statt dessen war sie von frühester Jugend an der erziehenden Thätigkeit einer mütterlichen Tante anvertraut worden, welche aus mißverstandener Frömmigkeit den Grundsätzen einer strengen Aszetik oder einer Art mystisch-poetischer Theologie huldigte. In diesem Geiste wurde die ganze Erziehung geleitet. Vor Allem erwies sich der schädliche Einfluß dieses Geistes auf das jugendliche Gemüth Dianens an ihren falschen Ansichten von der Ehe, die sie als eine grobe Sünde wider die göttliche Tugend der Keuschheit ansah.

Und Nichts ist natürlicher, als dieß. Ein Gegensatz ruft den andern hervor, eine Uebertreibung die andere. Es darf uns daher nicht wundern, daß in unserem Jahrhunderte, wo die Ehe so manchen erbitterten Angriffen von Seiten eigennütziger Gegner ausgesetzt ist, das andere Extrem sich geltend macht und das längst entschlafene Dogma der Manichäer aus seinem Grabe von Neuem ersteht.

Wir hegen nicht den geringsten Zweifel gegen die Ehrlichkeit dieser Kreuzritter wider die heilige Satzung der Ehe; vielmehr sind wir überzeugt, daß sie aus Uebermaß von Tugend eifern. An ihrer Spitze steht ein berühmter Dichter, der sich für seine Leistungen mit dem akademischen Stuhle belohnt weiß. Aber das Gift bleibt Gift, in wie lieblicher Gestalt es sich auch zeige. Daher glauben wir jeden Wohlmeinenden berufen, diesen neuen Tempel, welchen achtungswerthe Hände aus Mißverstand dem cynischen Anubis erbaut haben, durch ein Warnzeichen kenntlich zu machen....

Uebrigens bemerken wir, daß man nicht die Form, sondern das Wesen und den Zweck der Ehe verwirft, wie das Evangelium dieser menschenfeindlichen Religion, der Roman einer Priesterin dieses Tempels, in sehr beredten Worten dieß deutlich ausgesprochen hat.

Man darf heiraten, aber weder Gattin noch Mutter sein.

Diana beging also keinen Widerspruch, wenn sie Herrn von Baulnes, der sterblich in sie verliebt war, ihre Hand reichte. Obgleich sie ihn auf keine Weise von sich abstieß, hätte man doch Alles gewettet, daß er ihr vollkommen fremd sei.

So trafen sich denn in der Loge der Frau von Barannes sechs Personen, die, abgesehen vom Marquis von Maillepré, der nicht zur Familie gehörte, durch die engsten Bande des Blutes vereinigt waren, und dennoch herrschte der größte Zwang unter ihnen, etwa mit Ausnahme der guten Frau von Pontlevau, die sich nie

beengt fühlte, sobald sie einen Cachemirshawl hatte und ein Publikum, das die Eigenschaften desselben zu schätzen wußte....

Herr von Baulnes wagte von Zeit zu Zeit ein schüchternes Wort, aber Diana hörte ihn nicht; der Vicomte bewachte eifersichtig seine Gattin, die vom schönen Marquis belagert wurde; die Vicomtesse fühlte sich beengt, weil sie die argwöhnischen Blicke ihres Gemahles und ihrer Schwester auf sich ruhen sah.

Und doch gewahrte der oberflächliche Betrachter von außen nur heitere, wohlwollend lächelnde Gesichter!....

Wer beschreibt, was Gaston, der andere von Poiret Palot genannte Gaston, seit dieser furchtbaren Entdeckung gelitten? Er, der fern von der Welt lebte, mußte zufällig hören, daß ein Fremder sich mit seinem Namen, dem Erbtheil einer erlauchten Familie schmückte! Dem Befehle des sterbenden Vaters gehorsam, hatte der letzte der Mailleprés seinen Namen verschleiert, um ihn gegen den Schmutz des Elends zu sichern; hatte er, ähnlich jenen stolzen Bretonen der Vorzeit, welche die Degen ihrer Väter in die finstere Ecke einer Kapelle hingen, so lange sie aus Noth mit bürgerlichen Gewerben sich abgeben mußten, die erlauchten Familiennamen in die Nacht des altväterlichen Palastes begraben. Und siehe, dieß Schwert, diesen Namen hat ein frecher Räuber von der Wand des Heiligthums gestohlen!!

In der ersten Aufwallung des Zornes wollte er den Elenden aufsuchen, um ihn zu zerschmettern. Aber der Gedanke an Sancta und der Blick auf die gedrängte Masse um ihn, hielten ihn zurück.... Jene Art natürlicher Schüchternheit, die allen edlen Charaktern mehr oder weniger eigen ist und sich erst im Verkehr mit der Welt abschleift, stürzt sich lieber in ein feindliches Infanteriekarree als auf drei mit Damen besetzte Bänke, mitten im Akte und noch dazu in der großen Oper!....

So bezähmte er denn seine Ungeduld und wartete das Ende des Aktes ab. Kaum war der Vorhang ge=

fallen, so nahm er Sancta an Arm und zog sie ungestüm hinaus.

Der junge Mann aus dem Orchester folgte dem Geschwisterpaar. Als der Herzog sie hinausgehen sah, entfernte er sich unter irgend einer trivialen Entschuldigung. Nicht sobald hatte er den Rücken gewendet, als der Logenschirm gewaltsam zugeworfen ward. Mochte es ein geheimes Zeichen sein oder nicht, genug, Leon Du Chesnel sah sich pfeilgeschwind um. Auf einen gebieterischen Wink der Frau von Compans verließ er die Prosceniumsloge der Frau von Verin und saß einige Sekunden später neben der Herzogin im stattlichen Lehnsessel des Herzogs....

Während der junge Mann aus dem Orchester dem Theater Enfantin gegenüber seine Cigarre anzündete, hatte der Herzog, von oben bis unten zugeknöpft, links und rechts auf dem Hofe sich umgesehen und dann in das Kaffee der Oper sich begeben. Gleich darauf kam er wieder zum Vorschein, gefolgt von einer verdächtig aussehenden Person in Hemdsärmeln, welche ein bis über die Hälfte seiner Länge dick bekreidetes Billardqueue in der Hand trug.

„Hat es solche Eile?" fragte der Mensch in ziemlich kordialem Tone den Herzog.

„Auf der Stelle!" antwortete der Herzog.

„So muß ich meine Parthie verkaufen!" rief Herr Burot und eilte ins Billardzimmer zurück.

Herr Burot war in der Poule, die eben gespielt wurde, noch Jungfer. Es hielt daher nicht schwer, einen Käufer zu finden. Nachdem er sich in seinen semi-fashionablen Frack geworfen und mit dem Gelde, dem Ertrage der verkauften Parthie, geklimpert hatte, eilte er zum Herzoge hinaus, der vor der Thüre des Billardsales wartete

„Wo sitzt sie?" fragte Herr Burot, der beim Herzoge den stolzen Titel eines Sekretärs führte.

„Auf der ersten Galerie," antwortete der Herzog....

„neben einem hübschen Burschen, der ihr gleicht, wie ein Ei dem andern, und ihr Bruder sein muß.“

In dem nämlichen Augenblicke ging der junge Mann aus dem Orchester an den Beiden vorüber und hörte diese Worte.

„So, so“ dachte er.... Er ließ sie einige Schritte voraus gehen und schlich ihnen dann auf den Hof nach.

8.

Der Rohrstock.

Der kleine Hof zwischen den Gebäuden der K. Musikakademie und den Galerien der Oper war damals noch finsterer und hauptsächlich noch kothiger, als er heute ist.

Man kann ihn als den bescheidenen Square dieses glänzenden und volkreichen Stadttheiles ansehen, der von den Boulevard und der Straßen Grange-Bateliere, Lepelletier und Pinon begränzt wird.

Scheint doch als könne jeder Palast oder jedes größere Gebäude nur im kothigen Grunde gedeihen. Die Oper, welche die Könige freilich nur aufnimmt, um ihnen eine wohlthätige Zwerchfallerschütterung zu gewähren, hat dieß feuchte Loch, während die Tuilerien auf eine Pfütze hinaussehen, vor welcher der Besen des Herkules erschrocken wäre.

Früher, erzählt man sich, stellten die gnädigen Herrn ihren Vasallen eine Art Empfangscheine über die geleisteten, pflichtschuldigen Huldigungen. Jetzt bedarf es solcher mittelalterlicher Formalitäten nicht mehr. Wer heutzutage durch einen Besuch in der königlichen Wohnung dem Königthum gehuldigt hat, der wieß, statt jedes schriftlichen Certificates, die Dreckspritzen von den Fersen bis zur Schulter vor. Es ist beinahe schon zum Sprich-

worte geworden, von einem armen, bis über die Ohren beschmutzten Teufel zu sagen: er kömmt vom Carousselplatz!....

Gott sei Dank, bleibt der kleine Hof der Oper noch weit hinter jenem Platze zurück, welcher ohne die sechs Zoll dicke Kothlache auf seinem ausgetretenen Pflaster, worin der Fußgänger zu ersticken Gefahr läuft, der schönste der ganzen Welt sein würde. Nein! Er ist bescheiden schmutzig, wie einem finstern Winkel der Erde, wo nicht Louvre und nicht Tuilerien stehen, erlaubt ist.

Dieser Hof ist mit den vier oben genannten Straßen durch die Galerien, durch die Passage und durch zwei unterirdische Gänge verbunden, welche letztere, trotz ihrer düstern, unfreundlichen Gewölbe mehr von Liebesseufzern als von Klagelauten wiederhallen.

Um recht sicher zu sein, hatten der Herzog und sein Sekretär Burot mitten im Hofraume sich aufgestellt, während der junge Mann aus dem Orchester hinter den schmalen Pilastern der bretternen Kolonnaden den Athem anhielt und mit gespitzten Ohren sie belauschte.

Wenn es ein Verbrechen ist, ein Gespräch, das Einen Nichts angeht, Wort für Wort einzuschlucken, so war unser junger Mann im höchsten Grade schuldig, denn er ließ, um besser horchen zu können, die Cigarre ausgehen und reckte den Hals weit aus.

„Blaue Augen von engelgleicher Unschuld," sagte der Herzog mit der enthusiastischen Salbung des Gourmands, der seine Lieblingsspeisen analysirt.... „Ein Teint von Lilien...."

„Und Rosen," fiel Burot grinsend ein....

„Schweig!.... Eine herrliche Stirn, beschattet von blonden Haaren, die tausendmal weicher sein müssen als Seide...."

„Will viel heißen," grunzte Burot, „aber wenn Sie noch zweiunddreißig Perlzähne Ihrem Signalement hinzufügten, so brächte es mich nicht auf die Spur.... Wie alt mag sie sein?"

„Sechszehn oder achtzehn Jahre?"

„Allerliebst.... Und Ihr Galant?"

„Kerl, 's ist ihr Bruder," sag ich Dir.

„Bah! Die Brüderschaft ist groß!" entgegnete Burot.

„Schweig!.... Wenn je der Stirn eines Mädchens das Gepräge der Keuschheit aufgedrückt war...."

„Mein Gott, Herr Herzog'" fiel Burot ungeduldig ein, „alle Weiber sind bis zum zwölften Jahre keusch, manche gar bis zum fünfzehnten.... Wie sollte denn ein kleines Fehltrittchen ihrer Stirn das Gepräge der Unkeuschheit aufdrücken?...."

„Herr Burot, Herr Burot!"

„Ha, ha, ha," kicherte Burot höchst respektwidrig! „Wie bunt getüpfelt müßten sie Alle dann aussehen!"

Der Herzog stieß zornig mit dem Fuß.

„Es war ein nur Scherz, Herr Herzog," entschuldigte sich Burot, andere Segel aufspannend. „Die Eine ist nicht, wie die Andere.... Werden bald sehen, wie diese ist!"

Ja, sieh nur zu, dachte unser Mann aus dem Parterre. Er stand noch immer auf den Zehen und drehte sich friedlich den Schnurrbart, in Nichts jenen abenteuerlichen Gestalten gleichend, welche in den Dramen mit grimmig verzerrten Gesichtern hinter den Coulissen hervorsehen und ganz leise brüllen: der Schändliche!.... der Verräther!.... der Schuft!.... Blutige Rache!.... u. s. w.

So oft dergleichen Köpfe hinter den Coulissen hervorgucken, haben wir, im Vorbeigehen gesagt, noch immer den Wunsch empfunden, daß Einer von den Schändlichen, Verräthern, Schuften u. s. w., ihnen den Garaus machen, d. h. ihnen seinen Degen mitten durch den Leib rennen möge, damit sie sich in Zukunft besser verstecken.

Aber der kleine Hof war menschenleer, wie immer. Nur von einer Ewigkeit zur andern schlich Jemand aus der Galerie in die Tunnels, die vom Hofe in die Straßen Grange-Bateliere und Pinon führen. Der Herzog und sein Vertrauter durften sich folglich sicher glauben.

Burot war ein kleiner, hagerer Kerl mit langen krausen Haaren, deren welke, fast verdörrte Büschel seinem Kopfe eine gewaltige Breite gaben. Eine krebsrothe Haut lag fest und dicht auf seinen eckigen, weit hervorspringenden Backenknochen; die dünne schmale Nase war in der Mitte gebrochen, so daß sie, wie ein Fallschirm, über den mit langen, durch die Pfeifenspitze tief ausgehöhlten Zähnen, besetzten Mund herabhing. Ein starker, falber Bart lief wie eine Art Backentuch um die hügeligen Wangen, der schwebende blinzelnde Blick der dicht zusammenstehenden, runden, kleinen Augen mit röthlicher Einfassung verrieth den Spitzbuben von Profession. Seine Kleidung machte offenbar Ansprüche auf Eleganz, denn er trug einen Ueberrock von feinem granatfarbigem Tuch, nebst einer Weste von hochrothem Sammet und einer ungeheuren Kravatte von himmelblauem Atlas, mit hellgelben broschirten Blumen reich beladen. Ein perlgrauer, blousenartiger Pantalon schlotterte über die platten knochigen Füße. Auch an Kostbarkeiten fehlte es nicht, ein großer goldener Siegelring steckte auf dem Zeigefinger der rechten Hand, eine Filigrankette hing geschmackvoll an der flammenden Weste und zwei emaillirte Schmetterlinge breiteten als Hemdknöpfe ihre zierlichen Flügel aus.

Der Herzog, der an die Impertinenzen des Kerls schon gewohnt sein mochte, hielt seinen Zorn an sich. Ueberdieß entdeckte er beim Schein der verrauchten Thronlampen die überirdische Glorie der Augen inmitten des hochpurpurnen Antlitzes.

„Schon wieder trunken, mein armer Burot?“ sagte der Herzog in mitleidigem Ton. — „Soll es denn nie besser werden?“

„Ich fürchte, nie, Herr Herzog.... 'S ist verflucht schwer, eine alte Sünde ablegen; das weiß Niemand besser, als Sie....“

Der Herzog legte ihm die Hand auf die Schulter

so nachdrücklich, daß Burot ein höchst ernstes Gesicht machte....

„Mit Vergunst, Herr Herzog. Es war nur Scherz, auch bin ich so nüchtern, daß ich jeder Maus nachschleichen wollte.... fahren wir fort in unserem Signalement, Herr Herzog.... Also reizend blond, seidenhaarig, rosig, schneeweiß, blauäugig, mit einem Bruder, der Bruder und kein Liebhaber ist.... Weiter?"

„Ein himmlischer Wuchs, so viel man daran sehen kann."

„Und Ihre Toilette?...."

„Höchst einfach.... Musselintuch, seidenes Kleid, kleiner Crepphut mit einem Kranz von Blumen, die weniger frisch sind, als ihre Wangen."

„Alter Troubadour, verliebter Geck!" murmelte Burot in den Bart.... „Wollen sehen, was sich machen läßt, Herr Herzog!" rief er laut.

„Nur nicht aus der Schule geschwatzt!"

„Bah!" rief er achselzuckend. „Das ist eine Brücke für Esel!.... Sintemalen die Kleine kein Vöglein sein, sondern auf ihren Beinchen nach Haus schleichen wird, aber Apropos, ihre Beinchen, Herr Herzog, wie sehen die aus?" Oder sollte sie im Fiaker nach Haus fahren? Oder gar in ihrer Equipage?"

„Sollte mich wundern, Burot."

„Gut.... So bleiben nur noch die Beinchen oder die Fiaker.... Im erstern Fall will ich ihr, wie gewöhnlich, nachschleichen. Gott gebe nur, daß sie nicht bei der Barriere du Trône logirt. Im zweiten Fall will ich abpassen, was sie dem Kutscher sagt.... Dann notire ich's mir und bringe Ihnen morgen Bescheid, wenn Gott mir das Leben schenkt."

„Gut so! Aber mach, daß Du ins Parterre kömmst und Dir die Kleine auskundschaftest.... Noch heut Abend erwart ich Bescheid über Deine Expedition.

Der Herzog ging ins Theater, Burot in die Conditorei zurück.

Nachdem unser junger Mann noch eine Weile sich ruhig verhalten, kam er schnell aus dem Versteck hervor und flog dem Herzog nach.

Er holte ihn ein, als er eben die große Treppe erstiegen hatte.

„Ich heiße Romeo," mein Herr, redete er den Herzog an, den Hut in der Hand. „Ich habe als Kapitän in einem Reiterregiment in Afrika gedient und darauf den Dienst verlassen, um meinen Oberst, der mich gröblich insultirt, fordern zu können."

„Darf ich fragen, mein Herr," unterbrach ihn der Herzog vornehm höflich, „wie ich zu der Ehre diesen ebenso unerwarteten, als schmeichelhaften Mittheilungen komme?"

„Der Oberst hatte drei Söhne," fuhr Romeo trocken fort, „drei hübsche, brave, wackere Söhne, die ihren Vater pflichtschuldigst vertheidigten. Ich mußte mit ihnen den Anfang machen."

„Aber, mein Herr!"

„Dann kam die Reihe an den Oberst.... Jetzt bin ich Bildhauer und wohne in der Straße Saint-Louis, im Marais, Nro...."

„Mir liegt an der Nummer Nichts, mein Herr," rief der Herzog und wollte fortgehen. Aber Romeo hielt ihn am Knopfe des Ueberrockes zurück.

„Nummero 26," sagte er ganz leise. „Ich bemerke Ihnen diese Kleinigkeit, damit Sie mich zu finden wissen, wenn es Sie je gelüsten sollte, mich aufzusuchen."

„Die Skulpturen meines Hotels sind in bestem Zustande, mein Herr," begann der Herzog, fest überzeugt, mit einem Narren zu schaffen zu haben.

„Es handelt sich nicht von Ihrem Hotel," sagte Romeo, sich verneigend, „sondern von Ihnen selbst."

„Ich habe nicht die Absicht, mich in Marmor hauen zu lassen, mein Herr."

Romeo verneigte sich nochmals. Dann zog er den

Herzog sanft bis vor die offene Thüre der Loge, in welcher Sancta saß.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte er, auf Sancta deutend.

Der Herzog sah ihn erstaunt an.

„Ja, Sie kennen sie,“ fuhr Romeo trocken fort. „Ich sehe es an Ihrem Staunen und Ihrer Bläße... Hören Sie mich, mein Herr. Ich bin jung und gesund, hoffe daher, noch lange zu leben.... So lange ich lebe, sollen Sie dem jungen Mädchen kein Haar krümmen.“

„Ist das eine Drohung, mein Herr?“ fragte der Herzog, sich in die Brust werfend.

„Ja, mein Herr, eine Drohung!“ wiederholte Romeo, drehte sich auf den Fersen um und ließ den Herzog verblüfft in der Logethüre stehen.

Inzwischen war der Vorhang wieder aufgezogen worden. Taglioni bezauberte Aller Blicke durch die Wunder ihres Tanzes; Alle hingen an diesem idealen Wesen, halb Weib, halb Fee, das auf seinen gazenen Flügeln kaum den Boden berührte. Wer vermöchte zu beschreiben, was sie, die noch unlängst uns entzückte, damals im Mai ihres Lebens war, als der Zauber der ersten Jugend ihre keuschen Verführungskünste unwiderstehlich machte? Was mußte sie damals sein, als der erste Beifall ihre jugendkräftigen Muskeln befeuerte, oder ihr Lächeln sich an dem Duft der ersten Kränze berauschte, wenn sie jetzt noch, nach so langen Jahren, unbestritten als die erste Tänzerin der Welt dasteht?

Trotz der reizenden Gemälde, welche die Sylphide vor den Augen des Geschwisterpaares entfaltete, war die alte Lust dahin; die Stunde des ungetrübten, wolkenlosen Vergnügens entschwunden. Sie hatte nur kurze Zeit gedauert!

Gaston ließ betrübt den Kopf hängen. Grund genug für Sancta, der Freude Abschied zu geben.

Es schien, als sei ein bitterer Tropfen in den Kelch ihres beiderseitigen Glückes gefallen. Seit sie den

Bruder trauern sah, vermochte Nichts mehr, sie zu erheitern.

Gaston verschwieg Sancta aus mehreren Gründen die Ursache seiner Mißstimmung, welche die gesunde Röthe von seinen Wangen verscheucht hatte. Während des Zwischenaktes durchlief er das Foyer und die Korridore, sich ängstlich nach einem Gegenstande umblickend, den Sancta unmöglich errathen konnte.

Aber was er suchte, fand er nicht. Er war auf gut Glück hierhin und dorthin gegangen, hatte sich bald dieser, bald jener Gruppe genähert, durch den Schall irgend eines Namens angezogen, doch immer vergebens. Er horchte eine Weile, musterte die Gesichter der Reihe nach mit einer Aufmerksamkeit, die fast an Unverschämtheit gränzte, und setzte dann seinen Weg fort, zum großen Erstaunen Sancta's.

Und wirklich hatte er sich eine schwierige Aufgabe gestellt... Wie Etwas finden, das man nicht im Geringsten kennt?.. Wer weiß, ob er nicht dicht an ihm vorüberstreifte?... Denn bekanntlich steht dem Menschen sein Namen nicht auf der Stirn geschrieben!

Gaston wußte dieß Alles, dennoch tröstete er sich mit thörichten Hoffnungen und fuhr im Suchen fort, bis ans Ende des Zwischenaktes.

Der schöne Marquis war die ganze Zeit über in der Loge der Frau von Varannes geblieben. Gaston und er hätten sich also nie begegnen können.

Gegen die Mitte des Ballets trat Herr Burot ins Parterre ein, mit dem nonchalanten Benehmen eines Stammgastes. Die trockenen, dürren Haare standen weit von dem feuerrothen Gesichte ab, die Farbenpracht seiner Kleider verletzte das Auge, wie ein Mißton das Ohr; dabei sah ein elastischer Mundspitz hinten aus der Rocktasche hervor und schwankte lustig hin und her.

Nachdem er mit jenem ehrenwerthen Theile des Publikums, der unter dem großen Lüstre seine Reize auskramt, einige verbindliche Grüße gewechselt hatte,

musterte er vermittelst des Opernglases die Galerieen. Auf den ersten Blick fand er Sancta heraus und prüfte sie als Sachkenner.

„Die oder keine Andere!“ sagte er bei sich. „Geschwind ans Werk!... Meiner Seel', sie ist hübsch!... Aber da wird der Herzog blechen müssen.“

Der Titel eines Sekretärs, den Herr Burot beim Herzog von Compans-Maillepré führte, gibt übrigens dem Leser nur einen sehr unvollständigen Begriff von den wichtigen Funktionen, die ihm oblagen. Der Grammatiker würde sagen, dieser Sekretärstitel paßte nur per Autonomasiam oder per Synecdochen auf Herrn Burot, welcher, um ihn unverblümt bei seinem rechten Namen zu nennen, Nichts war, als der Leporello eines Don Juan, ein gewerbsmäßiger Kuppler von gutem Geschmacke und feiner Witterung, ein auf die Liebesjagd trefflich abgerichteter Spürhund, ein gegen alle Prügel abgehärteter Mädchenjäger....

Jeder Handwerker hat seinen Stolz. So auch Herr Burot, der in der Regel seinem Herrn keine Zeit zur Initiative ließ, sondern ihn zuerst auf die liebenswürdigen Bissen aufmerksam machte. Dießmal war ihm sein Herr zuvorgekommen; daher erklärt sich der unverschämte Scepticismus, den er in der oben mitgetheilten Unterredung zwischen ihm und dem Herzoge an den Tag legte. . . . .

. . . .

Das Theater war jetzt vorbei und die Menge strömte durch die engen Ausgänge zum Tempel hinaus.

Felix Chapitaux, J. B. S. T. Sanguin, Herr von Montfermeil und Baron Prunot standen am Fuß der großen Treppe und unterhielten sich von der Taglioni, der kleinen Blondine, der sieggekrönten Stute, die Chapitaux angekauft, am Angelegentlichsten aber von Frau Bathilde von Saint-Pharamond, der blendend schönen Lorette, deren Loge den ganzen Abend unbesetzt geblieben.

Lorette und Lorette ist ein Unterschied. Frau von

Saint-Pharamond gehörte zu den vornehmen. Sie bewahrte in ihrem niedlichen Sekretär einen gültigen Ehekontrakt, der bewies, daß sie die hinterbliebene Wittwe eines hochgeborenen Grafen sei.

Welche beneidenswerthe Stellung für eine Lorette!

Aber auch wie schön, in solcher Stellung sich dem Vergnügen eines Prunot, eines Sanguin, eines Chapitaux, eines Fürsten Trufaldini u. s. w. zu widmen!....

Frau Gräfin von ***, genannt Frau von Saint-Pharamond, hatte gerechte Ansprüche auf die Achtung ihrer Mitschwestern, wie denn auch die für alles Edle und Schöne begeisterten Redaktoren des Witzblattes ***** nicht verabsäumten, in jeder Nummer ihres Journales diesen ihren weiblichen Mäcen zu besonnetten.......

Dragon, der Mignonne am Arme führte, und Poiret mit Bebelle schickten sich zu der weiten Reise in ihre obscuren Quartiere an. Auf dem ganzen langen Wege vertieften sich die Vier in Erörterung der anfänlichen Streitfrage, ob der junge Mann auf der Galerie der Palot gewesen sei oder nicht.

Auch die Logen entleerten sich allmälig. Der Herzog und die Herzogin von Compans-Maillepré hatten die ihrige verlassen. Ehe letztere in den Wagen stieg, warf sie Leon du Chesnel, der einen kostbaren Shawl über Lea Verins runzelige Schultern deckte, einen gebieterischen Blick zu. Ohne Zweifel war dieser Blick eine Ergänzung ihrer während der Abwesenheit des Herzogs gepflogenen Unterhaltung.

Gaston und Sancta blieben vor dem Eingange der Galerie stehen; es schien, als wolle Gaston alle Anwesenden die Revue passiren lassen.

Zuerst kam Lea Verin, die am Arme Leon du Chesnels einherwatschelte. Trotz seines gebieterischen Lächelns merkte man dem Gesandtschaftssekretär an, wie ihn sein Glück langweile. Er sah Gaston, erkannte ihn und wandte den Kopf ab.

Dann folgte Frau von Varannes mit ihrem Hof-

staate. Der schöne Marquis führte die Vicomtesse, mit der er lächelnd flüsterte.

Sein Ellbogen berührte leise Gastons Schulter. Während sich der Marquis entschuldigte, ruhte sein Blick eine Sekunde lang auf dem bleichen Antlitze des letzten der Mailleprés.

Seltsam! Dieß Antlitz verlor plötzlich seinen Ernst und verklärte sich zu dem sanften, freundlichen Ausdruck weiblicher Züge......

Gott weiß woher, aber Gaston vermuthete in Herrn von Baulnes den Räuber seiner Titel und sah ihn finster an......

Zuletzt stieg auch er mit der armen Sancta, die ihn traurig betrachtete und doch nicht wagte, nach der Ursache seines Kummers zu fragen, die Treppe hinab.

Unter dem Peristyl der Oper stand Romeo, bis über's Kinn zugeknöpft, als warte er auf wen. Sobald ihn Sancta erblickte, wurde sie über und über roth, doch sah sie nicht allzu schnell weg, und erst nachdem sie ihm holdselig zugelächelt hatte.

Romeo freute sich wie ein Kind.

Er schlich dem Geschwisterpaar nach, zugleich mit Herrn Burot, der seine Pfeife aus der Tasche gezogen hatte und sie stopfte.

Eben als Sancta und Gaston in einen der vor dem Theater haltenden Fiacres steigen wollten, trat Burot, die Pfeife im Munde und einen Fidibus in der Hand, an den Wagen heran.

Zwei Schritte von ihm ab, auf dem Trottoir, stand Romeo und spielte mit einem niedlichen, geschmeidigen Rohrstock.

„Schwager, erlaubt, daß ich meine Pfeife anzünde," bat Burot den Kutscher, welcher Gaston und Sancta heimfahren sollte.

„Nur zu!" rief der Kutscher. „Wohin belieben die Herrschaft?"

Burot reckte den Hals aus und spitzte die Ohren, um zu horchen.

Aber in dem nämlichen Momente fuhr Romeo mit seinem Rohrstock unter die Pfeife und schnellte sie vermittelst desselben so gewandt und kräftig in die Höhe, daß sie nebst den Vorderzähnen bis in den dritten Stock hinaufflog.

Blitzschnell faßte Burot mit den Händen nach dem Munde. Doch ehe er sich von seinem Schrecken erholte, war der Kutscher verschwunden und Niemand auf dem Trottoir zu sehen, als Romeo, der heiter auf sein Stöckchen lehnte.

„List gegen List!“ rief ihm Romeo lächelnd zu.... „Ihr Herr wird Ihnen Dank wissen, wenn Sie ihm die meinige erzählen.... Grüßen Sie ihn ergebenst vom Bildhauer aus der Straße Saint-Louis, im Marais.“

9.

Zwei Werkstätten.

Den folgenden Morgen, Punkt acht Uhr, nach dem gewöhnlichen Lever der Herzogin-Wittwe, kleideten sich die Geschwister um. Gaston zog seinen Handwerkerkittel, Sancta ihr Indiennekleid an und setzte ihr Häubchen auf.

Statt die Schnur der Pforte zu ziehen, stand Jean-Marie Biot von seiner Arbeit auf und öffnete die Flügelthüre, sich ehrerbietigst verneigend.

Gaston sah blaß und niedergeschlagen aus; mit zärtlicher Unruhe betrachtete ihn Biot.

Auch Letzterer war ungewöhnlich düster und bekümmert; der Leser ahnt, warum? Es war ja der Morgen, wo er Fräulein Bertha von Maillepré neben der Gartenpforte ohnmächtig gefunden hatte....

Hand in Hand gingen die Geschwister ihren Weg, aber nicht munter plaudernd, wie sonst; nein! schweigsam und betrübt.

Der letzte Abend, der so heiter und fröhlich begonnen, lastete Beiden schwer auf dem Herzen. Gaston war in tiefes Nachdenken versunken; dann und wann furchten sich seine Brauen vor Zorn. Sancta sah ihn verstohlen an, als wolle sie die Ursache seiner Trauer ihm vom Gesichte ablesen. Das gute Mädchen zitterte heftig, denn sie ahnte nichts Gutes; es war ihr, als drohe ihnen Beiden ein neuer Sturm.

Nachdem sie die Straße des Francs-Bourgeois durchwandert, bogen sie in die Straße Saint-Louis ein und blieben vor Nro. 26 stehen.

„Auf Wiedersehen heut Abend!“ sagte er zu Sancta und küßte ihre Stirn.

„Heut Abend....“ stotterte Sancta, „wirst Du mir sagen, lieb Brüderchen, was Dir fehlt....“

„Du sollst es wissen, Schwesterchen,“ antwortete Gaston gezwungen lächelnd und küßte sie nochmals.

Beide trennten sich. Das Haus, in welches Sancta eintrat, hatte zwei Flügel, zwischen denen ein ziemlich geräumiger Hofplatz lag. Ueber der Thüre des rechten Flügels war eine Art von Schild, worauf in goldenen Buchstaben geschrieben stand: Madame Sorel, Putzmacherin im zweiten Stocke.

Die Thüre des linken Flügels hatte keine Inschrift aufzuweisen; dieß wäre auch überflüssig gewesen, denn die längs der Mauer zerstreuten Fragmente von Gipsformen und zerbrochenen Statuen, sowie die im Erdgeschoß aufgestellten Gips- und Marmorgruppen, nebst Vasen u. s. w., welche durch die geöffneten Fenster sich bemerklich machten, verriethen das Atelier eines Bildhauers.

So war es auch. In diesem Flügel befand sich die Werkstätte, und im zweiten Stocke, gerade Madame Sorel gegenüber, die Wohnung Romeo's.

Zwischen den beiden Flügeln führte ein Hof, oder richtiger, eine Art von Straße auf den mit einem Eisengitter verschlossenen Garten.

Auch längs des rechten Flügels, und noch an an-

dern Stellen des Hofes war ein Gitterwerk angebracht, so daß es fast schien, als habe sich Romeo zum Mäzen eines gitterfabrizirenden Künstlers aufgeworfen.

Sancta ging in den rechten Flügel des Hauses, wohlgemerkt in den rechten. Als sie in den Arbeitssal eintrat, der rings mit Stickereien in ihren Stickrahmen behängt war, fand sie Niemand, nicht einmal Madame... Sie rückte ihren Sitz zurecht, nahm unter tiefen Seufzern nochmals von Gaston in Gedanken Abschied, öffnete dann ihren Stickrahmen und begab sich an die Arbeit.

Kaum hatte sie einige Stiche gethan, als ein heller Schein auf ihre Hand fiel. Er kam von dem gegenüberliegenden Fenster, welches die Stralen der Morgensonne zurückwarf. Unwillkürlich blickte Sancta von ihrer Arbeit auf und sah hinter den halbgeöffneten Vorhängen das verklärte Antlitz Romeo's.

Erröthend sah sie nieder. Gleich darauf wurden die Gardinen zugemacht.

O, wie pochte Sancta's Herz! Nie hatte sie eine solche Unruhe empfunden; bald war ihr so leicht, so wohl zu Muth, bald wieder so ängstlich, als würde ihr die Brust zugeschnürt.

Sie versuchte zu arbeiten, aber die Finger zitterten ihr auf dem Rahmen. Die Augen irrten unstät über die verschlungenen Zeichnungen hin und konnten ihren gewohnten Weg nicht finden.

Indeß war Madame in's Zimmer getreten. Sancta erbebte beim Geräusch der Thüre, als fürchte sie, der Purpur auf ihrer Stirn werde ihr Verbrechen entdecken. Um Alles in der Welt hätte sie ihre glühendheiße Wange dem Blick der Madame gern entzogen, und doch schien es ihr, sie müsse sich eben so sehr durch ihr scheues Wesen verrathen ....

Unwillig sah Madame Sorel die leeren Plätze und die müssig an der Wand hängenden Stickereien. Es war eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren und ziemlich eleganter Kleidung. Ihre Gesichtszüge, weder

schön noch häßlich, hatten im Zustande der Ruhe nichts Auffallendes. Dennoch wurde vielleicht das geübte Auge des Physiognomikers aus den tausend Falten rings um die schmalen, geradlinigen Lippen auf Sinnlichkeit geschlossen haben.

Aber jeder Munizipalrath kann Euch sagen, daß man ein Arbeitshaus nicht aus christlicher Liebe hält. Wozu braucht man noch Lavater und Gall zu studiren, seit ein Minister in der Pharmacie uns ein untrügliches, ebenso einfaches als sinnreiches Mittel gelehrt hat, aus den Titeln oder den Kleidern einer Person auf die Beschaffenheit ihrer Geistes- und Seelenorgane zurückzuschließen?

Ein Bischen von der Schuld ist auf Rechnung unserer alten Komiker zu schreiben. Ich will nur an die einzige Rolle erinnern, welche der unsterbliche Autor des Tartüffe die Herren Apotheker spielen läßt ....

Madame Sorel schlug einen Stickrahmen nach dem andern auf, um zu sehen, wie weit die Arbeiten fortgeschritten seien. Im Vorübergehen strich sie das niedliche Kinn Sancta's.

„Recht so, mein Kind; so hab' ich's gern;" schmeichelte sie ihr. „Ihr seid die pünktlichste und fleißigste von Allen."

Der Lärm, der plötzlich in der Thüre entstand, sparte Sancta die Verlegenheit einer Antwort.

Fünf oder sechs junge Mädchen in verschiedenfarbigen Kleidern, aber alle gleich kokett und gefallsüchtig herausgeputzt, stürzten lärmend in den Sal. Die meisten waren sehr jung, einige recht niedlich, alle affektirt lustig.

Leider müssen wir gestehen, daß Roman und Theater gleich viel Schuld haben an dieser unnatürlichen Verzerrung und Entstellung. Wer von uns den niedlichen Mädchen mit diesen ecklen Fratzen vordem Gesichte begegnet, der sollte beschämt zur Erde niedersehen. Man hat ihre Lebendigkeit, ihre Anmuth, ihre liebenswürdige

Keckheit so oft gepriesen und so hoch erhoben, daß sie jetzt eine Ehre darin suchen, vornehmstolz, affektirt und unverschämt zu sein oder zu thun.

Gott hat sie, gleich allen andern jungen Mädchen, sittsam und anständig erschaffen. Eben so gewiß hat Gott den Pariser Gamin nicht unerträglicher als alle anderen Bursche, den Studenten nicht träger, gröber, unglücklicher in der Wahl seiner Vergnügungen, als alle anderen Jünglinge gemacht. Der Student bildet oder sollte bilden den aufgeklärten Theil unserer Jugend; selbst der Pariser Gamin soll früher eben so gutmüthig gewesen sein, als er jetzt erfinderisch ist in klassischen Teufeleien.

Woher denn diese Veränderung in den natürlichen Verhältnissen?

Antwort: Weil einige Sausewinde die Grisette, den Studenten, den Gamin zu Typen, d. h. zu Kollektivgestalten, zu idealen Wesen erhoben haben.

Die Folge davon ist, daß jede Persönlichkeit in dem Typus aufgeht. Denn bemerkt es wohl, nicht der Typus kopirt die Grisette, den Gamin, den Studenten, sondern umgekehrt, der Gamin, die Grisette, der Student kopirt den Typus, der in jedem Bilderladen gedruckt, gestochen und illuminirt für ein paar Sous zu haben ist.

Das ist eine ernste, betrübende Erscheinung. Wenn es so fort geht, schrumpft in Bälde die ganze Gesellschaft zu ein paar Bildern aus einem beliebigen Modejournal zusammen.

Es wird Alles so mechanisch werden, wie im Organismus einer Fabrik, und die Menschen sich reproduziren, wie die Exemplare einer Steindruckerei.

Ja, die Originalität schwindet immer mehr aus dem Bereiche des geselligen Lebens. Nirgends eine freie, rein innerliche Bewegung, überall Kopie, Abdruck, Convention in Kleidung, Haltung, Sitte, Gang, Essen und Trinken, in Vergnügungen u. s. w. Jeder ist in Jedem Kopie.

Und wovon Kopie?

Nicht einmal die Kopie eines Menschen; nein! die Kopie einer Kopie, die Kopie eines Typus, das heißt so viel als: Schatten eines Schattens, einer Art burlesken Abdrucks irgend eines burlesken Produktes aus einem leeren Hirn, das selbst Nichts, als eine Kopie ist. Und so geht es weiter bis in's Unendliche.

Nehmen wir zum Beispiel den Arbeiter der Jetztzeit. Der Arbeiter, wie er uns jetzt in den verschiedenen Gewerken entgegentritt, ist Dichter, Philosoph, Denker, Plappermaul, Eifersüchtler, Neider, Narr, ein rhetorisches Talent nicht in der Toga, sondern in zerlumpter Blouse: kurz, er ist Alles, nur nicht das, was er sein sollte — Arbeiter.

Im Namen des Arbeiters selbst protestiren wir feierlich gegen eine solche Verzerrung aller natürlichen Verhältnisse.

Ihr behauptet, er leide, und wirklich leidet er. Aber seht Euch vor, daß Ihr ihn durch solche Uebertreibungen nicht noch unglücklicher macht.

Wie uns scheint, liegt diesem bombastischen Wesen eine Geringschätzung dieses höchst ehrenwerthen Theiles der Menschheit zum Grunde. Man will ihn seiner natürlichen Sphäre entrücken; das kann nur der thun, der sie mißliebig ansieht. Niemand kann die arbeitende Klasse mehr achten und mehr lieben, als wir; Niemand kann herzlicher wünschen und streben, ihnen auf vernünftigem Wege ein besseres Loos und eine günstigere, einflußreichere Stellung im Staate zu verschaffen.

Aber heißt das ihnen dienen, wenn man ihnen niedrig schmeichelt und sie auf eine Stufe erheben will, wohin sie von Natur nicht gehören?

Heißt das, ihnen dienen, wenn man in hochtrabenden, schönklingenden Redensarten ihnen einen Widerwillen gegen ihren Stand beibringt, oder den Haß und die Eifersucht, die in der Seele jedes Leidenden unter der Asche fortglimmen, zu hellen Flammen aufschürt?

Heißt das, es mit ihnen wohlmeinen, wenn man ihnen den Muth zur Ausdauer im Leiden und zugleich den Glauben an eine bessere Zukunft benimmt?.......

Arbeit wollen sie von Euch und nicht den leeren Dunst Eurer selbstsüchtigen Reden! Glaubt mir, statt durch solche wahnsinnige Philippiken ihre Qualen zu lindern, erhöhet Ihr sie!

Ist es nicht ein Jammer und Elend! Die Einen predigen diesen Menschen, die vor Hunger verschmachten, von der sättigenden Kraft des agrarischen Gesetzes. Die Andern beweisen mit mathematischer Evidenz, daß sie nicht einen Tag länger leben können. Ein Dritter kleidet seine überspannten Ideen in eine dichterische Form, die fast ans Geniale streift, und überzeugt Jeden, daß er ein Don Juan sei, welcher Marquisinnen zur Liebe zwinge.

Diese Leute sind nicht durch die Ausschweifungen im Denken verzärtelt, wie Ihr es seid. Sie nehmen Eure poetischen Fictionen für Wahrheit. Sie glauben Euch, die Ihr im Wachen träumt. Wüßtet Ihr nur, wie viel Unheil Ihr anrichtet!

Das Lesen Eurer Schriften hat ihnen den Kopf verrückt. Sie arbeiten nicht mehr, sie legen die Hände in den Schooß; sie träumen, machen schlechte Verse und suchen gierig nach den versprochenen Marquisinnen oder Gräfinnen, die vor ihnen auf den Knieen schmachten....

Es sind arme, unrettbar verlorene Leute, und Ihr seid ihre Mörder.... Mit Einem Federstrich habt Ihr sie getödtet!

Kurz, es sind Typen! . . . .

. . . .

Von den fünf jungen Mädchen, die ins Atelier der Madame Sorel stürzten, trugen Vier Kleider aus verschossener Indienne, aber nach der neuesten Mode zugeschnitten, Hüte aus grobem Zeug, aber von elegantester Form, und niedliche Halbstiefel in weiten Ueberschuhen. Die Fünfte erschien im Häubchen, ähnlich wie

Sancta. Es war Mignonne, Dragons Verlobte, die zum ersten Male das Atelier besuchte und von Mamsell Zelia und Mamsell Zulema auf die Empfehlung Bebelle's, ihrer Freundin, der Madame vorgestellt wurde.

Hinter den fünfen schlich eine lange, blasse, griesgrämig aussehende Gestalt ins Zimmer. Es war Mademoiselle, eine Art weiblicher Aufseherin, die in Abwesenheit von Madame die Polizei handhabte.

„Immer zu spät!“ zankte Mademoiselle ärgerlich. „Sie bringen mich um allen meinen Gewinnst!“

„Nur um zehn Minuten!“ bemerkte Zelia.

„Ich wünschte, Sie nähmen sich Sancta zum Muster!“ fing Madame Sorel an.

„Sancta wird Alles verziehen!“ riefen die vier Mädchen im Chor. „Die kann sich Alles erlauben.“

„Wüßte man nur,“ brummte Mamsell Modesta, „was sie zwischen fünf Uhr Abends und acht Uhr Morgens thut!“

Was Mamsell Modesta in derselben Zeit that, wußte freilich Jedermann.

Sancta arbeitete fort und antwortete Nichts.

„Hier ist die neue Stickerin, Madame,“ hub Zelia an.

Mignonne trat schüchtern zurück, worauf sie von ihrer Schutzheiligen mir Nichts dir Nichts vorgeschoben wurde.

„Wollen den Versuch machen,“ sagte Madame zur Mademoiselle, nachdem sie Mignonne eine Weile prüfend angesehen. „Sie werden mir sagen, wie sie arbeitet.“

„Auf Versuch,“ fügte Zulema erklärend hinzu, „das heißt: für fünfundzwanzig Sous den Tag. Wir Andern bekommen vierzig.... Wollen Sie das? Niemand zwingt Sie dazu.“

„Ich will den Versuch machen,“ flüsterte Mignonne.

„Geschwind denn an's Werk!“ rief Zulema lustig

Hurtig, ihr Dämchen,
Ans Stickerähmchen,
Tra la la la,
Heisa sa, sa!"

„Mademoiselle Zulema!" rief Madame trocken.

„Nicht 'mal trillern darf man!" brummte Zulema und setzte sich ärgerlich an ihren Rahmen nieder.

Mignonne wurde ihr Platz neben Sancta angewiesen. In demselben Augenblicke erkannte sie in Sancta das Mädchen, das in Gesellschaft des angeblichen Palot am letzten Abend die Oper besucht hatte.

„Die Mamsell habe ich gestern Abend in der Oper gesehen," flüsterte sie lächelnd den andern Mädchen zu.

„Sancta, im Theater? Heilige Mutter! . . . Aber gewiß in bessern Kleidern? . . . ."

Zulema, Zelia, Modesta und die Vierte, die ohne Zweifel Emmelie hieß, schlugen ein lautes Gelächter auf.

„Sancta in der Oper! . . . Sancta in der Oper!"

„Erste Galerie," fügte Mignonne hinzu, überglücklich, auf Kosten Anderer lachen zu dürfen. „Und mit 'nem kleinen Brünetten, hübsch wie ein Amor."

Das Gelächter wurde immer lauter.

„Mein Gott, Sancta in der Oper, erste Galerie, mit 'nem brünetten Amor!"

„Sancta bleibt doch Sancta! . . . ."

Das Wort that weh. Sancta erröthete im ganzen Gesichte; eine Thräne trat ihr ins Auge.

„Nichts für ungut, liebste Mamsell," bat Mignonne und ergriff ihre Hand. „War nicht bös von mir gemeint . . . und mein Gott! ist das Ursache zum Weinen? Jede von uns hat ihre Bekanntschaft . . . ."

„Verschonen Sie mich mit solchen Reden, Mamsell," gebot Madame Sorel. „So Etwas darf in meinem Sal und unter meinen Ohren nicht gesagt werden."

„Aus guten Gründen . . . ." wollte Mignonne hinzufügen.

Aber der Chor der Mädchen übertäubte ihre Stimme.

Alle die hämischen, böswilligen Neckereien und Spötteleien, worin die Eifersucht und der Neid des Weibes, — Grisette oder nicht — so erfinderisch sind, stürmten auf die arme Sancta ein.

„Geh'n wir heut' Abend zu den Seiltänzern, Mamsell Sancta?" fragte Zulema.

„Wohin denkst Du, Zulema," fiel Mamsell Modesta ein. „So was ist nur gut für uns Andere."

„Mit oder ohne den kleinen Brünetten?" fragte Zelia.

„Der es so ehrlich meint!" fiel Emmelie ein. „Ich habe fünf oder sechs solche gehabt," fügte sie leise hinzu.

„Laden Sie uns zur Hochzeit ein, Mamsell Sancta?" fragte Modesta höchst ernsthaft.

Sancta sah endlich auf und strich ihre langen, blonden Locken zurück; ihr thränenfeuchtes Auge stralte von himmlischer Unschuld.

„Es ist mein Bruder," sagte sie, ruhig um sich blickend.

„Dacht' ich's doch!" fiel Zulema ein.

„Ich betheure Ihnen, es ist mein Bruder," wiederholte sie mit bewegter Stimme.

„Man weiß, was das heißt," sagte Emmelie.

Sancta erhob sich von ihrem Sitze. Die frischen Farben ihrer Wangen waren verschwunden. Aus ihrem Auge, eben noch so sanft und schüchtern, funkelte der unbeugsame Stolz ihres Geschlechts. Sie blickte Mignonne verächtlich an, die sich umsonst bemühte, sie zu trösten, und ging langsam schweigend auf die Thüre zu.

Nachdem die Lästerzungen der Mädchen einen Augenblick verstummt, fingen sie gleich von Neuem an, als die Thüre sich hinter Sancta geschlossen hatte.

„Die dumme Ziererei, die!" rief Emmelie, vornehm die Nase rümpfend.

„Ich muß mir ein für allemal verbitten," rief die wohlbestellte Schäferin dieser undisciplinirten Heerde, „daß solche Auftritte sich in meinem Hause und unter

meinen Augen wiederholen.... Wenn Mamsell Sancta morgen wiederkömmt....."

„Sie wird nicht wiederkommen!" fiel Mignonne traurig ein. . . . .

. . . .

Als Sancta die Treppen hinabgestiegen war und den Hof erreicht hatte, erblickte sie einen Mann, der mit einem Fuße im Vorhause und mit dem andern im Hofe stand. Es schien, als wolle er sich die Gypsfiguren im Erdgeschoße ansehen.

Auf dem Gesichte dieses Menschen lag eben so viel Furcht, als unverschämte Neugier.

Es war Niemand anders, als Herr Bürot. Mit Hintansetzung aller Gefahren, die seinem Buckel drohten, hatte er sich herbeigeschlichen, um das feindliche Lager zu recognosciren.

Von den vielen Möglichkeiten nämlich war ihm auch die aufgestoßen, daß die kleine Blondine die Maitresse des Bildhauers sein könne und daß dann.....

Das Uebrige erräth der Leser leicht. Es kam also hauptsächlich darauf an, das Terrain möglichst gründlich zu studiren.

Um gegen jede Ueberrumpelung sicher zu sein, hatte er seine Stellung so gewählt, daß er auf das erste feindliche Zeichen zum Reißaus die Beine unter die Arme nehmen konnte.

Als er Sancta hörte, fuhr er schnell mit dem Hintertheil in das Vorderhaus zurück. Nachdem er sich überzeugt, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr drohe, wartete er mit dem Rückzuge und ließ das junge Mädchen vorübergehen, in der er die Schöne aus der ersten Galerie der Oper auf den ersten Blick wieder erkannte.

Er drückte seinen Hut quer über die krause Perrücke, warf triumphirend dem Bildhauer eine trotzige Fausthand zu, Notabene, weil Niemand ihn sah, und schlich der armen Sancta nach.

10.

Die zufällige Begegnung.

Herr Burot folgte Sanctas Schritten in gemessener Entfernung und blieb erst dann stehen, als die Pforte des Hotels Maillepré sich hinter ihr schloß.

„Aha, dachte er; die Kleine wohnt bei uns.... Allerliebst! Vielleicht, daß wir sie für einen halb= oder vierteljährigen Miethzins haben können....“

Schon wollte er die Hand in den Thürhammer legen, da besann er sich eines Besseren.

„Ruhig Blut! Nichts übereilt. Der lange Lümmel von Portier bezahlt immer selbst den Miethzins für den rechten Flügel und dahin muß die Kleine gehören, weil der Engländer keine Tochter hat und sonst Niemand im Schloß wohnt.... Obgesagter Lümmel ist gewiß so was von Protector.... Cerberus.... Man darf ihm keinen Floh ins Ohr setzen....

In Folge dieses Raisonnements ließ Herr Burot den Hammer los und postirte sich an der Ecke der Straße des Francs=Bourgeois, um abzuwarten, ob die kleine Blondine zurückkomme oder nicht.

Er wartete von einer Viertelstunde zur andern, aber die Kleine kam nicht. Inzwischen plagten ihn der Durst nach gewissen Feuchtigkeiten und die Lust, die nagelneue Pfeife anzurauchen, welche die alte, beim gewaltsamen Sprunge in den dritten Stock zertrümmerte zu ersetzen bestimmt war. Weder die hellblaue Atlaskravatte mit gelben Blumen, noch die sammtne Weste genirten ihn im Geringsten. So zog er denn das Pfeifchen aus der Tasche und harrte schweigend der Dinge die kommen sollten . . . .

Nachdem Gaston sich von der Schwester getrennt,

war er mechanisch seinen Weg zur Werkstatt, wo er arbeitete, weiter gegangen.

Aber je länger er ging, um so wirrer und stürmischer wurden seine Gedanken. Nie vielleicht in seiner ganzen freudeleeren Jugend hatte er sich so total entmuthigt, so nahe der Verzweiflung gefühlt, wie diesen Morgen. Wohin er sah, rückwärts oder vorwärts, überall Jammer und Elend. Gelang es ihm auch, das Auge gegen den Blick in die Zukunft zu verschließen; was hatte Gegenwart oder Vergangenheit Tröstliches ihm zu bieten? ...

Gaston war schon im fünfzehnten Jahre leiblich wie geistig zum Mann entwickelt. Trotz des reinen ächt kindlichen Glückes, das er im Umgange mit der geliebten Schwester gefunden, war männlicher Ernst und jene ruhige Fassung, die dem Unglück getrost ins Auge sieht, der Grundton seines Wesens. Dieß verhinderte nicht, daß er in einsamen, schwachen Stunden tiefe Betrübniß empfand und mit dem Schicksale rechtete, namentlich aber in grimmigen Zorn wieder den einzigen Urheber seines Familienunglücks ausbrach.

Dazu kam, daß er seit dem letzten Tage, um zwei furchtbare Erfahrungen reicher geworden war.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte er aus dem Becher des Glückes dieser Welt genippt. Aber dieser Trank, der Andern Nectar ist, hatte sich für ihn in Wehrmuth umgewandelt. Unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich zwischen dem Einst und dem Jetzt auf; unwillkürlich hielt er den Glanz und die Pracht, welche seine Ahnen umgaben, mit dem groben Leinen zusammen das seine Glieder deckte.... Und nun gar der Gedanke an die Schwestern, an die geliebte Sancta!....

Ach, der Sohn der Armuth und des Unglücks, der gleich bei seinem Eintritt in die Welt, unter dem Strohdache des Vaters, von Seufzern und Wehklagen empfangen ward, der unter den Familientraditionen der Hörigkeit und des erbeigenthümlichen Sclaventhums auf-

wächst, der kann ohne Gefahr dem weltlichen Glanze Trotz bieten. Diese Freuden waren nie die seinigen. Er sieht Andere sie genießen, ohne daß ihm der Mund darnach wässert.

Du aber, der persönlich oder vermöge Deiner Väter an dem glänzenden Leben der Welt Theil nahmst, um dann in den Abgrund des Elends verstoßen zu werden, Du, welchem der Engel mit dem Flammenschwerte den Eintritt ins Paradies der Glücklichen versagt, o hüte Dich, dem Lichte zu nahen, welches der Reichthum um sich ausgießt! Bewahre Dir als Dein einziges und höchstes Gut jenen Seelenschlummer, in welchem Du die Erinnerung an das alte Glück verträumest. Ach, wenn Du aus diesem Traume erwachst, steht Dir eine furchtbare Erfahrung bevor. Du erkennst die himmelhohe Schranke, die sich zwischen Deiner Gegenwart und Deiner Vergangenheit aufthürmt. Mit der Verzweiflung des Wüthenden rennst Du gegen die Pforte dieses Paradieses, sie zu sprengen und sinkest ohnmächtig an ihrer Schwelle nieder!....

Armer Gaston! Derselbe Abend, welcher diesen glücklichen Träumen Dich entreißt, bereichert Dich um eine zweite traurige Erfahrung!.... Nicht zufrieden, Dir die unermeßlichen Familiengüter, die Ehren und Würden, welche jahrhundertelang von Vater auf Sohn vererbten, kurz, das ganze Besitzthum Deiner Ahnen geraubt zu haben, nimmt man Dir das Letzte, was Dir noch blieb — Deinen Namen!

„Wie und wo find ich ihn, den schändlichen Dieb der um das Vermächtniß des sterbenden Vaters mich betrügt?" fragte sich Gaston.... „Gewiß ist er reich und und ich bin arm. Sein Weg geht rechts, der meine links.... Niemand stört ihn im Besitze des gestohlenen Gutes, während mir nicht einmal die Zeit bleibt, meine Ehre zu retten!"

In solche Gedanken vertieft, geht oder richtiger läuft er weiter, denn das Fieber beflügelt seinen Schritt.

Mit sehenden Augen sieht er nicht; gedankenlos starrt er die wohlbekannten Häuser auf beiden Seiten der Straßen an.

Endlich bleibt er stehen, das Atelier, in dem er arbeitet, zu suchen. Aber er ist längst darüber hinaus, die unabsehbare Reihe der Boulevards dehnt sich vor ihm aus.

Dennoch eilt er fort, wie von bösen Geistern gejagt. Die Stirn glüht, das Auge flammt ihm. Mehr als Einer sieht ihm nach und bemitleidet den armen Wahnsinnigen.

Jetzt betritt er den Boulevard du Temple, die klassische Gegend bürgerlicher Festlichkeiten. Hier gibts mehr Säufer, als Wahnsinnige. Natürlich heißt's: er ist betrunken!

Gaston sah und hörte Nichts. Er lief gedankenlos den geraden Weg weiter.

Und immer röther färbt sich die Wange, immer heißer schießt das Blut durch die Adern, immer toller gährt es im Gehirn....

Er sucht das Bett, wo der Vater im Todeskampfe liegt. Er hörte ihn röchelnd von den Seinigen Abschied nehmen und in Verzweiflung den Namen Western rufen....

Western! Ach! der verheißene Retter war nie erschienen!

Er sieht Polype, den schändlichen Wucherer, wie er die Mutter und die Schwester, die weinend den Sarg des Vaters umstehen, aus dem Hause verstößt!

Er sieht die Mutter, die geliebte Mutter, wie sie der allzuschweren Last den Leiden unterliegt.

Er sieht Charlotten, das stets heiter, ewig lächelnde Kind, die fröhliche Gefährtin Sanctas bei ihrer stillen häuslichen Arbeit, der Trost und die Hoffnung der ganzen Familie.... er sieht sie, wie sie die Last des Elends von sich abschüttelt. Ach!.... Wo mag sie leben? Wie mag es ihr gehen? Gedenkt sie unsrer noch?

Heiße Thränen rannen über Gastons Wangen.... Aber sie fielen auf einen glühenden Stein. Die Fieberhitze vertrocknete sie schnell . . . .

Und immer weiter ging sein Lauf. Schon hatte er den ruhigen Boulevard, von wo aus man jetzt die Julisäule bemerkt, weit hinter sich. Deßgleichen die volkreichen Gegenden des Chateau d'Eau und jene monumentalen Pforten, die in lateinischer Sprache den Scheerenschleifern des Quartiers Saint-Denis von Ludwig dem Großen erzählen.

Mit jedem seiner Schritte wurde das Getümmel der Lärm, die Pracht und Herrlichkeit größer. Er stand jetzt vor jener andern Säule, dem riesigen Piedestal eines weltbeherrschenden Ruhmes.

Immer träumerischer ward ihm, immer tiefer verlor er sich rückwärts in die verschlungenen Pfade seiner jungen Jahre. Er überzählte die furchtbaren Scenen seiner Leiden, als wolle er sich zu jenem Paroxysmus der Verzweiflung steigern, welche mit gefletschten Zähnen und höllischem Gelächter gen Himmel blickt und wie Orestos ausruft: „Dank Dir, ich bins zufrieden!"

Aber nein! Sein Zorn fand auf der Erde Beschäftigung genug! Lebte nicht sein und seiner Familie geschworner Feind noch? Die Eltern im größten Elend gestorben; Charlotte abwesend; Sancta zu niederer Handarbeit verdammt, er selbst bis in den tiefsten Abgrund des gesellschaftlichen Lebens verstoßen; das Alles war sein Werk! Das Werk eines Menschen, der im Reichthum und Herrlichkeit die gestohlenen Güter verpraßte!!

Gaston bebte vor Wuth. Er hatte den Bösewicht stets gemieden, weil er beim Anblick desselben den gewaltsamen Ausbruch seiner Leidenschaften fürchtete und seine Hände nicht in Blut tauchen wollte.

Oft in seinen fieberhaften Nächten, wo er sich schlaflos auf dem Lager hin und her wälzte, wo die Brust ihn brannte, die Zunge am Gaumen klebte

und der tödliche Schweiß aus allen Poren des Leibes hervordrang; dann war es der Schatten des Herzogs von Compans-Maillepré, welcher ihn mehr als alles Andere quälte und ängstete. Aber immer hatte er den blutigen Gedanken niedergekämpft.

Doch seit gestern war er ihm nicht aus dem Sinn gekommen.

Ja, ich will und muß ihn tödten, den Mörder und Räuber meiner Familie!" rief er bei sich.

Dazu kam, daß ihn die Furcht plagte, der Herzog sei mit dem, was er bisher gethan, noch nicht zufrieden und wolle ihm an's Leben, um seinem Werke die Krone aufzusetzen. Denn überall war ihm eine räthselhafte Person nachgeschlichen, woraus er schloß, daß Jemand ihn ins Geheim überwache. Dieß konnte kein Anderer sein als der Herzog oder Western. Aber auf Einen warten, der sieben Jahre ausgeblieben, schien im höchsten Grade thöricht. Es versteht sich von selbst, daß Gaston Nichts von dem in der Fastnacht des Jahres 1826 Western begangenen Morde wußte.... So geriethen seine Gedanken natürlich auf den Herzog, der eines neuen Verbrechens gegen ihn und seine Geschwister ebenso gut fähig war, wie des alten.

Jedenfalls lag ihm der Herzog nicht allein im Sinne. Es gährten und tobten die verschiedenartigsten Empfindungen durcheinander; bald haderte er mit dem Geschicke, das ihm die glänzende Stellung die ihm von Geburt an gehörte, mißgünstig entzogen hatte; bald zürnte er mit Western, dessen Ausbleiben sie Alle ins Elend stürzte, bald schwur er dem Unbekannten Rache, der sich seinen Titel und Namen anmaßte . . . .

. . . .

. . . .

Ein frischer Luftzug weckte ihn plötzlich aus jenen halbwachen Seelenträumen, welche die Sinne des Gesichts und Gehörs in vollkommene Unthätigkeit wiegen Als er aufsah, gewahrte er sich unter dem Schirm-

dach hoher Bäume .... Ohne es zu wissen, war er bis mitten in die Champs=Elysees gekommen.

Es mochte gegen Mittag sein, die kalte, aber reine Herbstluft lud die Bewohner der riesigen Metropole ins Freie. Schon drängte sich in der großen Allee Equipage auf Equipage, während zierliche Wägelchen, aus denen freundliche Kindergesichter hervorsahen, von schneeweißen Ziegen mit rothem Leder gezogen, im Sande der Nebenwege dahin rollten.

Von Zeit zu Zeit flog eine Amazone, von Kavalieren begleitet, im tanzenden Tritt ihrer stolzen Pferde vorüber, oder glitt ein schwanker Tilbury zwischen hochräderrigen Fiakern durch. Hier schaukelte sich der gewichtige, aber schön gebaute Kasten eines Landauers, dort sah man im sorgfältig verschlossenen Coupé und durch dicke Pelzkleider gegen die kühle Witterung geschützt, einen Kranken, der von der erstorbenen Vegetation sich reinere Luft versprach; dort endlich rollte eine offene Kalesche, ein bewegliches Parterre, wo ein frisches Bouquett schöner Damen sich in den Stralen der Herbstsonne wärmte ....

Gaston warf einen flüchtigen Blick auf dieß neue Schauspiel, dessen Pracht so furchtbar gegen sein Elend abstach. Das Glück der Reichen schien wie eine Furie ihn zu verfolgen. Er wandte den Blick ab von diesem fröhlichen Schimmer, dieser lächelnden Herrlichkeit, von all den schönen, reich geputzten Damen, die sich üppig in ihren Wagen hin und her schaukelten.

Eben als er bekümmert wegsehen wollte, galoppirte eine lustige Gruppe von Reitern, eine Dame und vier junge Kavaliere, vorüber.

Die Dame war jung und wohlgewachsen. Ihre als Vollblutgentleman gekleideten und in anglisirendem Französisch schwatzenden Begleiter hockten auf den Gäulen, als wären die Sättel mit Rasiermessern bespickt. Die Herren nannten sich: Felix Chapitaux, J. B. S. T. Sanguin, Arsene Bon von Montfermeil

und Baron Prunot. Sie alle gaben sich die Ehre und das Vergnügen, Frau von St. Pharamond zu begleiten, die Perle der Loretten des Quartiers Breda; eine Lorette mit Hotel, Equipage und Wappenschild, eine Lorette, so hoch erhaben über den gewöhnlichen Schlag der Loretten, wie ein Marschall von Frankreich über einen Korporal; eine Lorette endlich, die, obgleich sie wenigstens Einen Fürsten in ihrem Schleppthau hatte, doch gern eine Morgenstunde für bloße Chapitaux und Consorten erübrigte.

Man verzeihe uns den kleinen Anachronismus mit dem Worte Lorette, das im Jahre 1833 noch eine Art von unbekannter Größe war.

Felix und seine erlauchten Freunde ritten ziemlich brave Thiere, aber tummelten ihre Rosse höchst schulwidrig, bis auf den Baron Prunot, der es, Dank seiner stürmischen Jugend und der Protektion seines Onkels, des tapfern Herzogs von Pharsalus, bis zum Quartiermeister in einem Dragoner-Regiment gebracht hatte. Aus dieser kriegerischen Epoche seines Lebens datirte auch sein höchst ansehnlicher Schnurrbart.

Die vier Anderen thaten ihr Möglichstes und bestrebten sich, alle Künststücke der Reitschule, die sie los hatten, mit dem gehörigen Aufwand von Ziererei zum Besten zu geben.

Die Lorette war gegen jeden von den Fünfen gleich bezaubernd, wofür jeder der hoffnungsvollen Jünglinge ihr mit seinem ganzen Vorrath von Galanterie und Liebenswürdigkeit aufwartete.

Besonders Felix Chapitaux, der gewaltige Ansprüche machte, für geistreich, witzig und anmuthig zu gelten. Hätte das Bürschlein nur ein Bischen nachgedacht, so würde er bald gefunden haben, daß seine Verdienste als Sohn eines der angesehensten Wechselmäklers und als Neffe des eben so berühmten, als ehrenwerthen Hauptes der Firma Polype und Comp., welche den ganzen Pariser Kleinhandel gegen zwölf Procent mit Geld versah,

durchaus hinreichten, ihn jeder andern Verdienste zu überheben. Aber Jeder hat seine schwache Seite.

Diese schwache Seite des Erben der Chapitaux, diese wunderliche Grille, geistreich zu scheinen, führte einen Umstand herbei, der, wie geringfügig er auf den ersten Anblick sein mochte, dennoch auf das Schicksal der Hauptperson unserer Erzählung entscheidend wirkte.

So gewiß hat auch das winzigste Geschöpfchen seine bestimmte Rolle in dem großen Drama des Lebens!... Wie stände es jetzt mit Rom, wenn die kapitolinischen Gänse nicht zu rechter Zeit geschnattert hätten!......

Felix Chapitaux hatte seinen geringen Vorrath an Witz und Liebenswürdigkeit verschossen; er wußte absolut Nichts mehr zu sagen. In Ermanglung eines Bessern fing er an, seine Reitkünste auszukramen und als gefälliges Bürschchen, wofür er sich hielt, mit seinem Pferde zu spielen. Während er das Pferd kurbettiren ließ, machte es plötzlich einen Seitensprung, und warf Gaston, welcher sich glücklicherweise zufällig umsah, mit der Brust von hinten nieder. Gaston blieb ohnmächtig auf dem Platze liegen.

Einige Schritte weiter brachte er das Pferd wieder zum Stehen. Chapitaux blickte um sich und sah Gaston in seinem ohnmächtigen Zustande.

„Die verfluchten Blousen die," schalt er, „nehmen sich nie in Acht."

Damit sprengte er zu den Freunden zurück, die seinen Reitkünsten bewundernd zugeschaut hatten.

„Das Pack wird immer unerträglicher!" rief J. B. S. T. Sanguin, dessen Vater Anfangs Trödler gewesen."

„Dieß Gesindel lärmt und tobt, daß man sein eigen Wort nicht hört!" versicherte Baron Prunot, der zur Zeit der Korporalschaft des Herzogs von Pharsalus in einer Krambude das Licht der Welt begrüßt hatte.... Dabei drehte er sich den stattlichen Schnurrbart.

„Sie haben Recht, mein Herr!" betheuerte Frau

von St. Pharamond, die reizende Lorette, die Tochter eines schornsteinfegenden Savoyarden und einer Apfelhöckerin....Sie haben Recht, die Canaille ist nicht mehr zum Aushalten....."

Chapitaux schwieg; er hatte sich von seinem Schreck noch lange nicht erholt....

Inzwischen blieb Gaston leblos im feuchten Grase liegen.

Der eben erzählte Auftritt, der kaum vierzig Schritt von der Hauptchaussee entfernt vor sich ging, hatte keine andern Zeugen, als eines jener armen Weiber, die längs der Alleen Brod und Früchte verkaufen, und eine Herrschaft, die von ihrer bedeckten Kalesche aus Gaston niederstürzen sahen.

Der Wagen hielt und es zeigte sich im Kutschenschlag erst ein schönes Frauenantlitz, dann fast ein eben so schönes und sanftes Herrengesichtchen.

Der Herr winkte der Höckerin herbei.

„Gebt die Börse dem Armen, gute Frau, und laßt ihn dafür pflegen..... Wir können uns nicht aufhalten, wenn er sonst was nöthig hat, soll er sich nur an mich wenden; da ist meine Charte nebst Adresse...."

Der junge schöne Mann sah sich ängstlich um und gewahrte am jenseitigen Ende der Allee einen anderen Wagen, der große Eile zu haben schien.

„Geschwind zugefahren, Fritz!" rief er dem Kutscher zu.

Noch ein paar Sekunden und der Wagen mitsammt der schönen Herrschaft war verschwunden . . . . .

Wenige Minuten später kehrte Gaston die Besinnung wieder. Die ehrliche Frau händigte ihm Börse und Adresse gewissenhaft ein.

Kaum hatte er die elegante Charte flüchtig angesehen, als er mit Einem Sprunge auf den Beinen war.

„Wo ist er?" rief er. „Wo ist er?"

„Seine Adresse steht unten auf der Charte!" bemerkte die gute Alte.

Gaston rieb sich die Augen und betrachtete die Charte nochmals genau.

„Ja, es ist so!“ rief er, aus tiefster Brust seufzend.

Dann warf er die volle Börse der Höckerin unwillig vor die Füße und lief aus Leibeskräften dem Platze Ludwig XV. zu.

Auf der Charte stand, unter einer Marquiskrone, der Name:

Gaston de Maillepré,

und darunter mit Bleistift geschrieben:

Rue Royal-Saint-Honore Nr. 9.

In unserem Verlage ist erschienen:

Der Prophet von Florenz.

Dichtung und Wahrheit

von

Johannes Scherr.

3 Bände. Elegant geheftet. Preis 6 fl. 48 kr.

„Mehrfach," lautet die Besprechung dieses Werkes in der Zeitschrift „Vaterland" 1845, Nro. 123, „hat der Verfasser in der letzten Zeit durch rasch auf einander folgende Werke verschiedenen Inhaltes die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums auf sich gezogen. Hier begegnen wir Herrn Scherr auf einem Felde, das er unseres Wissens in dieser Schrift zuerst betritt, dem der Romandichtung. Er nahm zugleich Bedacht, seine Bilder in einem historischen Rahmen geordnet, zur Betrachtung aufzustellen, ein Umstand, welcher das „Dichtung und Wahrheit" des Titels erklärt. Ein begeisterter Verehrer Nik. Lenau's, hat der Verfasser einen von jenem bereits behandelten Stoff frisch aufgefaßt, um ihn dem Volke näher zu führen. Savonarola ist der Prophet von Florenz, der uns hier in seinem Wirken und Denken, seinem Leben und Tod entgegentritt. Das Ende des 15. Jahrhunderts, eine Zeit, die eben so laut, wie die unserige, eine religiöse Umgestaltung forderte, zeigt uns in ihm den Mann, der kurz vor dem Aufflammen der nordischen Reformationsfackel inmitten der Orthodoxie das hierarchische Unwesen bekämpfte. So geben sich die Anknüpfungspunkte an die Gegenwart leicht und die Parallelen werden mannigfacher, welche sich auch in nicht religiöser Beziehung mit um seine Zeit ziehen lassen. Das Ganze ist fertig, tüchtig geschrieben, die Charaktere gut auseinandergehalten und durch das historische Interesse, das sie bieten, anziehend, die Verwicklung natürlich und spannend. Das Getriebe der Politik in Italien und am päbstlichen Hof bot reich die verschiedenartigsten Situationen, in denen sich der Verfasser leicht bewegt. Dabei vermeidet der Verfasser nicht, tiefer in die Charaktere, besonders des Helden, einzugehen. Freilich mag dann Vieles aus den Schriften Savonarola's selbst und seiner Zeitgenossen darin verborgen liegen. Es ist ein lebendiges Gemälde jener Zeit, welchem durch die frische Dichtung nicht das Interesse an der historischen Wahrheit und dem tiefen, ernsten Charakter Savonarola's geraubt wird. — Zum Schluß hat der Verfasser noch einige Betrachtungen über die Neuzeit angefügt, die in kurzen raschen Zügen von Luther aus verfolgt wird. Als die Frucht von ihrem Ringen und Kämpfen sehen wir fern oder nah eine neue große Aera! Hier die Schlußworte des ganzen Werkes: „Darum getrost! Die Noth wird der Erkenntniß die That gesellen und den Sargdeckel des erwachenden Riesen sprengen. Der Erlöser wird aufstehen, richtend, strafend, schaffend und segnend, und wird zur Wahrheit machen die frohe Botschaft der Freiheit und der Liebe, des Lichtes und der Gerechtigkeit!"

Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Féval, Paul,

Pariser Liebschaften

Bd.: 1/3

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-13,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573090-5